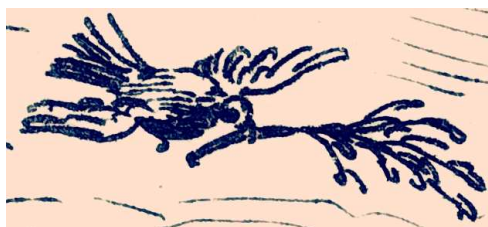


Franziskus Maria Stratmann O.P.

Weltkirche und Weltfriede

Katholische Gedanken zum
Kriegs- und Friedensproblem



kirche & weltkrieg
digitalbibliothek 5

Franziskus Maria Stratmann O.P.

Weltkirche und Weltfriede

Katholische Gedanken zum
Kriegs- und Friedensproblem

Neu herausgegeben und
eingeleitet von Thomas Nauwerth

digitalbibliothek
kirche & weltkrieg

Impressum:

Franziskus Maria Stratmann O.P.
WELTKIRCHE UND WELTFRIEDE
Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem

Neu herausgegeben und
eingeleitet von Thomas Nauerth

Kirche & Weltkrieg – digitalbibliothek 5.
Düsseldorf, 01.03.2021.

<https://kircheundweltkrieg.wordpress.com/>

Neuedition mit freundlicher Genehmigung der Dominikanerprovinz Teutonia.
Nach der Erstauflage 1924 (Haas & Grabherr Verlag Augsburg).
Satz: Peter Bürger (Projekt *Kirche & Weltkrieg*)

*

Ergänzend zu dieser Digitalbibliothek erscheint
die gleichnamige Buchreihe *Kirche & Weltkrieg* bei BoD,
in der nachträglich auch eine preiswerte Druckausgabe
des jeweiligen Teils (mit anderer Seitenzählung) erhältlich ist.

Ankündigung zur erweiterten illustrierten Druckausgabe dieses Teils:

Franziskus Maria Stratmann O.P.
Weltkirche und Weltfriede
Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem
Neu herausgegeben und eingeleitet von Thomas Nauerth
Kirche & Weltkrieg, Band 5
(Buchreihe zur Digitalbibliothek: <https://kircheundweltkrieg.wordpress.com>)

Herstellung & Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt
ISBN der Buchausgabe: 978-3-7534-3993-8
(Paperback; 376 Seiten)

Nach Erscheinen erhältlich über
<https://www.bod.de/buchshop/>
und überall im Handel.

Inhalt

Einleitung zu dieser Neuedition <i>Thomas Nauerth</i>	6
--	---

Franziskus Maria Stratmann O.P.
Weltkirche und Weltfriede (1924)

Vorrede	28
EINLEITUNG: WELTADVENT	33
I. DIE WELTKIRCHE ALS CORPUS CHRISTI MYSTICUM	49
A. Dogmatik	49
B. Ethik	58
II. DER KRIEG ALS ZERSETZUNGSELEMENT IM CORPUS CHRISTI MYSTICUM	69
A. Die Zersetzung der natürlichen Grundlagen	72
B. Die sittliche Zersetzung	81
C. Die Zersetzung der Einheit und Katholizität	98
III. DER KRIEG ALS METAPHYSISCHES UND MORALISCHES PROBLEM	106
A. Die »Notwendigkeit« des Krieges	106
B. Der gerechte und der ungerechte Krieg	113
1. Vom Standpunkte des Naturrechtes	113
2. Vom Standpunkte der Offenbarung	149
a) Im Alten Testament	149
b) Im Neuen Testament	153

IV. DER WELTFRIEDENSGEDANKE	163
A. In der Vergangenheit	163
1. Außerhalb der Kirche	163
2. Innerhalb der Kirche	180
B. In der Gegenwart	206
1. Außerhalb der Kirche	206
a) Der klassische Pazifismus	208
b) Der religiöse Pazifismus	219
c) Der Jung-Pazifismus	229
2. Innerhalb der Kirche	246
V. VATERLANDSLIEBE	277
VI. MENSCHHEITSLIEBE	319
VII. AUFGABEN UND AUSBLICK	331

*

Selbstständige Publikationen von Franziskus Maria Stratmann	370
--	-----

Einleitung zu dieser Neuedition

Thomas Nauwerth

Eine Einleitung zur Neuausgabe eines vor knapp 100 Jahren erschienenen Buches muss vor allem zwei Fragen beantworten: Wer hat dieses Buch geschrieben und warum sollte man heute noch dieses Buch lesen? Im Fall von »Weltkirche und Weltfriede« wird sich dabei zeigen, dass das Leben des Autors und der Inhalt seines Buches eine geradezu existentielle Verknüpfung miteinander gebildet haben. Vom Buch zu erzählen, heißt von seinem Autor, dem Dominikaner Pater Franziskus Maria Stratmann O.P. zu erzählen¹ – und umgekehrt. Diese besondere Verbindung von Leben und Werk ist ein Teil der Faszination dieses Buches, das darüber hinaus durch eine manchmal geradezu irritierende Aktualität

¹ Eine ausführliche wissenschaftliche Biographie zu Franziskus Maria Stratmann steht noch aus; vgl. vorläufig Alke TIMMERMANN / Dieter STEUBL: Pater Franziskus Maria Stratmann O. P. (1883–1971). Die Biografie eines unermüden Friedenskämpfers, München 2009. Vgl. ansonsten Thomas HEATH: Francis Stratmann. Forgotten Prophet of Peace. In: *Doctrine and Life* 26 (1976), S. 408-428; Paulus ENGELHARDT: Der Friedenskämpfer. Zum 100. Geburtstag von Franziskus Maria Stratmann OP (8.9.1983) In: *Wort und Antwort* 24 (4/1983), S. 111-120; DERS.: Um des Friedens willen. In: *Christ in der Gegenwart* 35 (1983); Dieter RIESENBERGER: Franziskus M. Stratmann. In: Helmut Donat/Karl Holl (Hg.): *Die Friedensbewegung* (Hermes Handlexikon). Düsseldorf 1983; DERS.: Franziskus M. Stratmann – Zur Grundlegung katholischen Friedenshandelns. In: Christiane RAJEWSKI/Dieter RIESENBERGER (Hg.): *Wider den Krieg. Große Pazifisten von Immanuel Kant bis Heinrich Böll*, München 1987, S. 126-132 (eine englischsprachige Version findet sich in: *Biographical Dictionary Of Modern Peace Leaders*, Greenwood Press, Westport 1985); DERS.: Art. Stratmann, Franziskus Maria. In: *BBL Band XI* (1996), S. 20-23; Rainer Maria GROOTHUIS: *Im Dienste einer überstaatlichen Macht. Die deutschen Dominikaner unter der NS-Diktatur*, Münster 2002, S. 405-420 und Jörg SEILER: *Friedensbund deutscher Katholiken oder Pax Christi? Das friedenspolitische Engagement von Franziskus Maria Stratmann 1947-1951*. In: Detlef BALD/Wolfram WETTE (Hg): *Friedensinitiativen in der Frühzeit des Kalten Krieges 1945-1955* (Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung 17). Essen 2010, S. 92-112.

beeindruckt. Das fast hundert Jahre alte Buch ist in jeder Hinsicht eine noch heute gut lesbare und gewinnbringende Lektüre: »Wie konnte eine solche Ausnahmerecheinung fast völlig in Vergessenheit geraten?«²

Ein heute noch lesbares Buch

Dieses Urteil betrifft zunächst den Schreibstil. Das Buch ist weithin in einem auch heute noch gut lesbaren Stil geschrieben, obwohl es unter Rückgriff auf die katholisch theologische Tradition hochkomplexe Fragen der Dogmatik und der christlichen Soziallehre behandelt. Man erkennt in diesem leserfreundlichen Stil sehr deutlich, dass sein Verfasser primär als Prediger und Lehrer ausgebildet worden ist, nicht aber als wissenschaftlicher Theologe im damals vorherrschenden neuscholastischen Stil. Rhetorische Elemente³ und gelungene Elementarisierungen⁴ durchziehen das Buch und veranschaulichen das Anliegen eindringlich. An einer Stelle stellt der Autor mit Wärme und Sympathie einen dominikanischen Ordensbruder aus dem 16. Jahrhundert vor, der mit Vornamen ebenfalls Franziskus hieß. Er schreibt dort: »Er fiel dadurch auf, daß er die scholastische Theologie nicht in der üblichen trockenen Weise lehrte, sondern mit ›Erudition und Anmut‹; die logischen Deduktionen ergänzte er durch geschichtliche und literarische Zitate und befeiligte sich, wiederum im Gegensatz zu der sonst gebräuchlichen Art, einer gewählten Sprache.«⁵ (→S. 124)

² So das Urteil von Heinz Günther Stobbe über Stratmann (vgl. Heinz Günther STOBBE: Bruder Paulus II. Über einen Weggefährten in der Friedensarbeit. In: Wort und Antwort 52 (2011), S. 68-71. 69.

³ Vgl. nur: »Der Christ sagt: es kommt mir gar nicht der Gedanke, daß ich als Glied eines mystischen Leibes gegen ein anderes kämpfe [...] ich sehe nur, daß drüben die französische und hier die deutsche Fahne weht, ein anderer Gedanke kommt mir nicht! O, daß dir doch ein anderer käme!« (→S. 72).

⁴ Vgl. nur: »Christ ist, wer Christus nachfolgt, wenn nicht im Heroischen, so doch im Elementaren.« (→S. 66); »Wer immer das Vaterunser mit den Gedanken an alle Menschen und die politischen ›Feinde‹ insbesondere betet, wird Pazifist« (→S. 361) und »der Geist des Christentums und der Geist des Krieges vertragen sich wie Feuer und Wasser« (→S. 106).

⁵ Zitate aus Stratmanns Buch im folgenden nach der hier vorgelegten Neuveröffentlichung mit entsprechender →Seitenzahl direkt im Text.

An diesem Ordensbruder, Francisco de Vitoria⁶, scheint Franziskus Maria Stratmann Maß genommen zu haben, so wie er auch biographisch sich durch das Beispiel eines dominikanischen Predigers, P. Bonaventura Krotz O.P., als Student zum Eintritt in den Dominikanerorden motivieren ließ. Er legte am 16.10.1906 die zeitlichen Gelübde ab und studierte Philosophie und Theologie am damaligen »Generalstudium« der deutschen Dominikanerprovinz in Düsseldorf. Er lernte zwar, wie damals üblich, die Grundgedanken des Hl. Thomas von Aquin kennen, doch seine Talente wurden vom Orden eher im Bereich Predigt und Seelsorge gesehen, als in der wissenschaftlichen Theologie. Zu weiterführenden Studien (Lektorat) war er nicht vorgesehen. 1912 wurde er in Köln zum Priester geweiht. Ursprünglich als Lehrer in der 1908 eröffneten eigenen Ordens- und Missionsschule in Füchtel/Vechta vorgesehen, wechselte er 1914 in die Studentenseelsorge nach Berlin, wo ihn Bonaventura Krotz dringlich als seinen Nachfolger gefordert hatte. Nach zehn Jahren, 1923, bat er um seine Entpflichtung, nicht zuletzt aufgrund von starkem Druck nationalistischer Studierender, und wurde nach Köln versetzt. Dort entstand dann das Buch »Weltkirche und Weltfriede«.

Ein Buch als Zeugnis einer zweiten Bekehrung

Dieser Druck nationalistischer Studierender hing mit einer für Stratmanns Lebensweg entscheidenden »zweiten Bekehrung« zusammen, einer Bekehrung hin zur Welt und zum Weltfrieden als theologisches wie kirchliches Thema. »Ich empfinde [...] meine Hinwendung zum Pazifismus auch wie eine Konversion, eine Konversion vom politischen Heidentum zum politischen Christentum.«⁷ Diese Bekehrung hing zunächst mit Reaktionen auf ein kleines Buch zusammen, wie Stratmann selbst berichtet: Er »habe im Anfange des Krieges ein bescheidenes Büchlein ›Veritas‹ [den Akademikern im Felde entboten von deutschen Domini-

⁶ Vgl. zur Bedeutung dieses Dominikaners Heinz-Gerhard JUSTENHOVEN: Francisco de Vitoria zu Krieg und Frieden (Theologie und Frieden 5). Köln 1991.

⁷ Franziskus M. STRATMANN: Kampf gegen den katholischen Pazifismus. In: Der Friedenskämpfer 2 (1926), S. 2.

kanern, Mönchen-Gladbach] geschrieben« (→S. 84). Auf dieses Buch im traditionellen kriegslegitimierenden und rechtfertigenden Stil bekam der Autor sehr bald heftige Rückmeldungen: »Ich erhielt aus dem Schützengraben ein Exemplar dieser Schrift mit wütenden Randbemerkungen zurück, die meine idealistischen Auffassungen angesichts der schauerhaften kriegerischen Tatsachen scharf zurückwiesen, ja verhöhnten. Die Wahrheit dieser Kritik habe ich mehr und mehr einsehen gelernt, so dass ich sehr bald zu einem scharfen Gegner des Krieges und der hinter ihm stehenden Ideologie geworden bin.«⁸

Es ist bezeichnend für diesen Dominikaner, dass er sich etwas sagen lässt, und daraufhin umkehren kann. Auch von Friedrich Wilhelm Foerster, einem Protestanten, hat sich Stratmann nach dieser Erfahrung damals etwas sagen lassen, nämlich, dass Christus »eine gebietende Stellung auch in der Außenpolitik, in der internationalen Moral« zukommt.⁹ Dies war für Stratmann die entscheidende Erkenntnis bei der Lektüre des Buches »*Weltpolitik und Weltgewissen*« von Foerster. So würden das selbst heute wohl nur wenige Katholiken formulieren, für Stratmann aber wurde diese Erkenntnis nicht nur Teil seiner Lebenswende, sondern auch Anstoß für sein eigenes Buch »*Weltkirche und Weltfriede*«: »Mit der Beschwingtheit, die eine neue große Idee dem Geiste gibt, schrieb ich mein Buch »Weltkirche und Weltfriede« in kurzer Zeit nieder, obgleich mir das ganze dazu nötige Material bis dahin völlig unbekannt gewesen war und ich es mir in diesen paar Monaten erst mühsam zusammenlesen mußte.«¹⁰

Ob diese Erinnerung, geschrieben vermutlich im Sommer 1940, als Stratmann auf der Flucht vor der Gestapo in Belgien in verschiedenen Klöstern Unterschlupf suchte und fand, die Umstände der Entstehung wirklich präzise zeichnet, ist unklar. Wahrscheinlicher ist ein doch mehrjähriger Entstehungsprozess, das Buch »*Weltpolitik und Weltgewissen*« von Foerster ist 1919 erschienen, »*Weltkirche und Weltfriede*« erschien

⁸ Eintrag im Handexemplar von »*Veritas*« durch Stratmann, zitiert nach: Paulus ENGELHARDT: *Der Friedenskämpfer*, S. 111f.

⁹ Franziskus M. STRATMANN: In der Verbannung. *Tagebuchblätter 1940–1947*, Frankfurt 1962, S. 25.

¹⁰ Franziskus STRATMANN: In der Verbannung, S. 24f.

1924.¹¹ ›Das ganze dazu nötige Material‹ konnte Stratmann sich nicht in nur ein paar Monaten zusammenlesen, wie er im Rückblick meint. Die Fußnoten in ›Weltkirche und Weltfriede‹ zeigen ungeachtet dessen gleichwohl noch immer sehr eindrücklich, wie hier jemand ›mit der Beschwingtheit, die eine neue große Idee dem Geiste gibt‹, sich in ganz neue Themenfelder und Diskurszusammenhänge einarbeitet. Sie geben so indirekt auch einen sehr interessanten Einblick in die pazifistische Debatte in Deutschland nach dem ersten Weltkrieg.

Mit ›Weltkirche und Weltfriede‹ hat Stratmann diese Debatte entscheidend mitbestimmt. Das Buch habe ›in dem Jahr seit seinem Erscheinen in weiten Kreisen Beachtung gefunden‹, so heißt es in einer Rezension in den ›Stimmen der Zeit‹, es sei ›ein tapferes Werk, ein frischer mutiger Vorstoß, eine Tat‹ und zeuge ›vom nüchternen klaren Urteil des Verfassers‹, wodurch er der katholischen Friedensbewegung eine ›feste, grundsätzliche Voraussetzung‹ schaffe.¹² Wie der Dominikaner Thomas Heath berichtet, wurde dieses Buch durch englische Quäker umgehend übersetzt und ›under the title The Church and the War‹ 1926 in England und 1928 in den USA veröffentlicht – ohne Rücksprache mit Stratmann.¹³ Auf diese Weise entstand eine interessante internationale Wirkungsgeschichte dieses Buches. Unter anderem Dorothy Day, Gründerin der Catholic Worker Bewegung in den USA, bezog sich explizit auf dieses Buch zur Begründung des Pazifismus ihrer Bewegung.¹⁴

¹¹ Vgl. auch Alke TIMMERMANN / Dieter STEUBL: Pater Franziskus Maria Stratmann O. P. (1883–1971), die 1918–1924 als ›Zeit der theoretischen Auseinandersetzung mit der Friedensidee‹ bezeichnen (ebd. S. 31).

¹² Constantin NOPPEL: Sammelrezension ›Friedensbewegung‹. In: Stimmen der Zeit 110 (1926), S. 316–319. 316.

¹³ Thomas HEATH: Francis Stratmann. Forgotten Prophet of Peace 413. Im Rahmen der *Garland library of war and peace* ist diese englische Übersetzung 1971 neu aufgelegt worden.

¹⁴ Vgl. Tom CORNELL: The Roots of Dorothy Day's Pacifism. Solidarity, Compassion and a Stubborn Hold on Truth. In: Houston Catholic Worker Vol XVII (5/1997), der auf Artikel von Dorothy Day aus dem Jahr 1934 verweist, wo Bezug genommen wird auf die Auslegung der Theorie vom Gerechten Krieg durch ›the pacifist Father Franziskus Stratmann, a German Dominican‹ und wo es heißt: ›This dogma of the Mystical Body precludes all ideas of class war. And it is to promulgate this dogma – to bring it to the man in the street, that the Catholic Worker is dedicated.‹ Auch der bekannte Artikel von Dorothy DAY: Our Stand. In: The Catholic Worker, June 1940, S. 1.4, in der die ablehnende Haltung der Bewe-

Ein Buch als Lebensprogramm

Dem Thema ›Krieg und Frieden‹ in christlicher, katholischer Perspektive eine solche Bedeutung theologisch zuzumessen, das war im Jahr 1924 so neu, dass der Autor immer wieder auch reflektiert, warum dieses Thema überhaupt ein Thema, *sein* Thema geworden ist. So heißt es an einer Stelle: »Vielleicht ist es eines der sichersten Unterscheidungsmerkmale zwischen geistigen und ungeistigen Menschen, daß die ungeistigen nur Tatsachen kennen [...] für die geistigen Menschen dagegen auch die alltäglichen und scheinbar unausweichlichen Tatsachen, auch das von der ältesten Tradition Überkommene, Probleme werden. Sie machen sich Gedanken über den Sinn der Tatsachen. So auch beim Kriege.« (→S. 110)

An einer anderen Stelle spricht er davon, dass bestimmte Schlussfolgerungen unausweichlich seien »für jeden Menschen, der den Mut hat, die Forderung einer sittlichen Weltordnung einerseits und die Gepflogenheiten der Menschen und Staaten andererseits zu Ende zu denken« (→S. 121). Man sollte solche Passagen nicht als selbstüberheblich abtun. Hier spricht jemand, der aus seiner beruflichen und privaten Lebensbahn geworfen wurde und der sich für seine Entscheidung, den weltlichen Frieden zum Lebensthema zu wählen, immer wieder rechtfertigen musste. Stratmann hat für seinen Mut, ›bis zum Ende zu denken‹, bereits früh einen hohen Preis bezahlt. Er wurde zum Außenseiter in seinem Orden und er geriet immer wieder in heftige Konflikte mit Vorgesetzten.¹⁵ Seine eigentliche Heimat wurde zunehmend der »Friedensbund Deutscher Katholiken«¹⁶ (FDK), in dem er bald eine führende Rolle

gung im Hinblick auf den »present war« begründet wird, nimmt explizit Bezug auf Stratmann und sein Buch ›The Church and the War‹.

¹⁵ »Sein Engagement mißfiel in besonderer Weise seinem Provinzial, der mit Pazifisten wenig anfangen konnte«, so Rainer Maria GROOTHUIS: Im Dienste einer überstaatlichen Macht, S. 409.

¹⁶ Vgl. zur Geschichte des Friedensbundes Deutscher Katholiken die Übersichten bei Dieter RIESENBERGER: Die katholische Friedensbewegung in der Weimarer Republik, Düsseldorf 1976; DERS.: Der »Friedensbund Deutscher Katholiken« und der politische Katholizismus in der Weimarer Republik. In: Karl HOLL / Wolfram WETTE (Hg.): Pazifismus in der Weimarer Republik, Paderborn 1981; Beate HÖFLING: Katholische Friedensbewegung zwischen zwei Kriegen. Friedensbund Deutscher Katholiken 1917-1933, Waldkirch 1979; Konrad BREITENBORN: Der Friedensbund Deutscher Katholiken. Berlin (Ost) 1981 und Klaus

einnahme und dem er mit »Weltkirche und Weltfriede« ein Grundlagenwerk geschenkt hatte. »Der heute nicht mehr bestehende FDK war kein kirchlicher Verein, das heißt er wurde nicht wie eine Pfarr- oder Bistumsvereinigung kirchenamtlich geleitet und unterstand keiner entsprechenden Beaufsichtigung.«¹⁷ In diesem Friedensbund fand Stratmann die nötige Freiheit und die nötigen Freunde zum Denken und Handeln. Aus den wenigen noch erhaltenen Unterlagen im Nachlass von Franziskus M. Stratmann wird deutlich, wie sehr seine Arbeit und Aktivität im Friedensbund geschätzt worden ist.¹⁸ So wurde er 1924 einstimmig zum Vorsitzenden gewählt, durfte diese Wahl aber nicht annehmen. Auch 1925 versuchte der »Friedensbund« Stratmann zum Vorsitzenden zu wählen, wieder erfolgte eine Ablehnung seitens des Ordens. Stratmann selbst, so muss man diese Vorgänge deuten, wäre bereit gewesen, das Amt des Vorsitzenden zu übernehmen.

Konnte Stratmann auch nicht Vorsitzender werden, er blieb der zentrale Theoretiker des Friedensbundes.¹⁹ In zahlreichen Aufsätzen griff er immer wieder auch in tagesaktuelle Debatten ein.²⁰ »Weltkirche und

GROSSE KRACHT: »Die Menschen geistig mündig machen«. Der Friedensbund Deutscher Katholiken im politisch-religiösen Gefüge der Weimarer Republik. In: Birgit ASCHMANN/Heinz-Gerhard JUSTENHOVEN (Hg.): *Dès le début. Die Friedensnote Benedikts XV. von 1917*, Paderborn 2019, S. 219-245.

¹⁷ Franziskus Maria STRATMANN: *Katholische Nachbarschaft – Vom Friedensbund Deutscher Katholiken*. In: Delfs, Hermann (Hg.): *Aktiver Friede. Gedenkschrift für Friedrich Siegmund-Schultze (1885-1969)*. Soest 1972, S. 31-34. 31.

¹⁸ Die 1924 verabschiedeten Richtlinien des Friedensbundes wurde mit Kommentaren Stratmanns veröffentlicht: *Der Friede Christi im Reich Christi*. Heft IV: *Richtlinien des Friedensbundes Deutscher Katholiken*, München 1925.

¹⁹ Alke TIMMERMANN / Dieter STEUBL: *Pater Franziskus Maria Stratmann O.P. (1883–1971) sprechen vom ›theoretischen Vordenker der Friedensbewegung‹* (ebd. S. 46).

²⁰ Vgl. nur die folgenden Aufsätze: *Die Kriegelehre der augustisch-thomistischen Schule, insbesondere des Franziskus de Vitoria, als Veto gegen den modernen Krieg*. In: Kaspar MAYR (Hg.): *Völkerrecht, Weltfriede, Internationale katholische Aktion. Bericht über den 4. Internationalen Katholischen Kongreß, Zug 1924; Der Katholizismus und der Weltfriede*. In: *Religion und Weltfriede. Überwindung der Kriege* (Hg. von der ARBEITSGEMEINSCHAFT DER KONFESSIONEN FÜR DEN FRIEDEN), Leipzig 1930, S. 19-28 und *Erziehung zum Frieden durch die Kirche*. In: *Jahrbuch des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften Bd.10*. Basel 1932, S. 92-105. Stratmann war zudem regelmäßiger Mitarbeiter der Zeitschrift »Der Friedenskämpfer«. Vgl. zu diesem »Organ der katholischen Friedensbewegung« und ihrem redaktionel-

Weltfriede« war nicht der Endpunkt seiner Beschäftigung mit den Problemen des Friedens in theologischer Perspektive, sondern Ausgangspunkt für vielfältige Fortführungen und Konkretisierungen. Wie diese umfangreiche publizistische Tätigkeit mit dem Orden abgestimmt war, ist ebenso unbekannt wie die Frage, welche Rückfragen, Klärungen und Änderungen der Erteilung der beiden Imprimati bei »Weltkirche und Weltfriede« vorausgingen. Nach damaligen Ordensregeln durchliefen Veröffentlichungen eine vorgängige ordensinterne Prüfung. Was im Normalfall eine brüderliche Hilfe für den Autor darstellen kann, wird in Fällen eines völlig neuen, durchaus umstrittenen Themen- und Handlungsfelds, wie es die Friedensarbeit darstellte, nicht ohne Auseinandersetzungen möglich gewesen sein. Es muss für Stratmann eine schwere eigene Arbeit dargestellt haben, die Zustimmung für diese Veröffentlichungen immer wieder neu zu gewinnen.

Das weitere Schicksal von Franziskus Maria Stratmann, der 1933 immer hin schon 50 Jahre alt war, gestaltete sich nach der Machtergreifung Hitlers zunächst dramatisch, später nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend tragisch. Durch seine publizistische Tätigkeit gehörte er zu den Personen, die für die Nationalsozialisten als besondere Gegner galten: »Nachdem die Nazis den ›Friedensbund‹ verboten hatten [...] wurde er 1933 in sogenannte Schutzhaft genommen. Über Rom kam er nach Holland, überlebte versteckt im Dominikanerinnenkloster Bethanien [...] nach dem Krieg [...] geriet Stratmann ziemlich rasch ins Abseits, ein Opfer der sich anbahnenden Allianz von Kirche und CDU. [...] Stratmann zog sich enttäuscht und verletzt zurück [...] und blieb selbst zu ›Pax Christi‹ auf Distanz. Er hielt die Bewegung für unpolitisch, seinerzeit kein ganz falscher Eindruck.«²¹

Enttäuscht und verletzt wird Stratmann häufig (nicht nur nach dem Krieg) gewesen sein. Gebrochen war er allerdings nicht, und seine Lebensentscheidung hat er mit großer Konsequenz durchgehalten. Sein letzter veröffentlichter Artikel endet 1972 (!) mit folgenden Worten: »Es

len Profil Otto WEIS: Kulturkatholizismus. Katholiken auf dem Weg in die deutsche Kultur (1900-1933), Regensburg 2014, S. 173ff.

²¹ Heinz Günther STOBBE: Bruder Paulus II. Über einen Weggefährten in der Friedensarbeit, S. 69.

wäre schlimm, wenn Christen in ihrem Kampf für den Frieden auch das Schwert des geistigen Kampfes in die Scheide steckten aus falscher, schwächerer Sanftmut. Sanftmut ist eine ›virtus‹, eine Kraft und eine Tugend, nach Thomas von Aquin als beherrschende Kraft der Leidenschaft des Zorns beigesellt, nicht entgegengesetzt.«²²

Auch das Buch »Weltkirche und Weltfriede« ist bereits in diesem Geist geschrieben, der dominikanische Mitbruder Paulus Engelhardt spricht von einem ›prophetischen Anspruch‹.²³ Es ist in der Tat ein bis heute prophetisches Buch.

Ein bis heute prophetisches Buch

Am Ende seines Lebens schreibt Stratmann im Rückblick über den Friedensbund: Man war »kirchlich und moraltheologisch korrekt, aber radikaler als es die meisten Christen auf dem Gebiet der nationalen und internationalen Politik waren und noch sind.«²⁴ Dieses Urteil charakterisiert sehr genau auch sein Buch »Weltkirche und Weltfriede«, bis heute ist es in vielem ein radikales Buch geblieben, radikaler als die meisten anderen theologischen Bücher auf dem Gebiet der nationalen und internationalen Politik bis heute. Und doch will es kirchlich und moraltheologisch so korrekt sein, dass eine Basis gelegt werden kann, »auf der, wie wir glauben, wenigstens alle römisch-katholischen Christen [...] zustimmen müssen« (→S. 31).

Auf fünf Themen sei in diesem Zusammenhang kurz hingewiesen:

I. Berühmt wurde das Buch zunächst durch die von Stratmann vorgenommene *Aufarbeitung der friedensethischen Lehrtradition* der katholischen Kirche, der sogenannten ›Bellum Justum Lehre‹. Stratmann gelingt es unter Heranziehung vor allem der spanischen Spätscholastik des 16. Jahrhunderts nachzuweisen, dass die ›Bellum Justum Tradition‹ eine »unerbittlich strenge, den kriegerischen Leidenschaften und sogenann-

²² Franziskus M. STRATMANN: Katholische Nachbarschaft, S. 34.

²³ Paulus ENGELHARDT: Der Friedenskämpfer, S. 114.

²⁴ Franziskus M. STRATMANN: Katholische Nachbarschaft, S. 31.

ten staatlichen Interessen ins Gesicht schlagende Doktrin« (→S. 130) darstellt, wenn man sie bis zu Ende durchdenkt. Stratmann schuf mit seinem Buch eine wirkungsgeschichtlich einflussreiche, vor allem in den 1920er Jahren immer wieder zitierte Referenzgrundlage für diese Tradition: »Diese scholastische und spätscholastische Kriegslehre fasst P. Franziskus Stratmann O.P. in zehn Punkte zusammen, und es ist sein Verdienst, die klassische Kriegslehre der katholischen Theologie in den weitesten Kreisen des In- und Auslandes wieder bekannt gemacht zu haben. Die neueste Auflage des Staatslexikons enthält diese zehn Punkte bereits in dem Artikel über den Krieg aus der Feder des P.C. Noppel S.J. Diese Tatsache wird nicht wenig dazu beitragen, diese Kriegslehre wieder zum lebendigen Besitz katholischer Sittlichkeit zu machen.«²⁵

Stratmann erkennt als einer der ersten, dass die klassische Kriegslehre der katholischen Theologie nicht mehr auf die modernen Krieg anzuwenden ist, zumal wenn man mit vom Evangelium her verschärften Begriffen (*Gerechtigkeit* etc.) an diese Lehre herangeht: »Gerechtigkeit um jeden Preis! Aber die Gerechtigkeit Christi, die das Töten bis auf die Wurzel, den Haß, die Habgier, die Bitterkeit, das Schimpfwort verfolgt! Ein Krieg, der etwas anderes ist als Eifer in dieser und für diese Gerechtigkeit [...], ist vom christlichen Gewissen zu verwerfen. Kann dieses allein erlaubte Ziel [...] nicht erreicht werden, so verliert der Krieg jedes Daseinsrecht, vor dem Forum des Evangeliums noch dreimal mehr als vor dem des Naturrechtes!« (→S. 165)

Damit hat Stratmann eine Tendenz eingeleitet bzw. vorweggenommen, die den katholisch sozialetischen Diskurs über die ›Bellum Justum Lehre‹ im 20. Jahrhundert bestimmen wird: »Das radikale Vertreten der strengen Moraltradition führt den Krieg ad absurdum.«²⁶ Damit sei nicht behauptet, dass sich diese Position vollständig durchgesetzt hat, sowohl evangelisch wie katholisch ist gerade in offiziellen friedensethischen Dokumenten bis heute (neuerdings unter dem Slogan »Gerechter Friede«) oft eine Position zu beobachten, die der mennonitische Theologe John Howard Yoder beißend so charakterisiert hat: »Wenn dann

²⁵ Hermann HOFFMANN: Die Kirche und der Friede. Von der Friedenskirche zur Friedenswelt, Wien-Leipzig 1933, S. 80ff.

²⁶ Paulus ENGELHARDT: Der Friedenskämpfer, S. 115.

freilich die moderne Kriegführung alle Grenzen des früher definierten *bellum iustum* überschritten hat, fällt es keinem respektablem Theologen ein, Halt! zu schreien [...] Die Lehre vom *bellum iustum* muß [...] vielmehr neu entworfen werden, mit einer Hinausschiebung der Grenze des Erlaubten«²⁷. Stratmann gehörte nie zu auf solche Weise ›respektablem Theologen‹, sondern er zieht bereits 1924 eine andere, radikalere Konsequenz: »Wenn man diese Bedingungen praktisch undurchführbar nennt [...] so – hat man recht! Aber was folgt daraus? Daß diese Bedingungen unsinnig sind? Mitnichten. Sie sind unantastbar gerecht. [...] Es folgt daraus, daß für jeden Menschen, der den Mut hat, die Forderung einer sittlichen Weltordnung einerseits und die Gepflogenheiten der Menschen und Staaten andererseits zu Ende zu denken, zwar die theoretische Erlaubtheit des Verteidigungskrieges [...] feststeht, seine praktische Brauchbarkeit aber als Mittel der Gerechtigkeit aufs stärkste zu bezweifeln ist!« (→S. 121-122)

Man hat eine solche Position später als *Just War Pacifism* bezeichnet.²⁸ Der wohl berühmteste Vertreter einer solchen Position in der katholischen Kirche war Kardinal Alfredo Ottaviani, der unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen in seiner Darstellung des Kirchenrechtes formulierte: »*Bellum omnino interdicendum esse*«²⁹ (Krieg ist gänzlich zu untersagen). Diese Positionierung hat Ottavianis weitere Karriere nicht behindert und diese Karriere hat auch seine Haltung nicht verändert. Als Sekretär des Heiligen Offiziums war er die zentrale Figur der konservativen Kräfte auf dem II. Vatikanischen Konzil. Nur ein einziges Mal trat er auf diesem Konzil für die Position der Liberalen und Progressiven ein: »schockierend und verblüffend, wenn auch in durchaus positivem Sinne wirkte die völlig unerwartete Unterstützung der Antikriegs-These durch Kardinal Ottaviani [...] In einem letzten Aufblitzen seiner Rednerkunst [...] schlug er sogar vor: ›Das Konzil sollte darum für die Errichtung einer einzigen Weltrepublik stimmen, die aus

²⁷ John H YODER: Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit. In: *Evangelische Ethik* 6 (1962), S. 166-182.168.

²⁸ Vgl. den Überblick bei <https://plato.stanford.edu/entries/pacifism/>.

²⁹ Vgl. Alfredo OTTAVIANI: *Institutiones iuris publici ecclesiastici*, Rom ³1947, § 86. Mit dieser Position hat es Alfredo Ottaviani sogar in den *SPIEGEL* geschafft, vgl. *Der Spiegel*, 5/1953 (28.01.1953), S. 16f.

allen Nationen der Welt besteht. Darin würde es nicht mehr Streit zwischen Nationen geben, sondern es gäbe nur eine einzige Welt, die in Frieden lebt: im Frieden Christi unter der Herrschaft Christi! Soviel Beredsamkeit wurde natürlich mit gewaltigem Beifall aufgenommen – einer der längsten Applause während des Konzils, so sagte man [...] Ganz unzweifelhaft war der Leiter des Heiligen Offiziums aus vollem Herzen gegen den Krieg.«³⁰

Es wäre reizvoll nachzuforschen, ob es in den römischen Jahren von Stratmann (1933-1938) zu einer Begegnung dieser beiden Männer gekommen ist. Stratmann zitiert in seinem Buch von 1924 Kant's Idee einer Weltrepublik, er spricht vom Frieden Christi und beendet sein Buch mit einer eschatologischen Betrachtung über die kommende ewige Herrschaft Christi!

II. Hat Stratmann mit seiner Neuinterpretation der ›Bellum Justum‹ Lehre zukünftige Entwicklungen vorweggenommen, so hat er vielleicht mit seiner *eklesiologischen Argumentation* eine theologisch katholische Zukunft skizziert, die erst noch einzuholen ist. Diesen Argumentationsstrang, den Stratmann auch bis zum Ende durchdenkt, könnte man einen systematisch-theologischen Versuch, das Kriegs- und Friedensproblem zu bedenken nennen, einen streng dogmatischen, der seinen Ausgangspunkt nicht in der Moraltheologie, sondern in der Ekklesiologie nimmt. Er hat bislang deutlich weniger Aufmerksamkeit gefunden, obwohl (oder weil?) er so neuartig gewesen ist, wie kaum etwas anderes in dem Buch von Stratmann. Im Brief der Ökumenischen Konsultation zur *Wirtschaft im Dienst des Lebens* vom 15.–19. Juni 2002 in Soesterberg/Niederlande heißt es unter den Fragen zur Weiterarbeit: »Was bedeutet die Einheit der Kirchen als der eine Leib Christi, was bedeuten Taufe, Abendmahl und Amt im Kontext der ökonomischen Globalisierung?«³¹ Genau diese Frage nach den sozialetischen Konsequenzen des Leib Christi Gedankens treibt Stratmann bereits 1924 um, allerdings bezogen auf den Kontext *Krieg und Frieden*. Die Metapher von der Kirche als Leib

³⁰ Xavier RYNNE: Die Erneuerung der Kirche. Die vierte Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils, Köln-Berlin 1967, S. 135f.

³¹ Zitiert nach: ÖKUMENISCHER INFORMATIONSDIENST 3/2002, S. 7.

Christi (Corpus Christi mysticum), wie sie von Paulus zuerst im Korintherbrief entwickelt wurde, ist für ihn das entscheidend wichtige Denkmodell, wenn man das »Kriegs- und Friedensproblem vom katholischen Standpunkt einigermaßen erschöpfend« behandeln will: »Das ebenso gewaltige wie zarte Glaubensgeheimnis vom Corpus Christi mysticum verlangt entsprechende Ethik« (→ S. 71). Es ist eine auf dem Gebot der Nächstenliebe gründende Friedensethik: »Das wichtigste aller katholischen Gebote ist jenes, das aus der Lehre vom mystischen Leibe Christi folgt: Die Liebe zum Haupte dieses Leibes und zu allen seinen Gliedern« (→S. 67). Die entscheidende Formulierung ist hier die Betonung der Liebe zu *allen* Gliedern. Wenn diese Liebe wirklich gelebt wird, dann, so Stratmann »gibt es keine Feinde mehr, außer den Feinden Christi. Und diese Feinde Christi behandeln wir dann äußerlich und innerlich so, wie Christus sie behandelt hat: Wir suchen ihr Böses durch Gutes zu überwinden« (→S. 70). »Wie unmöglich wäre dann die Selbsterfleischung der mystischen Glieder Christi durch Haß, Streit und Krieg!«, so das Resümee von Stratmann (→S. 70). Schon Erasmus von Rotterdam hatte geschrieben: Wer »sah ein Auge mit einer Hand kämpfen oder den Bauch mit einem Fuß [...] Vermag denn die Bindung der Natur in einem vergänglichen Körper mehr als die des Geistes in einer mystischen und unvergänglichen Vereinigung?«³²

Auch wenn in der katholischen Theologie seit dem II. Vatikanum das Bildwort vom Leib Christi ein wenig in den Hintergrund getreten ist zugunsten der Metapher vom Volk Gottes, so klingt es doch wie ein Echo aus Stratmann's Arbeit, wenn Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag 2005 formuliert, dass »die Teilhabe an dem einen mystischen Leib Christi in eine besondere Beziehung nicht nur zum Herrn, sondern auch zu den Brüdern stellt. Die Logik der christlichen Liebe [...] drängt, konsequent zu Ende gedacht, sogar zur Feindesliebe: ›Wenn dein Feind Hunger hat, gib ihm zu essen, wenn er Durst hat, gib ihm zu trinken« (Röm 12, 20).«

Stratmann erarbeitet mit seinen Ausführungen zum ethischen Gehalt des Bildworts von der Kirche als Leib Christi (Corpus Christi Mysticum)

³² ERASMUS VON ROTTERDAM: Dulce bellum inexpertis. Übersetzt von Brigitte Hanneman, München 1987, S. 61.

aber nicht nur eine wichtige Grundlage für eine katholische Friedenstheologie, sondern er eröffnet zugleich auch interessante ökumenische Perspektiven. Vor allem in täuferisch mennonitischer Theologie finden sich überraschende Übereinstimmungen.³³ Die folgenden drei Zitate zeigen dies sehr anschaulich, sie zeigen zugleich, welche Konsequenzen eine solche Lehre nach sich ziehen kann:

»Die Gemeinde ist als Leib Christi eine Gemeinschaft erlöster [...] Menschen, beherrscht von erlösender, wiederherstellender Liebe [...]. Das böse, brutale und unmenschliche Wesen des Krieges steht im Widerspruch zur neuen Natur des Christen. [...] Deshalb sind wir als Christen nicht berechtigt, Leben zu töten.«³⁴

»Denn wenn es sich bei den gegnerischen Menschen um Christen handelt, ist der Krieg gegen sie der höchste Widerspruch zu dem [...] Bekenntnis, daß wir als Brüder und Jünger gemeinsam den ›Leib Christi‹ bilden; sind sie keine Christen, ist der Krieg gegen sie die letzte Verleugnung des Missionsbefehls.«³⁵

»In summa: Wie Christus, unser Haupt über uns, gesinnt ist, so sollen in allem die Glieder des Leibes Christi durch ihn gesinnt sein, damit keine Spaltung im Leib ist. Da nun Christus so ist, wie von ihm geschrieben steht, so müssen auch die Glieder so sein, damit sein Leib ganz und gar einig bleibt zu seiner eigenen Besserung und Erbauung.«³⁶

Öffentlich wenig beachtet fand von 1998-2003 der erste Dialogprozess seit dem 16. Jahrhundert zwischen dem »Päpstlichen Rat zur Förderung

³³ Auch wenn Stratmann bemerkenswerterweise mit ›John HORSCH: Die biblische Lehre von der Wehrlosigkeit, Scottdale Pennsylvanien: Mennonitische Verlagsanstalt 1920‹ damalige mennonitische Literatur zur Kenntnis nimmt, dürften ihm diese theologisch systematischen Übereinstimmungen unbekannt gewesen sein.

³⁴ Aus dem aktuellen Glaubensbekenntnis der mennonitischen Brüdergemeinden (siehe: www.ambd.de).

³⁵ Clarence BAUMANN: Gewaltlosigkeit als Kennzeichen der Gemeinde. In: Hans-Jürgen GOERTZ (Hg): Die Mennoniten. (= Die Kirchen der Welt Bd. VIII), Stuttgart 1971, S. 128-140.137.

³⁶ Aus dem bis heute für verschiedene friedenskirchlich täuferische Freikirchen verbindlichen sogenannte »Schleitheimer Bekenntnis« von 1527.

der Einheit der Christen« und »Vertretern der Mennonitischen Weltkonferenz« statt.³⁷ Dieser Dialog mündete in ein bewegendes und inspirierendes Abschlussdokument mit dem Titel: »Gemeinsam berufen Friedensstifter zu sein.« Auf dem von Papst Franziskus 2017 ausgerufenen neuen Weg hin zu *Gewaltfreiheit* als einem auch katholischen Lebensstil³⁸ hat die katholische Kirche damit in den mennonitischen Gemeinden einen wichtigen ökumenischen Partner gewonnen. Stratmanns Ausführungen zum Geheimnis des Corpus Christi mysticum zeigen bereits 1924, wie eng auch theologisch die Nähe beider Kirchen sein kann.³⁹

III. Bemerkenswert ist die Stringenz, mit der Stratmann Konsequenzen aus der überlieferten katholischen Kriegs- und Friedenslehre individuell zu Ende denkt. Die *individuelle Verweigerung des Kriegsdienstes* war in der frühen bürgerlichen pazifistischen Bewegung keineswegs eine natürliche Folge pazifistischer Überzeugung. Tolstoj war hier eine große Ausnahme. Insofern ist es etwas besonderes und sollte nicht überlesen werden, wenn Franziskus Maria Stratmann bereits 1924 von einem mündigen Staatsbürger spricht, der sich – orientiert an der katholischen Kriegslehre – selbst ein Urteil bilden kann und soll: »Über die ›gerechte Ursache‹ sind die einfachen Soldaten vielleicht nicht in der Lage zu urteilen, aber immer über die rechte ›Absicht‹ und ›Art‹ des Krieges. [...] Darüber kann der heutige Staatsbürger ohne Frage urteilen, erst recht über die ›gebührende Art‹ (debitus modus). Entspricht diese nicht den

³⁷ Vgl. zur Bedeutung dieses ökumenischen Dialoges Thomas NAUERH: Ökumenisches Neuland. Fünf Jahre katholisch-mennonitischer Dialog. In: Herder Korrespondenz 58 (2004), S. 470-473 und Fernando ENNS/Hans Jörg JASCHKE (Hg.): Gemeinsam berufen Friedensstifter zu sein. Zum Dialog zwischen Katholiken und Mennoniten, Schwarzenfeld, Paderborn 2008.

³⁸ Papst FRANZISKUS: Botschaft zur Feier des Weltfriedenstages 1 Januar 2017: Gewaltfreiheit: Stil einer Politik für den Frieden, online unter: http://w2.vatican.va/content/francesco/de/messages/peace/documents/papa-francesco_20161208_messaggio-l-giomata-mondiale-pace-2017.html

³⁹ So hätte Stratmann bedenkenlos zugestimmt, wenn der mennonitische Theologe formuliert: »Die Kirche ist der Teil der Welt, der die Erneuerung schon bekennt, zu der die Welt als Ganzes berufen ist. Der gläubige Leib Christi ist das Werkzeug dieser Erneuerung der Welt, in dem (bescheidenen) Ausmaß, in dem er seiner Botschaft treu ist« (John H. YODER: Die Politik des Leibes Christi. Als Gemeinde zeichenhaft leben, Schwarzenfeld 2011).

Forderungen der Sittlichkeit, so ist der Krieg nach dem hl. Thomas schon allein deswegen ungerecht, und die Soldaten müssen ihre Mitwirkung verweigern.« (→S. 148)

Eine solche klare Grenzziehung findet sich beispielsweise in den langen Ausführungen zum Thema »Streitkräfte im Wandel« des Hirtenwortes der Deutschen Bischofskonferenz »Gerechter Friede« aus dem Jahr 2000 nicht; das Wortfeld »*Verweigern, Verweigerung*« wird sorgfältig vermieden.⁴⁰ Einzig Walter Mixa hat in seiner Zeit als Militärbischof eine ähnlich individualetisch zugespitzte Interpretation der »Bellum Justum Tradition« vertreten.⁴¹ Interessanterweise war es auch Walter Mixa, der sich explizit und mit Respekt auf den »Friedensbund Deutscher Katholiken« berufen hat:

»Einen Aspekt möchte ich – letztlich auch als Bestandteil geschichtlichen Lernens – noch besonders hervorheben: die kirchliche Thematisierung und Wertung des Gewaltproblems. [...] Ohne einen christlich durchformten Pazifismus wäre uns Katholiken eine solche Erkenntnis historisch kaum zugewachsen. Als Militärbischof weise ich daher mit Dank auf die Verdienste des »Friedensbundes Deutscher Katholiken« der Vorkriegszeit [...] hin, ohne dabei ihre politischen Aktivitäten im Einzelnen bewerten zu wollen.«⁴²

Stratmann hätte sich mit einem solchen Militärbischof gut verständigen können!

IV. Stratmann hat sich nicht nur mit der »Bellum-Justum-Tradition« beschäftigt, sondern sich auch intensiv mit dem damals bekannten Wirken Gandhis auseinandergesetzt. Er zitiert zustimmend das Urteil von Romain Rolland: »Daß die zwanzigjährige Tätigkeit (Gandhis) in Südafrika

⁴⁰ Vgl. SEKRETARIAT DER DEUTSCHEN BISCHÖFE (Hg.): Gerechter Friede, Bonn 27.9.2000, Nr. 133-134.

⁴¹ Vgl. dazu Thomas NAUERTH: Militärseelsorge als Hilfe zur gewissenhaften Prüfung der ethischen Legitimität staatlichen Handelns und militärischer Befehle? Oder: Über Militärseelsorge neu nachdenken heißt, von Walter Mixa erzählen. In: Rainer SCHMID / Thomas NAUERTH / Matthias ENGELKE / Peter BÜRGER (Hg.): »Die Seelen rüsten«. Zur Kritik der staatskirchlichen Militärseelsorge (edition pace 8). Norderstedt 2019, S. 323-332.

⁴² Walter MIXA: »Die Waffen segnen?« Legitimation militärischer Einsätze der Streitkräfte und Militärseelsorge. Vortrag bei der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, 7. Mai 2001. In: Militärseelsorge 39/40. Jahrgang (2001-2002), S. 24-34. 27.

keinen größeren Widerhall in Europa gefunden, ist ein Beweis für den unglaublich beschränkten Horizont unserer Politiker, Historiker, Philosophen und Religiösen« (→S. 246). Dieser Satz trifft auch heute noch mit Wucht und Präzision den aktuellen Stand der Diskussion kirchlicher Friedensethik in beiden großen Kirchen, wie ein Blick in die jeweils letzten offiziellen Dokumente unschwer zeigt. Wenn man sich dazu noch vergegenwärtigt, wie eindrücklich Martin Luther King und die Bürgerrechtsbewegung in den USA gezeigt haben, dass *Gandhis Ideen und Methoden völlig neue evangeliumsgemäße Handlungsmöglichkeiten auch im politischen Raum ermöglichen*, dann wird deutlich, wie prophetisch Stratmanns Ausführungen sind. Er konnte 1924 nur die Anfänge gandhianischer Gewaltfreiheit beobachten; die großen Kampagnen in Indien, die zur Unabhängigkeit des indischen Subkontinents wesentlich beigetragen haben, standen noch aus. Aber bereits das Wenige, was er von Gandhi lesen konnte, hat diesen Dominikaner tief beeindruckt und steht unverkennbar im Hintergrund, wenn er lapidar formuliert: »Durch die Methoden des Schwertes bleibt schließlich immer alles nur beim Alten« (→S. 164), während die »von Jesus und seinen Jüngern gehandhabten Waffen der Liebe und des Geistes [...] unvergleichlich einschneidender und umwälzender« seien »als die Waffen der kriegerischen Gewalt!« (→S. 164). Katholischerseits sind erst mit der vom Päpstlichen Rat für Gerechtigkeit und Frieden und von Pax Christi International veranstalteten Konferenz »Gewaltfreiheit und Gerechter Friede – Zum katholischen Verständnis von Gewaltfreiheit« im April 2016 (!) in Rom⁴³ diese Realitäten wirklich anerkannt worden. In einem direkten Zusammenhang mit dieser Konferenz ist die Botschaft von Papst Franziskus zum Weltfriedenstag 2017 mit dem Titel »Gewaltfreiheit: Stil einer Politik für den Frieden« zu sehen. Hier plädiert erstmalig ein Papst dafür, Gewaltfreiheit zum Ausgangspunkt politischen Handelns und zum eigenen Lebensstil zu machen. Ganz soweit war Stratmann 1924 noch nicht gegangen. Aber er ahnte das Kommende, wenn er formulierte: »daß wir unsere Ansichten über die politischen Kräfte revidieren und in Vorschriften wie

⁴³ Diese Konferenz brachte mehr als 80 Menschen in Rom zusammen, um über das Engagement der katholischen Kirche für Gewaltfreiheit zu diskutieren; vgl. dazu <https://nonviolencejustpeace.net>.

in der vom ›Darbieten auch der anderen Wange‹ den Hinweis auf eine wirksame politische Kraft erkennen müssen und nicht nur wie Bacon sagt, einen Grundsatz ›abstrakter Klostermoral‹⁴⁴ (→S. 248).

V. Welches Kapitel scheint mehr den lange vergangenen Geist von 1924 zu atmen, als ein umfängliches Kapitel zum Thema »Vaterlandsliebe«? Der Leser, die Leserin, die sich doch an die Lektüre trauen, werden dann erstaunt feststellen, wie modern, ja geradezu tagesaktuell gerade diese *Reflexionen über Heimat, Staat und Volk* anmuten. Mit Stratmann's Buch von 1924 gerät man unversehens mitten hinein in aktuelle Debatten in Bezug auf das Themenfeld *Neue Rechte und die christlichen Kirchen*.⁴⁵ Sicherlich haben sich die Begrifflichkeiten ein wenig gewandelt. Aber die Probleme, über die Stratmann nachdenkt, sind in Zeiten eines grassierenden Populismus, eines Aufkommens identitärer und rechter Bewegungen und wachsender Fremdenfeindlichkeit keineswegs Probleme von gestern. Es geht zentral um die Frage, was die modernen Staaten als ihr leitendes Prinzip ansehen: Es »muß das Nationalitätsprinzip als führendes und konstitutives Staatsprinzip für die Gegenwart und Zukunft im Interesse einer geordneten Entwicklung und Vervollkommnung der politischen Welt abgelehnt werden: es würde heute mehr beunruhigend und sprengend als beruhigend und einigend wirken. Denn es lebt mehr aus dem Blute als dem Geiste und besitzt deshalb nicht genügend Ruhe, Klarheit, Nüchternheit und Ordnungssinn, um den Beruf zum Herrschen zu haben. Wegen seiner Leidenschaftlichkeit ist das Nationalitätsprinzip auch von Haus aus unduldsam. Würde man es gewähren lassen, so schlösse es alle nichtnationalen, d.h. nicht reinrassigen, dem Volks-

⁴⁴ Stratmann hätte sich ungemein bestätigt gefühlt, hätte er die Neuinterpretation der Bergpredigt durch den Neutestamentler Walter WINK gekannt, der von Ratschlagen für eine ›kämpferische Gewaltfreiheit: spricht und dies gerade am Beispiel des Hinhaltens der *linken* Wange festmacht (Walter WINK: Verwandlung der Mächte. Eine Theologie der Gewaltfreiheit, Regensburg 2018, S. 94).

⁴⁵ Vgl. nur Sonja STRUBE (Hg.): Rechtsextremismus als Herausforderung für die Theologie, Freiburg im Breisgau u. a. 2015 und Liane Bednarz: Die Angstprediger: Wie rechte Christen Gesellschaft und Kirchen unterwandern, München 2018. Vgl. auch: *Nationalismus kann religiös und antireligiös sein*. Hans JOAS im Gespräch mit Anne Françoise Weber; www.deutschlandfunkkultur.de/religionssoziologe-hans-joas-nationalismus-kann-religioes.1278.de.html?dram:article_id=427558.

stamm nicht angehörenden Elemente vom Bürgerrecht oder doch von aller bürgerlichen Gleichberechtigung aus, eine Konsequenz, die in den heute so stark gemischten Staaten eine politisch und moralisch gleich unerträgliche Ungerechtigkeit wäre. Die modernen Lebensnotwendigkeiten verlangen einen universaleren Geist.« (→S. 287)

Wiederum prophetische Worte für eine Zeit, in der sich die Unduldsamkeit des Nationalitätsprinzips mittlerweile mitten im Parlament Ausdruck verschafft und ein universalerer Geist zu den aktuell dringenden Bildungsaufgaben gehört.

Zur Gestaltung der Neuauflage

Diese erste Neuauflage in gedruckter Form⁴⁶ seit 1924 geschieht mit weit hin unverändertem Text, allerdings wurden kleinere orthographische Fehler stillschweigend bereinigt. Außerdem wurden die Abkürzungen der biblischen Bücher an das heutige gängige Schema der Loccumer Richtlinien angepasst, die von Stratmann 1924 in Anlehnung an die Vulgata verwendeten Abkürzungen waren teilweise nicht mehr allgemeinverständlich. Die biblischen Zitate sind dagegen so wie im Original geblieben; hier wurde keine Angleichung an heutige Übersetzungen gemacht, da ein solcher Vergleich leicht von jedem Leser, jeder Leserin selbst durchgeführt werden kann.

Eine leichte Überarbeitung haben darüber hinaus die Fußnoten erfahren. Hier waren die Angaben im Original uneinheitlich und teilweise fehlerhaft. Eine vollständige Überprüfung konnte allerdings ebenso wenig durchgeführt werden, wie eine Ergänzung der Fußnoten, die für manches Zitat aus unklaren Gründen im Original fehlen.⁴⁷ Ziel war es,

⁴⁶ In digitaler Form konnte »Weltkirche und Weltfriede« schon 2004 im Rahmen einer digitalen »Handbibliothek Christlicher Friedenstheologie« neu veröffentlicht werden, vgl. www.friedenstheologie.de

⁴⁷ Man muss bei fehlenden Belegen in diesem Buch von 1924 immer auch die Entstehungssituation im Auge behalten – Stratmann brauchte die Druckerlaubnis seines Ordens – und die Überlegung, dass auch unter diesem Aspekt die Entscheidung für oder gegen eine Fußnote gefallen ist, liegt nahe.

die vorhandenen Fußnoten einheitlich auszuführen und so zu gestalten, dass sie auch heute noch hilfreich sein können.⁴⁸

Neben den prophetischen Anteilen und klaren Analysen im Dienste des Friedens enthält das Buch freilich – verständlicherweise – zeitbedingte Passagen und Formulierungen, die uns – fast hundert Jahre später – in jeder Hinsicht unannehmbar erscheinen und nur noch als *historische Zeugnisse* einer vergangenen Geisteswelt gelesen werden können. Auf die Hinzufügung korrigierender bzw. kommentierender Fußnoten wurde allerdings verzichtet; die entsprechenden Stellen werden allen kritischen Leserinnen und Lesern auch so deutlich genug sein – und ›zu denken geben‹.

In der Festschrift für Heinz Kloppenburg, den langjährigen Vorsitzenden des Versöhnungsbundes in Deutschland, spricht Stratmann am Ende seines Lebens in Bezug auf Kloppenburg und anderen Friedenskämpfern von »Vorläufern einer besseren Zeit«, um dann hinzuzufügen: »werde sie besser auch nur in dem Sinne, daß sie mit dem Evangelium der ›Welt‹ klarer widerspricht.«⁴⁹

Hilfe zu geben für diesen notwendigen Widerspruch, das war die Intention von »Weltkirche und Weltfriede« bereits 1924 – wenige Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und ein Jahrzehnt vor der ›Machtgreifung der Nationalsozialisten‹.

Der Widerspruch ist heute und in Zukunft so nötig wie damals.

⁴⁸ Zusätzliche Fußnoten des Herausgebers dieser Neuedition stehen in eckigen Klammern [ThN]; die Ziffern von Stratmanns Anmerkungen weichen von der Erstauflage ab.

⁴⁹ Franziskus Maria STRATMANN: Was will der Pazifismus? In: Versöhnung und Friede. Heinz Kloppenburg zum 65. Geburtstag (10.5.1968), S. 94-95. 95.

Franziskus Maria Stratmann O.P.

Weltkirche und Weltfriede

Katholische Gedanken
zum Kriegs- und Friedensproblem

Imprimatur

Düsseldorpii, in festo SS. Cordis Jesu,
die 27. Junii 1924.

Fr. Thomas M. Stuhlweissenburg, O.P.
Prior Prov. Teut.

Imprimatur

Augustae Vindel., die 13. Aug. 1924.

Müller Gen. Vic.
Brög, Secr.

Dem Andenken Benedikts XV.

»Nichts ist so wichtig,
als die Kriegsgefahr von Europa abzuwenden,
so daß jedes Streben in dieser Richtung als ein solches
zum allgemeinen Besten anzusehen ist.«

LEO XIII.

»Offriamo a Dio la vita per la pace del mondo.«
»Wir opfern das Leben für den Frieden der Welt.«
BENEDIKT XV. auf dem Sterbebette

Vorrede

Die Zeit, in der wir leben, ist keine von denen, die in sich selber ruhen, an der Gegenwart ihr Genügen fänden und der Vergangenheit und Zukunft wenig gedächten. Sie ist im Gegenteil erfüllt von unruhigen Rück- und Ausblicken. Hinter uns liegt der furchtbare Weltkrieg, der nicht nur seine vier Jahre, sondern auch die ihm nachfolgenden in einer Weise aufgewühlt hat, wie es nur an den großen Wendepunkten der Geschichte zu geschehen pflegt. Das Vergangene ging nicht »leuchtend nieder«! Und doch »leuchtet's lange noch zurück«, nur nicht wie ein vielleicht stürmischer, aber mit einem sanften Abendrot friedlich abschließender Tag, sondern wie ein gräßlicher Brand, der erstickenden Qualm, unheimlichen Geruch und endlich eine öde Trümmerstätte hinterließ und dessen flammendes Zerstörungswerk man nie wieder vergißt.

Nachdem wir ein wenig Distanz gewonnen, fragen wir nach dem Ursprung, dem Sinne und dem Zwecke solchen Geschehens. War es wie ein Gewitter oder Erdbeben, dessen Ausbruch wir Menschen nicht verhüten können? Und als es ausgebrochen war: *mußten* die Menschen von allen Seiten, aus aller Herren Länder herbeieilen, um sich hineinzustürzen, oder war ihnen die Möglichkeit gegeben, wie Feuerwehrleute den Brand zu umzingeln, den Brandherd zu isolieren und so schnell wie möglich zu löschen? Ist der Krieg ein unvermeidliches Naturereignis oder ist er ein vom freien Willen ganz und gar abhängiges menschliches Unternehmen? Können wir ihn also vermeiden oder können wir es nicht? Und wenn wir es können, müssen wir es? Verlangt es Gott und unser Christentum? Und sollen wir es? Sollen wir etwa Ja sagen zu höheren, aber uns fernliegenden Menschheits- und Reichsgottesinteressen und Nein zu den heute uns bedrängenden, heute eine Lösung verlangenden Zeitinteressen? So irren die Blicke »zwischen den Zeiten«, zwischen dem Gestern und dem Morgen flackernd umher, fragend und klagend, verzweifelnd und wieder hoffend.

Eine Flut von Literatur ist durch diese Frage hervorgerufen worden. Aber es ist eine Flut, die über ihre letzten Tiefen, die metaphysischen und moralischen Gründe, schnell und leicht hinwegplätschert. Der

Standpunkt, von dem aus die Fragen über Krieg und Friede gestellt werden, ist fast immer ein niedriger, irgendein nationaler oder politischer Partei-Standpunkt. Die Tiefe und die Objektivität und erst recht die Einheitlichkeit der Beantwortung ist dadurch von vornherein ausgeschlossen. Gibt es keine Möglichkeit, zu einer tiefdringenden, ruhigen, klaren und einheitlichen Anschauung des Kriegs- und Friedensproblems, wenigstens nach der grundsätzlichen Seite hin, zu gelangen? Wir glauben doch. Aber nur unter der Bedingung, daß man sich von jedem Partei-standpunkt vollkommen löst und einen übergeordneten einnimmt, eine Höhe besteigt, auf der man weder Deutscher noch Franzose, weder Rechts- noch Links- noch Mittelparteiler, weder Kriegs- noch Friedensgewinnler ist, sondern nur Mensch, Philosoph, Christ, Katholik. Zwar gibt es keinen Menschen, Philosophen, Christen, Katholiken, der nicht auch durch nationale und andere Partikularrücksichten bestimmt wäre und bestimmt sein sollte – aber es ist möglich und nötig, diese Sonderinteressen einem höheren Gesichtspunkt rücksichtslos unterzuordnen. Es ist möglich und nötig, das welthistorische Geschehen sub specie aeterni zu betrachten, gewissermaßen vom Throne Gottes aus, mit den Augen Gottes selbst. Und nicht nur es anzuschauen, wie Er es anschaut, sondern auch es zu wollen, wie Er es will, mit vollkommener Unterordnung aller persönlichen oder national-persönlicher Bedürfnisse. Wem dieser Standort zu hoch und unsicher erscheint, der kann, zumal als Katholik, einen tieferen, sichereren wählen: den über Zeiten und Länder hinausragenden Felsen Petri. Diesen Standpunkt hat Benedikt XV., obwohl auch er der Angehörige einer in den Streit der Zeit verwickelten Nation war und blieb, eingenommen, und so unerschütterlich fest eingenommen, daß er allein von allen maßgebenden Instanzen der Kriegs- und Nachkriegszeit wahrhaft neutral, d.h. überparteilich, blieb, soweit es einem Menschen auch auf dieser Höhe möglich ist.

Man kann nicht sagen, daß viele Katholiken dem Vater dahin nachgestiegen seien. Alle, die zu den brennenden Fragen Stellung nahmen, mochten es wohl auch als Katholiken tun, aber es darf bezweifelt werden, ob sie es in *erster* Linie als Katholiken und erst in *zweiter* Linie als Angehörige ihrer Nation taten oder ob es umgekehrt geschah. Dieses Buch bemüht sich, im Geiste des großen Friedenspapstes die grundsätzlichen Fragen über Krieg und Frieden von oben her, von Gott, Christus

und der Weltkirche, d. h. vom Gottesreiche aus, zu lösen, unbekümmert darum, ob die von unten, von der »Welt« kommenden Lösungen ihnen entsprechen oder widerstreiten.

Die Arbeit ist hervorgegangen aus dem »Cursus«, den der Verfasser auf der religiös-wissenschaftlichen Tagung des »Verbandes der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege katholischer Weltanschauung« im September 1922 in Heidelberg unter dem Titel »Idee und Verwirklichung des Corpus Christi mysticum« gehalten hat. Das Ziel jener Vorträge lag schon damals in ihrem Untertitel »die Völkerversöhnung durch die Kirche«. Nur weil diese Völkerversöhnung und eine dauernde friedliche Völkerverbindung möglichst tief, ja vom katholischen Standpunkte aus als unausweichliche Forderung begründet werden sollte, wurde alles auf das große Glaubensgeheimnis vom mystischen Leibe Christi aufgebaut. Diese religiös-dogmatische und religiös-sittliche Begründung des Weltfriedensgedankens wird auch in diesem Buche festgehalten und damit eine Basis gewonnen, auf der, wie wir glauben, wenigstens alle römisch-katholischen Christen ihm zustimmen müssen. Es mag sein, daß dennoch dieser oder jener Gedanke zunächst befremdet. Freunde, denen ich Teile dieser Arbeit vorlas, sagten mir, man werde stellenweise stark zum Widerspruch gereizt, der sich aber löse, wenn man das Ganze in sich aufnehme und sich von dem Gewirr der täglich auf uns eindringenden *politischen* Gedankengänge freimache. Ich darf deshalb an den Leser¹, besonders den, der dem schon ausgesprochenen Ziele des Buches zunächst noch widerstrebend gegenübersteht, die Bitte richten, es nur in Stunden der Sammlung mit demütiger Aufgeschlossenheit wie ein religiöses Buch zu lesen und mit seinem Urteil zu warten, bis er die Entwicklung der hier vorgetragenen Gedanken bis zu Ende verfolgt hat. Man kann dieses Buch vielleicht unter diesem und jenem Gesichtspunkt angreifen und ablehnen; ein Nationalist z.B. kann glauben, daß es vom vaterländischen Standpunkte scharfe Zurückweisung verdiene. Ich selbst glaube es nicht. Wie dem aber auch sei: ich habe nicht den Ehrgeiz, von irgendeinem anderen Standpunkte aus recht zu haben als von dem des Allerhöchsten. Ich werde jeden, der mich angreift, fragen, ob er an

¹ [Man mag es Stratmann nachsehen, dass er 1924 nur den Leser im Blick gehabt hat und die Leserin vergessen; ThN]

Christus als den allein richtigen Weg, die allein gültige Wahrheit, das allein lebenswerte Leben und an den Beruf der ganzen Menschheit, seinen mystischen Leib zu bilden, glaube oder nicht. Wenn er es verneint, so kann ich mich vielleicht noch auf einem anderen Boden mit ihm verständigen, aber die Diskussion über Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Falschheit dieses Buches muß ich dann ihm gegenüber ablehnen. Wenn er meinen Glauben teilt, dann möge er mir die Stellen zeigen, die auf diesem Boden, besonders innerhalb des Bezugssystems Corpus Christi mysticum, falsch sind. Es ist gänzlich ausgeschlossen, zur Wahrheit zu gelangen, wenn unser Auge nicht einfach ist, wenn wir zwei Herren dienen wollen und uns nicht entschließen können, unser *ganzes* Denken, Wollen, Reden, Handeln bis zum verborgensten politischen Gespräch und Wunsch allein dem Geiste und dem Urteil Christi zu unterwerfen. Daß dieser Geist eng sei und dieses Urteil unausführbar oder in irgend-einer Beziehung für uns schädlich, braucht niemand zu befürchten. Wohl aber ist man jedem Irrtum und jedem Schaden ausgesetzt, wenn man als höchstes Gut seiner politischen Seele die Nation betrachtet, indem man sein politisches Gewissen von seinem christlichen abtrennt und gar sein nationales Reich affektiv und effektiv mehr liebt als das Gottesreich. Vollends bei der Frage über Weltkrieg und Weltfrieden können Wahrheit und Gerechtigkeit nie innerhalb des nationalen Gesichtskreises gefunden werden, sondern allein innerhalb des theozentrischen und christozentrischen.

Meines Wissens gibt es noch kein Buch, das das Kriegs- und Friedensproblem vom katholischen Standpunkt einigermaßen erschöpfend behandelte. Wir haben eine Reihe von katholischen Schriften, die sich mit dem Kriege, sowohl dem hinter uns liegenden konkreten Geschehen als auch dem Kriege an sich beschäftigen, aber sie sind mehr politisch und juristisch als religiös und ethisch, und ganz fehlt uns eine eingehende katholische Darstellung der *pazifistischen* Gedankenwelt. Auch in katholischen Kreisen hört man mehr und mehr über Pazifismus sprechen, gelegentlich wird auch darüber geschrieben – fast immer im ablehnenden Sinne – aber von einer genaueren Kenntnis seines Wesens, seiner Wege und seiner Ziele merkt man nichts. Manche würden in die tödlichste Verlegenheit geraten, würde man sie auffordern, das, was sie sogar in angesehenen Zeitschriften abfällig über ihn bemerken, aus der ernst zu

nehmenden pazifistischen Literatur zu belegen. Es ist damit ganz ähnlich, wie wenn Nichtkatholiken über Katholizismus schreiben. Dieses Buch möchte auch hier eine Lücke ausfüllen und eine Brücke schlagen in jene Welt, die der katholischen so nahe liegt, ja letzten Endes aus ihr stammt und wieder zu ihr hinführt. Andererseits dürften auch die nicht-katholischen Friedensfreunde aus dem hier Gebotenen ihren Friedenswillen vertiefen lernen und sich von der großen Bedeutung der katholischen Kirche als Welt-Friedensmacht überzeugen.

So möchte dieses Buch allseitig der Verständigung und dem Frieden dienen. Nur in einem Sinne ist es kein Friedensbuch. Es sucht nämlich nicht »um des lieben Friedens willen« Gegensätze zu verwischen und jedermann in Frieden zu lassen! Man wird es schwerlich vor dem Einschlafen lesen können. Es stellt vielmehr mit aller Schärfe die unversöhnlichen Gegensätze heraus. In dieser Beziehung kann es von sich sagen: ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, zu trennen das Heidentum vom Christentum, das halbe von dem ganzen Christentum, zu schärfen die Gehirne für die Zeichen der Zeit, Flammen zu schlagen aus steingewordenen Herzen, aufzuwühlen die Seelen zum Haß gegen Barbarei und Sünde und sie freizumachen für die Liebe zu Gott und zu allen Menschen.

Berlin, im Januar 1924.

P. Franziskus M. Stratmann O.P.

Einleitung: Weltadvent

Als der Weltkrieg kein Ende nehmen wollte, als jedes Land und jeder Mensch von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr tiefer von der Überzeugung durchdrungen wurde, daß es so nicht lange mehr weitergehen könne, und als der Krieg doch immer weiterraste, unabsehbar viel zerstörte, aber in dieser Zerstörung durch seine Granaten und Schwerter auch wie eine Pflugschar wirkte, die alles umgrub, die Erdoberfläche, aber auch die Seelenoberflächen, als das Oberste nach unten und das Unterste nach oben geworfen wurde, da hatte jeder das Gefühl und die Hoffnung, ein *neues Zeitalter* werde nach diesem Kriege heraufkommen. Manche glaubten gar, Mars werde sich durch dieses selbst für ihn unerhörte Wüten für immer selbst zerfleischen: dieser Krieg werde der letzte von allen sein. Es war kindlich und närrisch, an ein solches plötzliches Wunder zu glauben. Und doch: »Kinder und Narren sprechen die Wahrheit«. Es war wenigstens der wahre Kern in diesem Glauben und in dieser Hoffnung, daß die Absurdität der kriegerischen Auseinandersetzung nunmehr so evident geworden sei, daß man nach einem solchen Erweis eigentlich das Zusammenwerfen aller Kriegsmittel auf einen großen Scheiterhaufen hätte erwarten sollen. »Die große Täuschung« hatte schon vorher ein berühmtes Buch den modernen Krieg genannt.² Eine große Täuschung deshalb, weil eben das erhoffte Ziel, das jeder kriegführenden Nation von jeher vorschwebte – ein über die nationale Selbstbehauptung hinausgehender Gewinn – aus ganz bestimmten Gründen heute immer zweifelhafter werde. Nun hatte das Ausmaß des Weltkrieges diese These noch dreimal unterstrichen. Nicht nur die Besiegten, auch die Sieger, soweit sie tief in das Ringen verstrickt worden waren (Amerika war es nicht), waren nach dem Waffengang unglücklicher als vor ihm. Zu dem Wort von der »großen Täuschung« gesellte sich das von dem »großen Betrug«. Die Völker hatten besser als vorher hinter die Kulissen des Kriegstheaters schauen lernen. Nicht nur der Unsinn, auch

² Norman ANGELL: Die große Täuschung Eine Studie über das Verhältnis zwischen Militärmacht und Wohlstand der Völker. Aus dem Englischen, Leipzig 1910, S. 139.

die Unsittlichkeit des Krieges wurde klarer erkannt. Soviel subjektiver Idealismus auch in den Krieg hineingesteckt worden war – in Ehrfurcht vor der Hingebung, Treue und Heldenhaftigkeit Tausender sei es anerkannt – so hatte doch gerade dieser gründlichste aller bisherigen Kriege den ganzen Materialismus aufgedeckt, der ihm zutiefst zugrunde lag, und hatte deshalb selbst viele unter den Idealisten des Krieges grausam ernüchtert.

Alle diese Eindrücke waren so stark und auch allgemein, daß ein radikaler Bruch mit der Vorkriegs- und Kriegszeit verständlich, sagen wir besser verständig gewesen wäre. Aber so schnell pflegt der Verstand im Leben der Völker sich nicht durchzusetzen. Dennoch ist es heute die gemeinsame Überzeugung aller Klarsehenden, daß ein *Wendepunkt der Geschichte* da ist! Wenn er nicht ganz scharf hervortritt, so liegt es daran, daß zwischen zwei Epochen mehr als eine dünne Scheidewand steht, so wie zwischen zwei Tagen mehr als eine Nacht liegt. Zwischen zwei klaren Tagen liegt die Abenddämmerung, die Nacht und die Morgendämmerung.

Sicher ist, daß wir im Übergang zweier Epochen leben – man rechnet die verflossene von der Renaissance an – allein wir wissen nicht ebenso sicher, ob wir noch in der Abend- oder der Nacht- oder der Morgenzeit des Überganges stehen. Es wäre möglich, daß noch ein beträchtlicher Rest des alten Zeitalters zu überwinden wäre, woraus folgen würde, daß uns die tiefste Nacht, ein noch größeres Unglück als das schon erlebte, noch bevorstünde, es könnte etwa ein noch entsetzlicherer Krieg das Alte vollends begraben. Es wäre aber auch möglich, daß wir das Schlimmste hinter uns hätten und schon im neuen Morgen stünden. Gott allein weiß es.

Aber wir können doch in etwa wissen, ahnen, hoffen, glauben, *in welchem Sinne* ein Neues kommen wird. Läßt sich das verflossene Zeitalter mit einem Worte als ein *individualistisches* sowohl auf kulturellem wie auf religiösem Gebiete bezeichnen, so dürfen wir das, was wir in der Gegenwart aufkeimen sehen, die Anfänge eines *solidaristischen* Zeitalters nennen. Die Renaissance hatte das Individuum entbunden. Es hätte ohne Schaden geschehen können, wenn dadurch nicht gleichzeitig die starken politischen und kulturellen Zusammenhänge des bis dahin bestehenden christlichen Weltreiches sich gelöst hätten und besonders die religiös-

kirchliche Einheit durch einen zweiten noch stärkeren Stoß – den der Glaubensspaltung – ins Wanken geraten, ja weithin zerbrochen worden wäre.

Der neue Geist hat vier Jahrhunderte Zeit gehabt, sich auszuwirken. Die Individualisierung, aber auch die Isolierung der Menschen, Völker und Staaten hat immer mehr zugenommen, trotz aller Verkehrstechnik und äußerlichen Organisation. Auf politischem Gebiete entwickelte sich der Individualismus erst in den letzten hundert Jahren zum Nationalismus – bis alle diese innerlich entfremdeten, aber äußerlich immer dichter aufeinander gerückten überhitzten Dampfkessel explodierten und einen großen Teil ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit im Weltkrieg zerstörten. Da sah man, was der individualistische, gottlose, selbtherrliche Eigensinn angerichtet, was er innerlich schon vor dem Kriege an Gemeinschaftsgütern zerstört hatte. Ein Glück, daß wir es wenigstens jetzt erkennen! »Daß der Krieg« sagt Max Scheler,

»diese innere Verlogenheit und Unwahrheit einer längst nicht mehr bestehenden, durch das Gift des Nationalismus und Subjektivismus, durch Relativismus und Kapitalismus längst zerfressenen europäischen Kulturgemeinschaft aufgedeckt und an den hellen Tag gebracht hat; daß die verborgenen seelischen Wunden der europäischen Seele zu weithin sichtbaren eklen, übelriechenden, aber *heilenden* Eiterströmen aufbrachen, des sei sogar dem Kriege Dank!«³

Langsam beginnt nun der unermeßliche Schaden die Menschen und die Völker klug zu machen. Wer auch nichts anderes als die eigenen Interessen im Auge hätte, müßte heute doch einsehen, daß das tolle Daraufloswirtschaften auf eigene Faust im persönlichen, wirtschaftlichen und politischen Leben sich nachgerade von selbst verbietet, daß das immer noch zunehmende äußerliche Zusammenwachsen der Menschen endlich neue Methoden des Zusammenlebens erfordert. Aus der rücksichtslosen feindlichen Konkurrenz muß eine rücksichtsvolle friedliche werden, die dann besser Kooperation heißt, das Auseinander und Gegenein-

³ Max SCHELER: Vom Ewigen im Menschen. Erster Band. Religiöse Erneuerung, Leipzig 1921, S. 227f.

ander muß auf allen Gebieten durch ein Miteinander überwunden werden. Max Scheler sprach in seinem zweiten Kriegsbuch (»Krieg und Aufbau«) vom »Krieg als Gesamterlebnis«. Er verstand darunter nicht die Summe aller Einzelerlebnisse, sondern Eindrücke, Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, die erst durch das Zusammendenken aller wie aus einem einzigen Subjekt heraus möglich waren und die der Krieg in alle Seelen einheitlich hineingezaubert hatte. Schon damals war ja plötzlich das individualistische Denken durch das solidaristische verdrängt worden, man dachte und erlebte wieder Zusammenhänge, Ganzheiten. Man sah und dachte wieder Länder, Nationen, statt nur kleinste Bruchstücke davon: die paar bekannten Menschen, Familien, Häuser, Städte, Parteien. »Mikroskopisch ist die Blickform des Friedens, makroskopisch die des Krieges«. Heute wissen wir, daß dieses Gemeinschaftserlebnis des Krieges zwar kein gemachtes, aber doch ein krampfhaftes und fieberhaftes war, das nur zu bald zusammensank wie ein Schwindsüchtiger nach einem letzten Aufblühen. Immerhin offenbarte der Krieg zum erstenmal seit langer Zeit wieder die Lebensform des großen »Miteinander«.

Hat etwa die Nachkriegszeit wieder etwas Ähnliches zeitigt? Nicht in der kompakten Form wie im Kriege, wo das Gemeinschaftserlebnis ein nationales war, wo ein nationaler Block von Gemeinschaftsgedanken neben dem anderen in einem anderen Lande stand. Durch den Krieg sind diese nationalen Blöcke auseinander gefallen, am meisten in den besiegten Ländern, die zu zermürbt und geschwächt waren, um die Kraft gemeinsamen Erlebens nochmals aufzubringen. Und doch gibt es auch ein gemeinsames Nachkriegserlebnis, jedoch liegt seine Gemeinsamkeit nicht mehr im Nationalen, sondern im Gegenteil im Übernationalen. Mögen die Massen von diesem gemeinsamen Nachkriegserlebnis sehr wenig erfaßt sein: in allen Ländern leben doch Menschen, und sie werden täglich zahlreicher, denen über dem nationalen Gedanken der *Menschheitsgedanke* aufdämmert. Noch größere Einheiten, noch weiterreichende Zusammenhänge als schon der Krieg sie offenbarte, läßt uns die Nachkriegszeit sehen. Zwangsläufig bemächtigt sich auch die Organisation dieser Einheiten. Das Ziel solcher Entwicklung muß ein wahrer Völkerbund sein. Das zur Zeit so benannte politische Gebilde ist noch außerordentlich unvollkommen, immerhin stellen diese ersten Verwirklichungen einer großen Idee nach dem Urteil aller, die geschichtlich den-

ken können und deshalb die Langsamkeit des kulturellen Fortschrittes in Betracht ziehen, schon einen epochemachenden Fortschritt dar.

Das Erfreulichste bei allem ist, daß dieses Widersichbesinnen auf die Einheit des Menschengeschlechtes, dieses vielfach noch schüchterne Hinüberreichen der Hände über die nationalen Grenzen begleitet ist von einem Wiedererwachen des *religiösen* Gemeinschaftsbewußtseins. Was anders sind die auffallend sich mehrenden religiösen und kirchlichen Wiedervereinigungsbestrebungen als der Ausdruck dieses Bewußtseins? Und wem kann die wachsende moralische Autorität des Vaters der Christenheit entgehen? So konnte Scheler in seinem dritten nach dem Kriege erschienenen Kriegsbuche schreiben:

»Wir fühlen alle, daß wir am Beginn eines historischen Weltalters stehen, das gegenüber dem vorwiegend kritischen und individualistischen, alle irdischen Kräfte des Menschen und der Natur bis zur äußersten Leistung entbindenden Zeitalter der sogenannten Neuzeit als ein *positives*, gläubiges Zeitalter bezeichnet werden darf; gleichzeitig aber als ein auf Gemeinschaft gerichtetes, die zuvor nur entbundenen Kräfte geistig meisterndes, darum auch ›organisatorisches‹ Zeitalter«. ⁴

Noch ist sie nicht da, diese neue Zeit des Glaubens und der weltweiten Organisation. Die Übergangszeit ist nichts als ein *Advent*, eine Zeit der Sehnsucht und des Hoffens. Eine solche Zeit aber muß wie der alljährliche kirchliche Advent, auch eine Zeit der Einkehr, der Selbsterkenntnis, der Reue und der Buße sein. Auf eine Erkenntnis und ein Bekenntnis der *Weltschuld* muß der Weltadvent sich stützen! Vom national-politischen Standpunkt ist die Abweisung der Schuldfrage oder ihre advokatorische, auf Freispruch plädierende Behandlung begrifflich; gegen einseitige, oberflächliche und darum ungerechte Beschuldigungen von Seiten einer in den Prozeß verwickelten Partei ist die Verteidigung auch berechtigt und notwendig. Vor dem höheren Forum, mit dem wir es hier zu tun haben – dem der Geschichte, der ganzen Menschheit, Gottes und des eigenen Gewissens – geziemt sich aber eine andere Haltung. Schon die

⁴ Max SCHELER: Vom Ewigen im Menschen, S. 160.

nationalpolitische Verteidigung muß sich in acht nehmen, daß sie sich nicht in den Pharisäermantel hüllt und über Wahrheit, Gerechtigkeit und Demut sich hinwegsetzt. Auch Staatsmänner, Politiker und Patrioten, bleiben immer Menschen, denen ein doppeltes Gewissen und eine doppelte Moral nicht zugebilligt ist, die vielmehr auch die nationale Gewissensforschung unter den Augen Gottes vorzunehmen haben. Es gibt ein Denken und Sprechen über die Schuldfrage, das schlechthin heidnisch ist. Bei einem Christen ist es unverständlich, wie er zunächst rein prinzipiell so wegwerfend über die Schuldfrage urteilen kann, sobald sie das politische Gebiet berührt, wie er dann die Beantwortung dieser Frage, wenn sie anders ausfällt, als es den vaterländischen Tagesinteressen zu entsprechen scheint, als Hochverrat empfindet, und mit welcher Leichtfertigkeit er überhaupt über diese ganze doch tief sittliche Angelegenheit hinweggeht. In der modernen Furcht vor dem Erkennen und Bekennen öffentlicher Schuld, in der Herabsetzung und Beschimpfung derer, die den Mut haben, auf öffentliche Wunden und Sünden den Finger zu legen, offenbart sich nicht in letzter Linie unser ganzer Abfall vom Geiste des Christentums, wie ihn das Mittelalter noch hatte. Was in der Kirche eine Tugend ist, Demut, Reue, Beichte, das soll auf einmal auf dem Markte, d.h. im sozialen und politischen Leben, eine Schande sein. Vor der Renaissance, die ja auch eine Renaissance der heidnischen Staatsvergötterung heraufführte, war eine solche Zerreißung der Religion und des Gewissens in zwei getrennte Sphären unbekannt. Damals konnte der Prediger, konnte insbesondere die moralische Autorität der Kirche auch politische Verbrechen beim Namen nennen und zur Rechenschaft ziehen. Wehe dem, der heute etwa nach beendetem Kriege, zu einer Bußprozession wegen der zahllosen, nicht nur privaten, sondern auch staatlichen Sünden aufrufen wollte! Was werden die Nachbarn sagen, lautet die einzige Frage, die gestellt wird, nicht: was wird Gott sagen! Die Buße braucht sich allerdings nicht in Form einer Prozession zu zeigen – es gibt Möglichkeiten, sie zu bekunden, die den veränderten Sitten Rechnung tragen; Wort und Schrift und öffentliche Verordnungen als Ausdrucksformen der inneren Gesinnung sind zudem heute ebenso anwendbar wie damals – jedenfalls ist die Bußgesinnung selbst unerlässlich. Sie hat zu beginnen mit der Erkenntnis und Benennung der nationalen Sünden. Es darf nicht länger als pietätlos und unnational gebrand-

markt werden, wenn die berufenen Lehrer und Führer des Volkes eine öffentliche Gewissenserforschung vornehmen und namentlich der Jugend eine demütige, statt einer hochfahrenden Denkweise über den Wert ihrer Nation beizubringen trachten. Daß hierbei das Maß berechtigter und notwendiger Selbstachtung überschritten werde, ist weit weniger zu befürchten, als daß man der unfruchtbaren und vor Gott verwerflichen Selbstüberhebung ver falle. Wie aber stehen die Dinge heute? Ist es nicht Tatsache, daß das Aufzeigen einer nationalen Schuld als größeres Verbrechen gilt als diese Schuld selbst? Wäre solche Auffassung allgemein, so gäbe es keinen Advent. Aber daß diese Verhärtung an vielen Stellen durchbrochen ist, daß wieder ein höheres Licht als nur das eigene in die Seelen der Völker zu leuchten begonnen hat, das ist das erste Zeichen der Besserung.

Selbsterkenntnis ist noch nicht die Besserung selbst, sondern nur der erste Schritt zu ihr. Es ist auch nicht zu leugnen, daß die Aufdeckung der eigenen Wunden, das rücksichtslose Kritisieren dessen, was bisher als heilig galt, etwas Ungesundes, ja Unmoralisches an sich haben kann und in chaotischen Übergangszeiten oft an sich haben wird. Man spricht dann von einem sozialen und politischen Flagellantentum. Dennoch ist diese aufwühlende Kritik, wo sie sich nicht ins Maßlose verirrt, zum mindesten entwicklungsgeschichtlich besser als die satte, denkfaule, selbstgefällige Ruhe in der verhärteten Gewohnheit. In dem gedankenschweren Buche »Die Welt des Mittelalters und wir« von *Paul Ludwig Landsberg* handelt eine der bedeutendsten Stellen von den drei Perioden, die das geschichtliche Leben immer wieder durchlaufe: von der in Gott gebundenen *Ordnung* zur gedankenlosen, rein konservierenden *Gewohnheit* und von dieser Gewohnheit zur beides lösenden *Anarchie*. Die Anarchie hat aber das Gute an sich, daß sie ein Erwachen aus der Erstarrung darstellt, daß sie ein in der Form vielleicht ungerechtes, in der Sache aber gerechtes Gericht abhält über morsche, faule, aufgeblasene Zustände und nun mit ihrem Sehnsuchtsdrang nach Neuem, Besserem sucht und schließlich auch schöpferisch gestaltet, aus dem Chaos wieder zum Kosmos, zur verjüngten, neu beseelten Ordnung vordringt.

»Den Gewohnheitsentronnenen erscheint ihre Anarchie zunächst als Höchstes und als Selbstzweck. Bald aber erfüllt sich das tiefe Wort

des Novalis: ›Wahrhafte Anarchie ist das Zeugungselement der Religion!‹ Wo man den Wirklichkeiten ohne den Schutzbau des Menschen gegenübersteht, da wird man sehen, daß die Wirklichkeit geordnet ist; wo man alle Forderungen zeitlicher Konvention verlassen hat, da wird man bald die Stimme Gottes in den ewigen Gesetzen der unbedingten Ethik vernehmen. Bald erscheinen den Suchenden die großen Kulturen der Vergangenheit als ragende Burgen am Jenseitsufer ihrer Sehnsucht. Die Anarchie gelangt zur Selbstschau, als zur Vorstufe ihrer schöpferischen Selbstüberwindung. ›Wir sind nahe am Erwachen, wenn wir träumen, daß wir träumen‹. (Novalis). Eine Anarchie, die um sich weiß, weiß auch schon um die Ordnung.«⁵

In solcher, um sich selber wissenden Anarchie lebt die Welt heute wieder. Lang ist es her, wo die gottgebundene Ordnung herrschte; bis ins Mittelalter müssen wir zurückgehen, um sie zu finden. Vor dem Weltkrieg machte sich die ideenlose »Gewohnheit« breit, im Kriege brach die Anarchie los und manchem erschien ihr rücksichtsloser Kampf als höchstes Leben. Auch in der darauffolgenden deutschen Revolution, die so vieles durcheinanderwirbelte und enthüllte, fand mancher lebendige Geist viel Befriedigung, aber dann wurde es um so klarer, daß in den Dingen eine Ordnung, eine Tendenz zur Ordnung, zur Harmonie mit dem Ganzen, zur Unterordnung unter letzte göttliche Ideen steckt, die wieder zur Herrschaft kommen muß, sollen Welt und Menschen wieder zu sich selber und zum wahren Glücke kommen.

Das Zweite, was nach der Selbsterkenntnis zur Besserung nottut, ist der Glaube an sich selber, an die *Möglichkeit* der Besserung. Wäre ein Mensch auch bis in den Grund seiner Seele von der Verwerflichkeit und Unhaltbarkeit seines bisherigen Wandels überzeugt, und er bliebe bei dieser Erkenntnis stehen, käme aus seiner Zerknirschung nicht heraus, würde Pessimist, der von sich sagte: mit mir kann es niemals mehr aufwärts gehen – es würde in der Tat nichts mehr aus ihm. Die Judassünde der Verzweiflung ist die größte Sünde. Sie ist erst das Ende. Wenn die im Gesetzesformalismus verhärtete »Gewohnheit« des Judentums und

⁵ Paul Ludwig LANDSBERG: Die Welt des Mittelalters und wir. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über den Sinn eines Zeitalters, Bonn 1922, S. 115.

die in »Anarchie« zerbröckelnde Zerfahrenheit der heidnischen Antike so groß gewesen wären, daß die einen aus Selbstgerechtigkeit, die anderen aus Selbstvergeudung auf eine Rettung und Wiedergeburt verzichtet hätten, wenn nicht hoffnungsstarke Menschen, Propheten, Apostel und Märtyrer da gewesen wären, die um diese Rettung und Wiedergeburt gerungen und mehr in der Zukunft als in der Gegenwart gelebt hätten – der Weltadvent des Christentums wäre ausgeblieben! Denn wenn auch die Hilfe von oben kam, so hatte sie doch an den Glauben und die Hoffnung anknüpfen wollen, die von unten kamen.

Heute muß es wieder genau so sein. Was ist denn verloren? Nur das, was wir und Gott aufgeben. Solange das nicht geschieht, ist noch alles zu gewinnen, auch noch die unmittelbare Vergangenheit, auch noch der Weltkrieg. Es ist nämlich auch das Vergangene noch im Fluß; es ist befähigt, später anders auszusehen als es heute aussieht.

Wenn durch einen Fluß eine große Staumauer gezogen wird, so wird nicht nur sein Lauf nach vorwärts, sondern auch nach rückwärts verändert. Was bisher dünn und schwach daherfloß, kann durch die Talsperre auf einmal in gewaltige Kraft verwandelt werden, und was bisher majestätisch daherrauschte, kann durch Teilung oder Trockenlegung plötzlich ganz zerrinnen. Konnten wir im Jahre 1914 ein feststehendes Urteil über den Wert der Bismarck'schen Politik und Reichsgründung abgeben? Sah dieselbe verflossene Periode 1918 nicht ganz anders aus als 1914? Kommt es vor, daß man heute einen Unternehmer, einen Staatsmann weitsichtig nennt, den man morgen kurzsichtig nennen muß? Können wir also heute sagen, daß der Weltkrieg für die Welt, ja auch nur für Deutschland verloren sei? O nein, für die Welt und auch für Deutschland kann er immer noch gewonnen werden! Es brauchen nur die noch vorhandenen schwachen und starken Lebensströme der Völker in eine gewaltige Welttalsperre gebannt zu werden, und sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft erhalten ein anderes Gesicht, als es heute erscheint.

Daß wir *rückwärtsschauend* unsere ganze Schuld erkannten, einsähen, daß es falsch war, was wir taten, Gott und Menschen um Vergebung dafür bäten; daß wir *um uns schauend* an unsere Kraft glaubten, wenn sie sich mit Gott und Menschen zu friedlichem Aufbau verbänden und heute damit begannen; daß wir *vorwärts schauend* das Begonnene unter

Vermeidung der begangenen Fehler ausbauen – das wäre die rückwärts und vorwärts gerichtete Rettung, das wäre ein neuer Weltadvent!

Niemand ist zu solcher Weltrestauration berufener als die Weltkirche. Aber war sie es nicht immer schon, so daß sie das Werk längst hätte vollenden müssen? Die Kirche, das Reich Gottes, ist gleich einem Sauerteig, »den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl mengte bis das Ganze durchsäuert war!« Das Mehl, die Welt, ist ein widerspenstiger Stoff, und viele, die zur Kirche »gehören«, sind selber von diesem Stoff! Die Kirche selbst besteht aus einem göttlichen und menschlichen, oft allzu menschlichen Element, und es ist nun einmal die Art des göttlichen, das menschliche nie zu vergewaltigen. Das Große, das immer wieder Begeisternde, Emporziehende, Hoffnungsgebende, ist ihre Seele, der Heilige Geist, der ihren mystischen Leib durchwaltet, zahlreiche Glieder in wunderbarer Schönheit und Kraft erblühen macht, andere aber auch sich selbst überläßt, sodaß sie nach eigenem Willen schwach und krank werden, ja absterben und dem ganzen Leibe zur Last und Qual gereichen. So ist es möglich, daß so viele sich an der Kirche ärgern. Sie unterschätzen ihr göttliches und überschätzen ihr menschliches Element. Die Unterschätzung des göttlichen liegt auch darin, daß man an einen anderen als den irdischen Beruf der Kirche nicht denkt und sie nur als Kulturmacht wertet. Während doch ihr weitaus wichtigerer Beruf ist, übernatürliche Heilsanstalt zu sein, den Keim göttlichen Lebens in den Menschen zu senken, dieses vor der Welt verborgene, ganz mystische Leben zu hüten und zu pflegen und es endlich in aller Stille von der Erde weg in den Himmel zu führen. Würde die Kirche der Welt auch nichts weiter geben, sie wäre doch ihr kostbarster Schatz. Eine Unterschätzung der Kirche ist es sodann, sie nur auf einer kurzen Strecke ihres Weges zu beobachten. Weder das Große, das sie in der Vergangenheit schon erreicht hat – ihr bloßes Fortbestehen durch die Jahrhunderte ist etwas göttlich Großes – noch das Große, das sie in der Zukunft zu leisten berufen ist, wird gebührend berücksichtigt. Es gehört aber geradezu zum *Begriff* der Kirche, *wachsender* Organismus zu sein. So definiert sie *Möhler*:

»Unter der Kirche auf Erden verstehen die Katholiken die von Christus gestiftete sichtbare Gemeinschaft aller Gläubigen, in welcher die von ihm während seines irdischen Lebens zur Entsündigung und

Heiligung der Menschheit entwickelten Tätigkeiten unter der Leitung seines Geistes *bis zum Weltende* vermittelt eines von ihm angeordneten ununterbrochen währenden Apostolates fortgesetzt und *alle Völker im Verlauf der Zeiten zu Gott zurückgeführt werden*.⁶

Die Kirche hat also noch die ganze Weltgeschichte hindurch die Möglichkeit, sich auszuwirken.

Andererseits wird das menschliche Element der Kirche überschätzt. Es liegt eine unbeabsichtigte stillschweigende Huldigung darin, daß man vom Katholiken mehr erwartet als von anderen. Die Erwartung ist berechtigt. Aber die Wirklichkeit entspricht ihr leider nicht. Bei Menschen, die die innere und transzendente Seite der Kirche gar nicht sehen, ist dann die Enttäuschung um so größer. Wir Katholiken wissen, daß unter unserer menschlichen Unzulänglichkeit die Idee der Kirche selbst nicht leidet, daß diese Idee durch uns nicht einmal verdunkelt werden kann, ja, indem sie trotz uns rein bleibt, nur um so herrlicher und größer erscheint. Aber damit dürfen wir uns selbstverständlich nicht begnügen. Es ist Pflicht, die Wirklichkeit der Idee möglichst anzugleichen, und ernster als die Welt uns Katholiken richtet, müssen wir selbst es tun, wird ja auch Gott es tun! In diesem Buche haben wir besonders die katholische Aufgabe im Auge, einer im Stadium der »Anarchie« befindlichen Welt wieder zur Ordnung zu verhelfen, auf die Rufe der Sehnsucht, auch wenn sie als Flüche ertönen, zu antworten, und jenes besondere Leid, unter dem die heutige Welt zusammengebrochen ist, zu heilen: die *Friedlosigkeit*, die wildeste Form der Anarchie überwinden zu helfen: den Krieg!

Über die Haltung der Christen zum Krieg hagelt es geradezu Vorwürfe!

Keine sozialistische Massen- und Propagandaversammlung, kein sozialistischer Weihnachts-, Ostern- oder Pfingstartikel ohne höhnischen, grimmigen, wegwerfenden Hinweis auf den Unterschied zwischen Theorie und Praxis der christlichen Friedensbotschaft und des christlichen

⁶ Johann Adam MÖHLER: Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten, nach ihren öffentlichen Bekenntnisschriften., 6. Auflage, § 56 S. 331f.

Liebesgebotes. Nicht so zahlreich und massiv, aber wegen der geistigen Höhe, aus der sie kommen, um so gewichtiger, dringen seit dem Kriege Stimmen aus Indien und China zu uns herüber, die das gleiche Ärgernis nehmen. Ist es vernünftig, ist es demütig, ist es liebevoll, über diese Anklagen, auch wenn sie übertrieben sind und manche Unkenntnis der Lehre und der Tatsache verraten, unbewegt zur Tagesordnung überzugehen? Ist nicht viel Wahrheit darin? Und wäre es auch nur ein Körnchen, lohnte es sich nicht, um dieses Körnchens willen sie anzuhören und unser Gewissen zu erforschen? Wird Christus uns nicht auch anklagen? Um die leidenschaftlichsten Stimmen wegzulassen und nur eine der maßvollsten anzuführen: ein deutscher Major schreibt: »Die Kirche, sagte mir ein kluger Mann, ist über dem Krieg gestorben, weil sie ihn sich einverleibt hat, anstatt diese unverdauliche Speise weit von sich wegzuschieben.« »Ich glaube nicht«, fährt der Major fort, »daß sie gestorben ist, aber ich glaube, daß sie aus ihrer Gemeinde mehr klare Köpfe verloren hat, als sie in ihren kommenden politischen Kämpfen entbehren kann.«⁷ Auf das bis zum Übermaß uns entgegengehaltene Wort vom »Bankerott des Christentums« hat Scheler geantwortet, daß diese Behauptung nur dann zutreffe, wenn das Christentum noch die faktische und führende Geistesmacht Europas, noch die Substanz des europäischen Geistes wäre; wer an dieser Fiktion festhalte, der könne allerdings den durch die Tatsache des Weltkrieges und seiner Folgen offenbar gewordenen Bankerott nicht abstreiten. Erträglicher sei deshalb die Lösung, das Christentum sei nicht mehr führend, sondern habe seine führende Rolle abtreten müssen an andere feindliche Geistesmächte. Gewiß ist diese Lösung erträglicher, als das völlige pädagogische Fiasko der christlichen Religion zugegeben. Aber beruhigend ist sie keineswegs. Wenn wir den unchristlichen Mächten sagen können: dieser Krieg ist euer Werk, dann trifft uns zwar keine unmittelbare Schuld daran, aber doch die mittelbare, indem wir nicht stark genug waren, die heilige Burg unserer christlichen Moral gegen »andere, feindliche Geistesmächte« zu behaupten, indem wir uns verdrängen ließen, statt die andern zu verdrängen.

⁷ Franz Karl ENDRES: Vaterland und Menschheit, Leipzig 1920.

Wer der Kirche dienen will, darf nicht mit Vorliebe ihre Schwächen hervorheben, er darf aber auch nicht den Blick um jeden Preis von ihnen abwenden. Gerade die Liebe hat ein scharfes Auge für ein Mattwerden des geliebten Wesens. Und überfällt es gar Krankheit, so ist die Sorge groß. Wer die Kirche liebt, wer sie verehrt, an ihre beispiellose Erneuerungskraft für die Welt glaubt, sagt sich immer: was *könnte* die Kirche doch leisten, welch ein Segen könnte von ihr ausgehen, wie könnte sie auch beispielsweise den Krieg nahezu mit einem Schlage überwinden, wenn ihre *Idee* als Weltkirche, als großes Einfamilienhaus, worin es ungeachtet aller nationalen Grenzen nur Brüder und Schwestern gibt, und gar als mystischer Leib Christi, in dem die Menschen diesseits und jenseits einer politischen Grenze nicht weiter und nicht fremder auseinander stehen als die Finger einer und derselben Hand, – wenn diese wahrhaft weltüberwindende *Idee verwirklicht* würde! Wie furchtbar traurig ist es für den Liebenden, wenn er sieht, wie diese wesentlichste Eigenschaft der Kirche, alle Menschen unter dem Haupte Christus und damit untereinander in Liebe und Frieden zu vereinigen, durch Hingabe und Anpassung an die zerrissene Welt faktisch (niemals grundsätzlich) fast völlig preisgegeben ist! Ach ja, die Kirche ist eben nicht nur mit Christus verwachsen, sondern auch mit der Welt, mit uns, den Kindern dieser Welt. Und weil wir als *Weltkinder* auch immer *Zeitkinder* sind, darum reißen wir die Kirche mit in den Strudel der Zeit, darum macht die Kirchengeschichte auch den oben bezeichneten Kreislauf der Weltgeschichte mit: von der Ordnung zur Gewohnheit, von der Gewohnheit zur Anarchie, von der Anarchie wieder zur Ordnung. Darum aber kommt auf uns Menschen auch so viel an! Wir sind es, die, wenn wir in uns geordnet sind, die Kirche ordnen; wenn wir in kalter, äußerlicher Gewohnheit erstarren, die Kirche erstarren machen; wenn wir in dieser nur äußeren Festigkeit durch einen schweren Stoß erschüttert werden, die Kirche erschüttern – wir sind es dann aber auch, wenn wir in dieser Zeit des Aufgewühltseins wieder hellichtig werden, wieder einen Blick für das Wesentliche, wieder Sehnsucht nach der Reinheit und Größe der katholischen Idee bekommen, wir sind es dann auch, die diese Idee gerade in einer solchen Zeit der Verwirklichung näher bringen können!

Indessen, die Aufgabe ist zu groß, um von der Masse gelöst werden zu können. Die Masse kann die Notwendigkeit des großen Aufschwun-

ges gerade jetzt in der Zeit der Anarchie wohl fühlen – und sie tut es – aber sie selbst besitzt den Schwung nicht! *Übergangszeiten sind Führerzeiten*, auch in der Kirche. Paul Landsberg hat im Anhang seines Buches eine Reihe von typischen Erscheinungen für jede seiner drei Perioden aufgestellt. Und da findet er, daß für die Periode der idealen »Ordnung« charakteristisch sei der »Priester«; für die der mechanisierten »Gewohnheit« der »Religionsbeamte«; für die der unruhvollen, ahnungsvollen Anarchie der »Prophet«. Als nicht ganz damit kongruent, aber verwandt, kann man die drei – nicht zeitlich nacheinander, sondern gleichzeitig neben – und übereinander geordneten »Sphären« empfinden, die *Ernst Michel* im Schlußkapitel des von ihm herausgegebenen katholischen Zeitbuches »Kirche und Wirklichkeit«⁸ beschreibt. Die erste: die der schöpferisch wirkenden Liebe, prophetisch in ihrem Sein, apostolisch im Wirken; die zweite: die des bewahrenden Amtes; die dritte: die des beharrenden religiösen Lebens. Michel meint nun: Die Kirche erneuert sich nicht durch Amt und religiöses Leben (gemeint ist das nur im Alten beharrende, im Rahmen des Gewöhnlichen verlaufende religiöse Leben), sie erneuert sich durch ihre *wirkenden* Glieder, die kraft unmittelbarer Berufung und aus persönlicher Entscheidung der Not der Zeit aus der ungeschiedenen Urkraft der Kirche wahrhaft begehnen. Amt, Autorität und religiöses Leben mögen sich gegen die Ausgesonderten erheben – das wird immer so sein – wenn nur der Wirkende sich dadurch nicht zu einem prinzipiellen »Nein« gegen Autorität und religiöses Leben verleiten läßt, denn dann bräche er aus der Kirche aus, würde er Häretiker. Solange der Erneuerer in der Liebe zur Kirche bleibt, bleibt diese auch in ihm, mögen ihn auch die Frommen, die Theologen und die Träger des Amtes verfolgen. Diese »Wirkenden« wird man besser mit Landsberg »Propheten« nennen. Sie sind in der Geschichte, namentlich in Zeiten des Überganges, immer da gewesen und auch das Los des Alleinstehens, des Nichtverstanden- und Angefeindetwerdens ist ihnen fast immer zuteil geworden. Die Urbilder solcher Erneuerer und Beunruhiger der beati possidentes waren die Propheten des Alten Testaments. Sie wurden, obwohl sie als auserlesene Gottesträger mitten im Gottesreiche standen, von den Trägern des »Amtes« und den Vertretern des überkommenen

⁸ Ernst MICHEL: Kirche und Wirklichkeit, Jena, 1923 (Schlusskapitel).

religiösen Lebens als Außenseiter, Störenfriede, Neuerer empfunden. Auch Paulus stieß zusammen nicht nur mit der Tradition der Juden, sondern einmal auch mit der Autorität des heiligen Petrus. Und wie wurde der große Erneuerer von Assisi anfänglich ernst genommen! Franz bleibt allerdings immer das schönste Beispiel dafür, wie auch ein Prophet demütig die Autorität verehren und sich ihr gehorsam unterwerfen kann. Im Kleinen – wenn es erlaubt ist, die kleinen Propheten neben diesen großen zu nennen – haben dieselbe Erfahrung die Führer von bescheideneren Erneuerungsbewegungen, wie der Nüchternheitsbewegung und selbst der liturgischen Bewegung machen müssen: die in der alten »Gewohnheit« befindlichen hielten sich – zum Teil mit überlegener, ja ärgerlicher Miene – draußen.

Eine schöne Fügung ist es nun, daß in der Erneuerungsbewegung, die uns hier beschäftigt, in der aus nationalistischer Verstocktheit und Anarchie herausstrebenden katholischen *Weltfriedensbewegung* der größte Prophet gleichzeitig das höchste kirchliche Amt bekleidete: Papst Benedikt XV. Zwar ist auch ihm die Anfeindung und das Lächeln sogar der eigenen Kinder nicht erspart geblieben, aber sein Handeln ließ wenigstens die Rede nicht aufkommen, daß das offizielle Hirtenamt der Kirche in der wichtigsten Zeitaufgabe die Führung anderen überlasse. Trotz des päpstlichen Vorbildes, trotz der Tatsache, daß auch der Nachfolger Benedikts das Friedenswerk zu seinem Lebenswerk gemacht hat, ist die Zahl der Vorkämpfer auf diesem Gebiete noch außerordentlich klein und die Gegnerschaft gegen sie noch außerordentlich groß. Das eben ist Prophetenlos. »Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch verfolgen« und »die eigenen Hausgenossen sind des Menschen Feinde«. Es gilt, sich über diese Hindernisse entschlossen hinwegzusetzen. »Niemand der seine Hand an den Pflug legt und wieder zurückschaut, ist tauglich für das Reich Gottes« (Lk 9,62). Der Pflug ist das Schwert des Geistes, das Christus jedem in die Hand drückt, der ihm nachfolgen will, damit er mit ihm die Welt umgrabe und jeden Widerstand zerbreche. Das Reich Gottes aber, das es zu erobern gilt, ist ein Reich des Friedens. In der Kirche muß es zuerst hergestellt werden, dann durch die Kirche in der Welt. Mag das Ziel noch so ferne sein, am Ende der Zeiten wird es erreicht werden. Und kämen bis dahin noch tausend Rückschläge, tausend Kriege, die Kirche müßte um so beharrlicher und eindringlicher

den Frieden predigen. Und sollte durch den Kampf der Weltkirche für den Weltfrieden trotz ihrer beispiellosen organisatorischen und moralischen Befähigung dazu auch nicht das Geringste erreicht werden (wer glaubt das?) – eins wenigstens könnte sie dann doch vor Gott und den Menschen erklären: dixi et salvavi animam meam, ich habe gesprochen, ich habe gehandelt und somit meine Seele, mein Gewissen gerettet!

Solche Aufgaben und Folgerungen können nur verstanden werden, wenn das Wesen der Kirche tief erfaßt wird. Das folgende Kapitel möchte dazu helfen.

I.

Die Weltkirche als Corpus Christi mysticum

A. Dogmatik

Das im Jahre 1922 erschienene Buch von Romano Guardini »Vom Sinn der Kirche« beginnt mit dem Satze: »Ein religiöser Vorgang von unabsehbarer Tragweite hat eingesetzt: die Kirche erwacht in den Seelen«.

Diese überraschende Bemerkung will natürlich nicht im Sinne eines noch nicht da gewesenen erstmaligen Erwachens, sondern nur zeitgeschichtlich aufgefaßt werden: gegenüber dem Schlummer eines jüngst vergangenen Zeitabschnittes. Die neue Lage ist in der Tat die, daß die Seelen der Kirche anders gegenüberstehen als im verflossenen Zeitabschnitt und zwar aufgeschlossener, vertrauender, hoffnungsvoller, ja freudiger, hingebender. Warum? Weil die hinter uns liegende Epoche eine stark *individualistische* war, und die neue eine weit mehr *solidaristische* ist. In den letzten Jahrzehnten wurde die Persönlichkeit überaus stark betont, und so empfand man die Kirche mit ihrem »Massenleben«, ihrer »Massenwahrheit« und »Massenmoral« vielfach als Feindin der Persönlichkeit. Heute hat man zwar die Persönlichkeit nicht vergessen, aber sie tritt gegenüber einem überpersönlichen Interesse in den Hintergrund: dem *Gemeinschaftsinteresse*. Wer darauf achtet, muß staunen, wie viel heute von Gemeinschaft die Rede ist, wie sehr man sie sucht und schätzt. Nicht die »*Gesellschaft*«. Der *Gesellschaft* gerade ist man überdrüssig. Sie ist erstens nur eine Aneinanderreihung von Individuen; und das Individuum, der einzelne Mensch, spielt heute nun einmal keine besondere Rolle mehr. Sie ist zweitens ein schlecht gewordenes, verderbtes, oft brutales Ding. Sie ist im besten Falle kalt und steif, förmlich, exklusiv, eine Beziehung von Standesgenosse zu Standesgenosse, Volks-

genosse zu Volksgenosse, von Kleid zu Kleid. Couleur zu Couleur; eine juristische Beziehung oder auch eine geistige (z.B. eine wissenschaftliche, künstlerische Gesellschaft) oder gar eine materielle (Aktiengesellschaft, GmbH) – »Gemeinschaft« aber ist eine Beziehung von Mensch zu Mensch, Seele zu Seele, ein warmes Zusammengehörigkeitsgefühl. Die Gesellschaft ist schließlich auch zusammengebrochen, und so sucht man heute etwas Lebensvolleres, Tieferes, Wärmeres: Gemeinschaft. Gemeinschaft in kleinsten Kreisen, mit tieferen Gesprächen als man sie in der Gesellschaft führt, Gemeinschaft aber auch mit seelenverwandten Menschen im weiteren Umkreis, wenn nur eine seelische Gemeinschaft da ist, unbekümmert um gesellschaftliche, soziale, nationale Verschiedenheit.

Und so »erwacht die Kirche in den Seelen«! Man erinnert sich, daß sie ja die idealste Gemeinschaft ist: uralt und doch modern, tief und doch klar.

Freilich hat die Kirche ja auch eine andere Seite. Sie ist auch eine »Gesellschaft«, eine juristische Gesellschaft, und so sehen sie wohl die meisten. Die hl. Schrift und die Tradition, die Geschichte bis zur Gegenwart, die Lehre und Praxis der Kirche selbst geben uns auch durchaus ein Recht dazu. Die hl. Schrift nennt die Kirche eine Stadt, ein Reich, ein Haus, ein Gastmahl – lauter Bilder für eine äußere sichtbare Gesellschaft. Das uns so geläufige griechische und lateinische »ecclesia« bezeichnete ursprünglich sogar eine recht profane politische Größe: Volksmenge, Volksversammlung. Erst Paulus hat diesen Begriff auf die religiöse Menge und Versammlung der Gläubigen übertragen, und es ist bezeichnend für die allmähliche Umbildung dieses Begriffes, wenn der Apostel in seinen *älteren* Briefen von der Christenheit niemals von der »ecclesia« schlechthin spricht, sondern immer nur von der »ecclesia Gottes«; ecclesia allein wäre anfänglich wohl noch nicht als *religiöse* Gesellschaft verstanden worden.

Derselbe Apostel hat uns dann aber durch die ihm gewordenen göttlichen Offenbarungen jenen völlig neuen Begriff geschenkt, der die Kirche aus allen profanen Vorstellungen heraushebt, und der nun in einer Zeit wiedererwachenden stärkeren Solidarismus besser verstanden zu werden beginnt: den Begriff der innigsten Gemeinschaft im Corpus Christi mysticum.

Allerdings war die Vorstellung, daß viele Menschen einen Leib bilden, weder dem profanen noch dem religiösen Denken neu oder fremdartig. Schon die heidnische Antike hat den Staat oder auch die ganze menschliche Gesellschaft, ja den gesamten Kosmos unter diesem Bilde gesehen. Und selbst die mitfühlende und -leidende Liebe (*sympatheia*) hatte man, wie im Christentum, als die zusammenhaltende Kraft dieses großen Gesamtleibes erkannt. Besonders konkret tritt dieses Bild im Alten Testament auf. Das ganze israelitische Volk wird wie der eine Mann »Israel« genannt oder »Knecht Jahves«, »Sohn Gottes«. Alle Israeliten bilden eine einzige Gesamtpersönlichkeit und werden vielfach nicht mit »ihr«, sondern »du« angedredet. Und wenn der Psalmenbeter »ich« betet, so liegt darin das »wir« des ganzen Volkes. Dennoch überragt der Gemeinschaftsbegriff des Neuen Testaments, den Paulus uns beschreibt, den heidnischen und jüdischen wie der Himmel die Erde. Denn in dieser Gottes- und Menschengemeinschaft steht Gott den Menschen nicht wie das Ich dem Du gegenüber – eine Gemeinschaft ist auch schon dieses Gegenüber – vielmehr ist im christlichen Gesamtkörper der menschgewordene Gott ein *Glied* dieses Körpers, sein vornehmstes: das Haupt.

Ehe wir diesen mehr mystischen, unsichtbaren Charakter der Kirche näher erläutern, sei ihre sichtbare, mehr empirische Seite nochmals hervorgehoben. Das Bild, das am geschlossensten und eindrucksvollsten die äußere Erscheinung der Kirche darbietet, ist wohl das Bild des *Felsengebäudes*. Es ist Katholiken und Nichtkatholiken am geläufigsten. Es prägt sich jedem, der davon gehört hat, mit all den Gefühlen, die der Anblick eines gewaltigen Bauwerkes wachruft, von Jugend auf ein: Ehrfurcht vor dem hohen Alter, Bewunderung vor der unerschütterten Festigkeit und kunstvollen Außenseite, aber auch Scheu, Furcht, ja Abneigung vor den schroffen Wänden und den tiefen Festungsgräben, die den Zugang so sehr zu erschweren scheinen.

Dieser äußere und gewöhnliche Eindruck von der Kirche wird im ersten Teil ihrer Begriffsbestimmung ausgedrückt: »Die Kirche ist die von Christus auf den Felsen Petrus und dem Fundament der Apostel und Propheten begründete sichtbare Gemeinschaft der Gläubigen«. Wenn die gleiche Definition zur Bestimmung der inneren Seite der Kirche fortfährt: »welche durch die Wiedergeburt in der Taufe mit dem Haupte Christus zu seinem Leibe verbunden, denselben Glauben bekennen, die-

selben Gnadenmittel gebrauchen und dieselben Gesetze befolgen, um unter der Leitung des hl. Geistes das Reich Gottes auf Erden darzustellen und das ewige Leben zu verdienen⁹, so wird man nicht nur die objektive Doppelseitigkeit dieser Kirche daraus feststellen, sondern auch eine doppelte Haltung des erkennenden Geistes. Das eine Mal eine klare, nüchterne Anschauung, ein müheloses Erkennen der Kirche als äußere Gesellschaft und Hausgenossenschaft, das andere Mal ein Versagen der rein natürlichen Erkenntnis, wenigstens insofern das Haupt, das unsichtbare, göttliche Haupt dieses merkwürdigen Organismus mit in Betracht gezogen wird. Hier stehen wir vor einem mystischen Objekt, und das betrachtende Subjekt ist offenbar auf ein mystisches Erkennen angewiesen, mystisch allerdings nicht in dem Sinne, daß, wie bei der eigentlichen Mystik, eine schlechthin überrationale Erkenntnis dazu nötig wäre, eine Art Intuition, aber doch eine übernatürliche Erkenntnis, ein übernatürlicher Glaube.

In der Tat ist die Erkenntnis des inneren Wesens der Kirche ein *Akt des Glaubens*. So sehr man ihre Außenseite mit Händen greifen, als sinnfällige Erscheinung der Geschichte und Gegenwart mit Augen und Hirn erfassen kann, bewundernd oder bedauernd, so wenig kann man mit dem rein natürlichen Verstande ihr innerstes Wesen begreifen. *Credo ecclesiam*, ich glaube an die Kirche, heißt es. Die Kirche ist ein Mysterium des Glaubens.

Allein auch der äußeren, sichtbaren Kirche gegenüber gilt dieses Credo im Unterschied zum bloß natürlichen Begreifen und zwar in doppelter Weise. Einmal setzt die willige Annahme, daß die römisch-katholische Kirche, so wie wir sie in Vergangenheit und Gegenwart vor uns sehen, die von Christus auf Petrus gegründete wahre und einzige Kirche sei, einen übernatürlichen Glauben an die betreffenden Aussprüche Christi und an das ununterbrochene Walten des hl. Geistes in der Kirche voraus. Bei aller überwältigenden Klarheit, daß die Linie der Entwicklung von Christus über Petrus bis auf Pius XI. ungebrochen sei und der Unterschied zwischen damals und heute nur der eines Samenkorns und des aus ihm hervorgewachsenen Baumes sei, ohne Veränderung der Grundsubstanz – diese Erkenntnis läßt sich doch niemals wie die eines

⁹ Paul SCHANZ in Wetzler und Weltes Kirchenlexikon.

beliebigen anderen historischen Phänomens historisch-wissenschaftlich erzwingen, sodaß man sagen könnte und müßte: scio, ich weiß, ich sehe; sie führt vielmehr nur – allerdings mit fast moralischer Nötigung – bis zur Schwelle, auf der man vor diesem Geheimnis, durch die Gnade bewegt, ausruft: credo, ich glaube!

Aber noch in anderer Beziehung ist schon bei der äußeren sichtbaren Kirche der übernatürliche Glaube beteiligt. Es ist nicht so, als sei diese äußere Kirche von Christus wie ein fertiges Haus hingestellt und *dann*, außerdem noch, mit dem Hl. Geiste und mit Gläubigen erfüllt worden, sondern auch hier gilt das Wort: »Es ist der Geist, der sich den Körper baut!« Die äußere Kirche war nicht vor der inneren, nicht ohne sie, nicht früher als die Gläubigen, sondern diese Gläubigen sind – jeder für sich ein Tempel des Hl. Geistes – nach einem neuen Bild *selbst* die lebendigen Steine, die »aufgebaut wurden auf dem Grunde der Apostel und Propheten, während Christus der Eckstein ist, in dem der ganze Bau sich zusammenfügt und im Herrn zu einem hl. Tempel emporwächst« (Eph 2, 20-21). So hat also nicht nur das Wort und das Blut des Herrn die sichtbare Kirche gegründet, sondern auch der Glaube der Gläubigen hat sie miterbaut. Der übernatürliche Glaube ist schon bei der äußeren sichtbaren Kirche zeugend beteiligt: diese Kirche ist nicht nur eine Ursache, eine Pflanzstätte des Glaubens, sondern auch seine Wirkung, sein Erzeugnis¹⁰, wir glauben nicht nur, weil eine Kirche da ist, sondern die Kirche ist auch da, weil wir glauben!

Das Sichtbare und das Unsichtbare, das Äußere und das Innere an der Kirche sind durchaus in einander verwoben. Es bleibt nichts anderes übrig, als das *credo ecclesiam*, selbst der sichtbaren Kirche gegenüber, ein gläubiges Sich neigen vor einer mehr mystisch-ergreifbaren, als historisch-nachweisbaren Wirklichkeit.

Wirklichkeit! Ja, dieses »Bild« von dem auf Christus, dem Eckstein, und dem Grunde der Apostel aufgebauten lebendigen Menschentempel

¹⁰ »Der Begriff der Kirche wird einseitig bestimmt, wenn man sie eine Anstalt nennt oder einen Verein, gestiftet zur Erhaltung und Fortpflanzung des christlichen Glaubens; sie ist vielmehr ein Erzeugnis dieses Glaubens, eine Wirkung der in den Gläubigen durch den Hl. Geist lebendigen Liebe.« (Johann Adam MÖHLER: Die Einheit in der Kirche oder das Prinzip des Katholizismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte, Tübingen 1825).

oder das andere von dem mystischen Leibe, dessen Haupt Christus und dessen Glieder die Christen sind, ist mehr als ein bloßes Bild, es ist eine übernatürliche Realität.

Bildlich, moralisch und juristisch ist auch diese und jene Gesellschaft, die Familie, die Gemeinde, der Staat ein Leib. Wenn in einer rechten Familie ein Glied leidet, so leiden alle mit, man hilft und ergänzt sich in allen Lagen des Lebens. Auch nach außen haftet einer für den anderen. Aber die Kirche ist mehr als nur eine moralische und juristische Person; ihre Einheit mit Christus, dem Haupte, und den Christen, als Gliedern, beruht auf einem fortwährenden realen Influx übernatürlichen Lebens vom Haupt in die Glieder. Die Gnade – hier die »gratia capitis« – ist ja nach 2. Petr 1,4 »eine Teilnahme an der göttlichen Natur«. Diese Gemeinschaft geht weit hinaus über eine bloße Gemeinschaft der Gedanken, der Lehre, der Nachahmung, des Verdienstes, sie ist vielmehr eine so volle Lebensgemeinschaft, daß Christus sagen kann: »Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben« (Joh 15,1) und der Christ: »Ich lebe, und doch nicht ich lebe, Christus lebt in mir«. (Gal 2,20.) In ungemein reizvoller Weise behandelt der Convertit Robert Hugh *Benson* in seinem ebenso originellen wie tiefen Buch über »Christus in der Kirche«¹¹ den Einwand, diese Lehre von der Einheit des Lebens mit Christus könne doch unmöglich anders als bildlich aufgefaßt werden; ein »Leben« sei doch nur eine einzige Einheit, ein einzelnes Leben. Benson erinnert daran, daß dies bei dem physischen Organismus nach den Ergebnissen der wissenschaftlichen Physiologie keineswegs der Fall ist. Ein menschlicher Körper beispielsweise ist zwar eine einzige, organische Individualität und doch auch eine Überindividualität, die unzählige kleinere, aber nicht minder in sich abgeschlossene Individualitäten – Zellen – überwölbt. Wie nun im physischen Leben derartige Zellenstaaten eine Alltäglichkeit sind – eine Alltäglichkeit, die nur für die oberflächliche Betrachtung nicht erkennbar ist – so können im geistigen und erst recht im übernatürlichen Leben ähnliche überindividuelle Organismen bestehen. Ein solcher ist der durch übernatürliche Gemeinsamkeit zwischen Haupt und Gliedern zusammengeslossene Leib der Christenheit. Man kann sogar sagen,

¹¹ Robert Hugh BENSON: Christus in der Kirche. Übersetzt von J. Schoetensack, Regensburg 1915.

daß dieser mystische Christus Persönlichkeit ist, »allerdings Persönlichkeit wie Gott« ... »Wie wir bei Gott, wenn wir ihn als Persönlichkeit fassen, Person-Merkmal der individuellen Begrenzung, was zum Begriff einer irdischen, menschlichen Persönlichkeit allerdings gehört, abstrahieren müssen, so auch bei Christus. Wir sind uns ja doch dessen wohl bewußt, daß unsere irdischen, menschlichen Begriffe nicht auf Gott passen, ihn nicht ganz erfassen können, dasselbe gilt aber dann auch für Christus, wenn er im Sinne des hl. Paulus ein göttliches Wesen ist.«¹²

Aus dem Einssein des Christen mit Christus leitet die hl. Schrift folgerichtig die überaus hohe *Würde* des Christen ab, aber auch seine besondere *Schande*, wenn er diese Würde vergißt und sich der Sünde, besonders der schändlichen Fleischessünde, hingibt: »Wisset ihr nicht, daß eure Leiber Glieder Christi sind? Sollte ich also die Glieder Christi nehmen und sie zu Gliedern einer Buhlerin machen? Oder wisset ihr nicht, daß wer einer Buhlerin anhängt, ein Leib mit ihr wird?« (1. Kor 6,15-17). Die Freiheit des Handelns, also auch der Sünde, bleibt ja. Das veranschaulicht treffend ein anderes paulinisches Bild: die Einheit Christi mit der Kirche ist wie die Einheit des Mannes mit der Frau in der Ehe. Der Unterschied der Personen bleibt da streng gewahrt. Dennoch ist ihre Verbindung so innig und vollständig, daß beide nur ein Ganzes bilden, nicht nur ein moralisches (durch die gemeinsame Gesinnung), sondern auch ein physisches. Die Frau gibt in dieser Einheit einen Teil ihrer Selbständigkeit auf, nimmt den Namen des Mannes an, der Mann ist ihr natürliches Haupt und ihr Vertreter, sie nimmt Teil an seinen Ehren und Verdiensten und bleibt doch in allem selbstverantwortlich.¹³ Diese tiefen mystischen Gedanken zeigen den gewaltigen Unterschied, der zwischen dem katholischen und dem heutigen landläufigen rationalistischen Kirchenbegriff besteht, wie er sich theoretisch etwa im liberalen Protestantismus findet, praktisch aber auch bei vielen oberflächlichen Katholiken. Für dieses Denken ist die Kirche nichts weiter als ein Verein, ein Bund, der sich um Christus schart, wie etwa der Goethebund um Goethe.

¹² Traugott SCHMIDT: *Der Leib Christi (Soma Xristou)*, Leipzig-Erlangen 1919.

¹³ Vgl. Matthias Joseph SCHEEBEN, *Die Mysterien des Christentums. Wesen, Bedeutung und Zusammenhang derselben nach der in ihrem übernatürlichen Charakter gegebenen Perspektive dargestellt*, Freiburg 1865, (2. Auflage 1898) S. 321.

Goethe hat vor 100 Jahren gelebt und war ein so starker Geist, daß man von ihm sagen kann, was er von Schiller sagte: »es kann die Spur von seinen Erdentagen, nicht in Äonen untergehen«, daß auch er eine Gemeinde bilden konnte, die ihn bewundert, sich mit seinem Geiste nährt, seinen Geist und seine Werke zu verbreiten sucht, ja die ihm zum Teil auch in der Lebensführung nachzufolgen trachtet. Wie die Goethegemeinde zu Goethe steht, so steht die liberale Kirche zu Christus. Sie ehrt ihn, sie liebt ihn, sie folgt ihm, so wie sie es versteht, getreulich nach. Um alles dies zu tun, wäre es in sich nötig, eine Gemeinschaft zu bilden; nur weil eine Gemeinschaft, ein Verein mehr Anregung und mehr Stütze bietet, einen Austausch der gemeinsamen Gedanken, weil ein Verein durch Reden, Lieder, Zeremonien, das Andenken seines Helden besser ehren und lebendig halten kann als der einzelne, darum bilden auch die liberalen Christen einen Christusbund, eine Kirche. Die liberale Kirche ist ein religiöser Verein zur Pflege religiös-liberaler Weltanschauung: eine rein menschliche Gesellschaft.¹⁴

Die *katholische* Kirche ist ein religiöser Verein zur Pflege *katholischer* Weltanschauung, aber sie ist ganz bedeutend mehr: eine *gottmenschliche* Gesellschaft!

Sie ist es deshalb, weil Christus, der Gottmensch nach katholischer Auffassung nicht nur das *historische* Haupt seiner Kirche ist, das nunmehr, seit Christi Himmelfahrt, von seiner Stiftung losgelöst und hoch-erhaben in Himmelsferne über ihr schwebte und sie nur von dorther leitete, sondern der Gottmensch bleibt nach katholischer Lehre der Erde und der Menschheit verhaftet, ein Stück von ihr, ihr vornehmstes Glied, das organisch-geistig mit ihr verbundene Haupt.

Adam war ihr *natürliches* Haupt. Mit ihm sind wir nicht nur organisch-geistig und moralisch, sondern auch organisch-körperlich verbunden, da wir alle aus seinen Lenden hervorgegangen sind. Auch Christus

¹⁴ »Für den Protestanten«, sagt der Convertit BENSON, »besteht das Christentum in der Vereinigung des einzelnen Menschen mit Christus, des einzelnen mit dem einzelnen. Das, und nicht mehr«. Er sagt: »Vor zweitausend Jahren lebte auf Erden eine göttliche Persönlichkeit, welche handelte, redete, sein Werk vollendete und zurückkehrte, woher er gekommen war; und wahre Religion besteht in der Verknüpfung und dem Anschluß des menschlichen Einzelwesens mit der göttlichen Persönlichkeit, ohne Priester, Kirchenfürst, Kirche oder Sakrament, denn keines davon ist nötig!« (Robert Hugh BENSON: Christus in der Kirche).

ist ein Sohn Adams. Deswegen konnte er in diesem physisch-körperlichen Sinne nicht mehr das Haupt der Menschheit werden. Und dennoch ist er weit mehr als nur ein Glied in der Reihe der Kinder Adams und Evas: weil *er das ganze menschliche Geschlecht organisch in sich aufnahm*.¹⁵ Weil die zweite Person in der Gottheit nicht einen bestimmten einzelnen Menschen annahm, sondern die menschliche Natur, die Maria mit allen übrigen Menschen gemein hatte. Die Menschheit bildete vermöge der gemeinschaftlichen menschlichen Natur eine Einheit. Maria war ein Glied dieser physischen und solidarischen Einheit. Der Sohn Gottes wurde ihr einverleibt und sie ihm. Dann aber ist es klar, daß vermöge ihres Zusammenhanges mit dem Ganzen, »das *ganze* menschliche Geschlecht der Leib des Sohnes Gottes wird, wenn ein Glied (Maria) ihm einverleibt wird« (Scheeben). Die Menschwerdung war schon der Keim der Kirchenwerdung, des Corpus Christi mysticum, weil die Verbindung mit einem von Maria entnommenen Leibe zugleich eine Verbindung mit einem der ganzen Menschheit entnommenen Leibe, mit dem menschlichen Gesamtkörper, war.

Auch hier zeigt sich der übernatürliche Ursprung der Kirche. Die Kirche Christi entsteht nicht wie jede andere Gemeinschaft durch Zusammenschluß vieler Einzelwesen zu einer Gesamtheit¹⁶, die Kirche wächst vielmehr von Christus, als dem Haupte, aus in die Menschen, als die Glieder, hinein. Nicht die Menschen fügen die Kirche zusammen, sondern Christus tut dies.¹⁷ »Von ihm aus wird der ganze Leib durch den Dienst eines jeden Gelenkes zusammengefügt und zusammengehalten und jedem Teile seine bestimmte Arbeitsleistung zugemessen, *und so vollzieht sich das Wachstum des Leibes, bis er in Liebe auferbaut ist.*« (Eph 4,16.) Dadurch wird auch der Leib – die durch die Taufe in Christus eingesenkten Glieder – ein gottmenschlicher; die Kirche ist ein gottmenschlicher Organismus!

¹⁵ THOMAS VON AQUIN: Summa theologica III. q. IV.

¹⁶ »Protestantismus enim principium efficiens Ecclesiae petit ab individuo«, DE GROOT O.P.: Summa Apolog. de Ecclesia, Ia, 2. a. 1.

¹⁷ Hierin liegt kein Widerspruch zu dem oben Gesagten, daß auch der Glaube der Gläubigen die Kirche erbaue. Es ist ein Miterbauen; die Gnade des Hauptes beginnt, die begnadeten Glieder fügen sich ein.

Um aber das *ganze Corpus Christi mysticum* zu erfassen, müssen wir unseren Blick vom Diesseits ins *Jenseits* richten. Dort ist ja das *Haupt* unserer mystischen Gemeinschaft, der verklärte Christus zur Rechten des Vaters. Aber nicht nur das Haupt, auch zahllose Glieder; die ganze triumphierende Kirche, die Gemeinschaft der Seligen. Sie alle gehören zum *Corpus Christi mysticum*. Und selbst die Seelen des Purgatoriums, die ganze leidende Kirche. Sie alle haben ja Christus zum Haupte und zum Prinzip ihres übernatürlichen Lebens. In jeder der drei Kirchen – der Kirche aller Heiligen im Himmel, der Kirche aller Seelen am Reinigungsorte, der Kirche aller Menschen auf Erden – offenbart er sich anders, aber da es derselbe Christus ist, der in jedem seiner Glieder mit seinem erlösenden Blute und dem heiligmachenden Geiste lebt, so ist zwischen allen eine mystische Bluts-, Geistes- und Gütergemeinschaft, eine wirkliche Teilnahme am Leben *aller* geheiligten Seelen und der heiligsten Dreifaltigkeit selbst: »So seid ihr denn nicht mehr Fremde und Beisassen, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes.« (Eph 2,19.)

B. Ethik

Wenn wir die erhabene Dogmatik vom *Corpus Christi mysticum* auf uns wirken lassen, so muß das erste in uns aufquellende Gefühl sein: selige Verwunderung, Bewunderung und Dank! Wer es im tiefsten Glauben überdenkt, daß er ein Glied Christi ist, geistig so eng mit ihm verbunden, wie die Rebe mit dem Weinstock, so von seinem Saft und Duft durchdrungen wie sie von ihm, wer die damit gegebene Lebens- und Schicksalsgemeinschaft bis ans Ende d.h. bis in alle Ewigkeit ausdenkt, der kann nur in den Hymnus einstimmen, mit dem St. Paulus den Epheserbrief beginnt: »Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns durch Christus mit allem geistlichen Segen im Himmel gesegnet hat!« Freilich fühlt auch Paulus, daß das volle Glaubensbewußtsein, in welchem man die tiefen Mysterien des Christentums erkennt und erlebt, nur der »Geist der Weisheit und Offenbarung« geben kann (Eph 1,17). »Möge er die Augen eures Herzens erleuchten, damit ihr einseht, wie

reich und herrlich sein Erbe für die Heiligen und wie überwältigend groß seine Macht an uns, den Gläubigen ist.« (Eph 1,18.19) »Dann werdet Ihr mit allen Heiligen zu ermessen vermögen die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe, werdet die Liebe Christi erkennen, die alles Erkennen übersteigt und dadurch ganz von Gott erfüllt werden.« (Eph 3,18)

Mit der persönlichen Erkenntnis und Glaubensfülle ist es aber nicht getan. In demselben Epheserbrief steht das berühmte Wort »omnia in-staurare in Christo«, »alles in Christus erneuern!« (Eph 1,10) Es ist keine gute Wiedergabe des griechischen Urtextes: »anakepalasastai ta panta en to Xristo«, »dem All in Christus ein Haupt zu geben« (Rösch), oder »wieder unter einem Haupte vereinigen«¹⁸. Aber schließlich ergibt sich aus beiden die gleiche sittliche Folgerung. Wenn Christus zum Haupt, zum Mittel- und Zielpunkt des Alls gesetzt ist, dann muß er als solcher auch von allen erkannt werden; alles muß ihm untergeordnet und das schon Untergeordnete muß immer wieder und tiefer in ihm erneuert werden! Praktisch liegt darin die Forderung: Wachstum des Reiches Christi in die Breite und in die Tiefe! Wir müssen uns hier Gedanken darüber machen, wie es mit dem Umfange und dem Stande des Reiches Christi bestellt ist. Wer gehört dazu, wer nur äußerlich, wer nur innerlich, wer äußerlich und innerlich, wer soll dazu gehören?

Man unterscheidet ein corpus und eine anima ecclesiae, den Leib und die Seele der Kirche. Der Leib bedeutet in dieser Unterscheidung nicht den mystischen Leib Christi, von dem hier sonst die Rede ist, sondern die äußere *Körperschaft* der Kirche. Zu ihr gehören alle äußerlich katholischen Menschen, d.h. solche, die sich durch Taufschein und wenigstens nicht formellen Austritt aus der Kirche als römisch-katholische Christen bezeichnen. Es gibt deren auf der ganzen Erde 316 Millionen. Das ist ungefähr der fünfte Teil aller jetzt lebenden Menschen (1700 Millionen). Soll man über dieses Ergebnis nach 1900jähriger Entwicklung des Christentums Freude oder Trauer empfinden? Beides ist berechtigt. Die Gewinnung so vieler Menschen für eine einzige Kirche bleibt in jedem Falle etwas Gewaltiges! Keine andere Religionsgemeinschaft der Welt kann

¹⁸ Hubert Theophil SMAR: Theologie des hl. Paulus, Freiburg 1883.

eine gleich große Bekennerzahl aufweisen.¹⁹ Da sie sich außerdem auf der ganzen Welt verteilt, das katholisch-kirchliche Leben überall organisiert und jeder einzelne Stützpunkt mit dem Mittelpunkt Rom vereint ist, kann die römisch-katholische Kirche, und sie allein, sich wirklich Weltkirche nennen. Was schon diese rein äußere Katholizität bedeutet, muß jedem klar werden, der sich ihre Einzigartigkeit in der Weltgeschichte und die schlechthin übernatürliche Größe ihrer Durchführung gegenwärtig hält. Diese Kirche brachte neue Gedanken mit, neue streng verpflichtende Gebote, Sitten und Gebräuche; sie mußte Gebildete und Ungebildete, Menschen aller Rassen, aller Kulturen, aller Epochen sich gefügig machen – eine noch von keiner anderen Institution der Welt erreichte und von einer nur menschlichen Kraft auch nie erreichbare Leistung!

Indes die berechtigte Freude über diesen Siegeszug der katholischen Kirche wird durch zwei Erwägungen stark getrübt: noch sind allzuvielen Menschen (über 1000 Millionen) vom katholischen Gedanken überhaupt nicht und ihrer mehr noch bei weitem noch nicht tief genug erfaßt!

Es handelt sich dabei zuerst um die Nichtkatholiken, die in keiner Weise zur Körperschaft der Kirche gehören. Nach katholischer Lehre ist es durchaus möglich, daß sie auch ohne diese Mitgliedschaft mit der *Seele* der Kirche verbunden sind, d.h. den *Geist* Jesu haben, innerlich mit ihm vereint sind, sein übernatürliches Gnadenleben genießen und der einst auch ewig selig werden. Solche Seelen sind innerlich katholisch, und das Dogma von der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche bleibt bestehen; gemeint ist eben nur die Zugehörigkeit wenigstens zur Seele dieser Kirche. Jedoch bleibt das Fernsein von ihrer Körperschaft, von ihrer Lehrverkündigung und ihren Gnadenmitteln für das ewige Heil sehr gefährvoll und bedauernswert, und das Wort des hl. Augustinus über die Nichtkatholiken behält Geltung:

¹⁹ Nach einer von der Geschäftsstelle des »Eucharistischen Völkerbundes« (Wien XVIII, Semperstraße 45) herausgegebenen Aufstellung gibt es gegenwärtig ungefähr 171 Millionen Protestanten (wie viele Bekenntnisse sind darunter!), 120 Millionen Griechen, 15 Millionen Juden, 202 Millionen Mohamedaner, 879 Millionen Heiden (in zahllose Kulte gespalten).

»Sie sollen der Leib Christi werden, wenn sie vom Geiste Christi leben wollen. Vom Geiste Christi lebt nur der Leib Christi. Mein Leib lebt einmal gewiß von meinem Geiste. Willst du vom Geiste Jesu Christi leben? Sei im Leibe Jesu Christi! Lebt etwa mein Leib von deinem Geiste? Mein Leib lebt von meinem Geiste und der deinige von deinem Geiste«. ²⁰

Das Bild ist sehr treffend. Wenn es die Möglichkeit der Zugehörigkeit zur Seele der Kirche für solche, die nicht zu ihrem Körper gehören, außer acht zu lassen scheint, so kann es bei genauerem Zusehen doch darin gefunden werden. In weiterem Sinne ist es nämlich doch möglich, daß ein anderer »von meinem Geiste lebt«: wenn dieser andere mein Schüler, mein Jünger ist, ohne daß er eine körperliche Einheit mit mir bildet. Eine derartige geistige Einheit kann vorhanden sein bei körperlicher Zweiheit. Aber wie viel schwächer, abgeleiteter, schwieriger ist diese Einheit! Eine volle Einheit kann nur bestehen, wenn Geist und Leib eine Person bilden. So kann auch eine völlige Einheit mit Christus nur bestehen, wenn wir nicht nur zu seiner Seele, sondern auch zu seinem Leibe d. i. der Kirche gehören.

Was ergibt sich für uns Katholiken daraus? Die Pflicht der eifrigsten Mission nach außen, damit, ein Schafstall und ein Hirt werde, oder, um auf unser Bild vom mystischen Leibe der Kirche zurückzukommen, damit jeder, der guten Willens vom rechten Geiste beseelt ist, auch dem rechten Körper als Mit-Glied einverleibt werde.

Es ist jedoch auch möglich, daß umgekehrt jemand zum Körper der Kirche gehöre und nicht zu ihrer Seele, anders ausgedrückt: daß jemand äußerlich katholisch sei, aber nicht innerlich, nicht den Geist und die Gnade Jesu Christi habe. Dann hat er den Namen, daß er lebe, und ist doch tot; er bleibt ein Glied am mystischen Leibe Christi, aber das warme übernatürliche Gnadenleben, das vom Haupte Christi und dem Herzen, dem Hl. Geist, ausgeht, kreist nicht in ihm, die Todsünde schnürt ihn davon ab, er ist kalt und starr geworden; nur noch *eine* Lebenskraft läßt ihn am Leben dieses hl. Leibes teilnehmen: der Glaube. Wie viele Katholiken sich in diesem Zustande befinden, weiß nur Gott. Viele werden

²⁰ AUGUSTINUS: In Iohannis euangelium tractatus 26/13.

zwischen übernatürlichem Leben und Tod hin und herpendeln, bald sind sie im Stande der heiligmachenden Gnade, bald im Stande der Tod-sünde – ein beklagenswerter, aber zum Glück nie hoffnungsloser Zustand, weil die Rückkehr vom seelischen Tod in den vollen Lebensstrom des mystischen Leibes Christi ihnen vermöge ihrer Gliedschaft an ihm verhältnismäßig leicht ist.

Eine letzte seelische Verfassung innerhalb der Kirche bleibt übrig, mit der dieses Buch sich ganz besonders zu befassen trachtet. Es gibt unter den Katholiken viele, die nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich die Bedingungen erfüllen oder zu erfüllen scheinen, die zur lebendigen Zugehörigkeit zum Leibe Christi erforderlich sind. Und doch lassen sie in sehr vielem, ja wie wir glauben, in sehr Wesentlichem zu wünschen übrig. Es sind jene »korrekten« Katholiken, die alles glauben, was ihnen die Kirche zu glauben vorstellt, und die auch durchweg von der schweren Sünde nichts wissen wollen. Eins fehlt. Und das ist nichts Geringeres als die allernächstliegende und allernotwendigste Konsequenz, die die Gliedschaft Christi mit sich zu bringen hätte: der *Christusgeist!* Was sie haben, ist ein gewisser Kircheng Geist. Die Lehre vom mystischen Leibe Christi hat uns gezeigt, daß zwischen Kirche und Christus nicht nur kein Gegensatz, sondern nicht einmal ein Unterschied besteht; die Kirche ist der fortlebende Christus, Kirche und Christus sind in gewissem Sinne geradezu identisch. Wer die Kirche hört, hört Christus und wer die Kirche verachtet, verachtet Christus.²¹ Es kann also auch, wenn Kirche und Christus recht verstanden werden, keinen Widerspruch geben zwischen

²¹ In frappierender Weise zeigt BENSON in seinem Buche »Christus in der Kirche« wie das Denken, Beten, Handeln, Leiden, die Erfolge und Mißerfolge der Kirche genau denen Christi entsprechen. Um nur einige Beispiele herauszugreifen: Christus hat den weitaus größten Teil seines Lebens der Zurückgezogenheit und dem Gebet gewidmet, er hat das betrachtende Marienleben dem geschäftigen Marthaleben vorgezogen – die katholische Kirche tut im Unterschiede zu allen anderen christlichen Bekenntnissen das Gleiche! Oder: Christus lehrt mit der Miene absoluter Sicherheit und Autorität, ohne sich auf Zugeständnisse oder überhaupt Verhandlungen einzulassen – die Kirche tut das Gleiche. Oder: Christus hat die Anklage hören müssen: Wer ist dieser, der Gott lästert? Wer kann Sünden vergeben als Gott allein? – die Kirche hört die gleichen Anklagen. Oder: Christus wird zum Tode verurteilt von Kaiphas, weil er sich zum Sohne Gottes, von Pilatus, weil er sich zum irdischen Könige gemacht: den einen ist er zu göttlich, den anderen zu weltlich – der Kirche geschieht Tag für Tag das Gleiche.

Kirchengeist und Christusgeist. Aber es gibt zahllose Katholiken, in denen dies lebendige Bewußtsein der Identität beider keineswegs herrschend ist, und die sich deshalb zwar in dem *Hause* der Kirche häuslich einzurichten und ziemlich frei bewegen zu können glauben, die aber nicht mit dem *Leibe* der Kirche dasselbe Leben atmen, was erheblich mehr bedeutet. Nochmals seien die beiden Bilder, unter denen die hl. Schrift die Kirche darstellt, nebeneinandergestellt: das Bild vom Felsengebäude und das vom Leibe. Das erste ist zwar monumentaler, aber trotz seiner Schroffheit bequemer als das zweite. Es erinnert mehr an das rein gesellschaftliche Leben. Denn schließlich können in einem großen Felsenhaue die verschiedensten Menschen und Parteien wohnen, ohne sich viel um einander zu kümmern; sie können aneinander vorbeigehen, ja sich feindlich gegenüberstehen. Gegen das Bild vom Felsengebäude würden Katholiken noch nicht verstoßen, wenn sie sich zwar im großen und ganzen derselben äußeren Hausordnung, den Bedingungen des Eintritts und des Wohnenbleibens, unterwürfen, im übrigen aber in oberen und unteren Stockwerken, in besseren und weniger guten Stuben, in Parzellen und Parteien, nach Ständen und Klassen, Rassen und Nationen von einander getrennt und sich befehdend, lebten. Nicht so, wenn das Bild von der Kirche als einem menschlichen *Leibe*, einem lebendigen, von *einer* Seele beseelten Organismus, zugrunde gelegt wird. Die Zellen, Organe und Gliedmaßen eines und desselben Leibes können sich nicht gegenseitig ignorieren oder gar miteinander in Streit liegen. Tun sie es dennoch, so geschieht es zum Schaden jedes einzelnen und des ganzen Leibes. Das einzelne Glied und der ganze Körper werden krank.

Allzu viele Katholiken leiten ihre Verpflichtungen aber fast nur aus der kirchlichen Hausordnung ab, sie versäumen nie die vorgeschriebene Sonn- und Feiertagsmesse, halten gewissermaßen die im Vorhof der Kirche angeschlagenen Fast- und Abstinenztage, beobachten die kirchlichen Ehegesetze, halten in den Familien aufs genaueste auf katholische Kindererziehung, katholische Literatur und Kunst und machen sich wirklich ein Gewissen daraus, unter allen Umständen noch vor dem Glockenzeichen zur Opferung der hl. Messe in der Kirche zu sein: sie sind korrekte Katholiken. Die Hausordnung der katholischen Kirche ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen – auch die Einordnung in jene andere Gestalt der Kirche, in den mystischen Leib Christi? Denken sie daran,

daß katholisch sein nichts weniger bedeutet als mit Christus und allen Mitchristen eine Geistes- und Willens- und Liebes- und Tat- und Opfergemeinschaft zu bilden, so wie alle Glieder eines Leibes von dem Gedanken- und Nervenzentrum des Hauptes aus beherrscht werden und unter einander die harmonischste Anpassung und aufmerksamste Dienstleistung zeigen?

Uns scheint, so wenig in der Theorie ein Unterschied besteht zwischen Christsein in diesem Sinne und ›korrekter Katholik sein‹, so stark ist er in der Praxis vielfach vorhanden. Jener katholische Kommerzienrat, der Sonntag für Sonntag mit Frau und Kindern in der gemieteten Kirchenbank erscheint und sogar mehrmals im Jahre am Beichtstuhl und an der Kommunionbank, hält sich für einen guten Katholiken und wird dafür gehalten, auch wenn ihm die Art, mit der Christus sich der Kleinen, der Armen und Sünder annahm, »nicht liegt«; er ist ein korrekter Katholik, aber nicht beseelt vom Geiste der Demut und Sanftmut, wie er unter dem Haupte Christus eine zwingende Notwendigkeit ist. Und jener Generalissimus, der seiner Umgebung das Schauspiel und Beispiel einer sogar täglichen hl. Kommunion bietet, ist ein hervorragendes Glied der Kirche, aber beim Diktieren des Friedensvertrages zertritt er kaltlächelnd ein ganzes Volk! Wo bleibt die Glied- und Geistesgemeinschaft mit dem, dessen erstes und größtes Gebot die Liebe und Barmherzigkeit ist? Und jener katholische Politiker, der bei jedem Kommers die Papstrede hält, knirscht Verwünschungen in seinen Bart, so oft er einem Franzosen oder Engländer oder Juden begegnet; er ist ein korrekter Katholik, aber vom Geiste dessen, der gesagt hat: »Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, die euch verfolgen,« hat er nicht einen Hauch verspürt. Und endlich jene Dame, die Ehrenvorsitzende verschiedener katholischer Vereine ist, katholische Bazole veranstaltet, einen ausgezeichneten Leumund auch in der Gesellschaft besitzt, ist eine Zierde der katholischen Gemeinde, wenngleich sie im Hause selbst die Tyrannin ihrer Dienstboten ist und den Arme-Leute-Geruch nicht vertragen kann. Sie ist eine »ausgezeichnete Katholikin«, aber keine Christin.

Christ ist, wer Christus nachfolgt, wenn nicht im Heroischen, so doch im Elementaren, und zu dem ganz Elementaren im Christentum gehören jene Dinge, die wir hier an den Vertretern bloß äußerer Kirchlichkeit ver-

missen. Gewiß ist der Christusgeist, die Demut, die Leutseligkeit, der Verzicht auf jedes Herrenmenschentum, die Liebe bis zur Feindesliebe, die Opferbereitschaft, nicht das Leichteste im menschlichen Leben. Aber es sollte nicht vorkommen, daß das christliche Gewissen sich kaum regt, wenn es ihn bei sich und anderen nicht vorfindet. Es ist eine Umkehrung der christlichen Ethik, wenn die Gewissenhaftigkeit gegenüber den Geboten der Kirche größer ist als die gegenüber den Grundgeboten des Evangeliums. Es darf nicht sein, daß das Versäumen des sonntäglichen Pflichtgottesdienstes schlimmer bewertet wird als starke Ausbrüche des Hochmuts, des Hasses und der Rache, wäre es auch nur in Worten. Gerade gegen den Vorwurf einer äußeren Sabbathverletzung, den korrekte Pharisäer seinen Jüngern machten, hat Christus das Wort des Alten Testaments zitiert: »Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer«. (Mt 12,7) In Christus gilt weder die Beschneidung etwas noch die Vorhaut, sondern die neue Kreatur: nicht äußere Gesetzestreue (Judaismus), nicht der Schneid des »korrekten Katholiken«, nicht die reine Weste, die *Haut* des religiösen Menschen, sondern der neue Mensch in Christus, der Christus im Menschen.

Das wichtigste aller katholischen Gebote ist jenes, das aus der Lehre vom mystischen Leibe Christi folgt: Die Liebe zum Haupte dieses Leibes und zu allen seinen Gliedern. Der hl. Paulus wird nicht müde, diese Pflicht wie kaum eine andere einzuschärfen. »Als Gefangener im Herrn ermahne ich euch: Wandelt würdig des Berufes, der euch zuteil geworden ist, seid voll Demut, Sanftmut und Geduld, ertragt einander in Liebe. Seid eifrig bestrebt, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren. Ihr seid ja ein Leib und ein Geist.« (Eph 4,1-4) Da gibt es weder einen Unterschied des Geschlechtes noch des Standes noch der Nation noch der Rasse. »Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch Weib, denn ihr seid alle einig in Christus Jesus.« (Gal 3,28.) Das Neue, das spezifisch Christliche ist eine Liebe und Gemeinsamkeit, die über alle bloß natürliche Sympathie, über alles bloß soziale und nationale Interesse hinausgeht. Die rein natürliche Sympathie und das rein natürliche Interesse haben mit christlicher Religion überhaupt nichts zu tun, es ist Selbstliebe, Selbstdienst, aber nicht Gottesliebe und Gottesdienst, Christusliebe und Christusbienstand.

Ganz besonders wird die Liebe zu den Gliedern des mystischen Leibes Christi Pflicht, wenn diese und jene in irgendwelcher Not sind. »Wenn ein Glied leidet,« sagt der Apostel, »so leiden alle Glieder mit« (1 Kor 12,26.) »Gott hat den Leib so eingerichtet, daß es im Leibe keine Unordnung gebe, sondern die Glieder einträchtig für einander Sorge tragen.« (1 Kor 12,24).

Wie weit ist die heutige Christenheit von der Verwirklichung dieses Ideals entfernt! In vorbildlicher Weise haben in der gegenwärtigen Weltnot die sichtbaren *Häupter* der Christenheit, die beiden Päpste dieser Zeit, ihre Pflicht gegen die notleidenden Glieder des ganzen Menschheitsleibes erfüllt, ohne Rücksicht auf Nation und sogar Konfession, aber dieser Leib selbst ist in der elendesten Weise durch *Mangel* an jener Liebe und Hilfsbereitschaft zerrissen geblieben! Die Weltkirche scheint sich wirklich als *Riesenhaus* in obere und untere Stockwerke, in Parzellen und Parteien getrennt, zu fühlen, nach Ständen und Nationen von einander geschieden, nicht aber als *Riesenleib*, in welchem jedes Glied auf liebevolle Rücksicht rechnen kann.

»In Rußland sterben Tausende des Hungertodes, und in den Vereinigten Staaten verbrennt man den Weizen anstatt der kostspieligen Kohle! Kann es für einen denkenden Menschen zweifelhaft sein, daß da in der Menschheit etwas nicht in Ordnung ist? Die Menschheit fühlt es; ein dunkler Pessimismus liegt auf den Völkern, und die Staatsmänner eilen von Konferenz zu Konferenz. Man will die kranke Wirtschaft heilen. Wenn man nur nicht den Fehler begeht, das Symptom für die Krankheit zu halten. Aber das Symptom deutet wenigstens auf die Krankheit: Rußland ist für Amerika, der Russe dem Amerikaner gleichgültig, wenn sie nicht einer am anderen verdienen können. Es fehlt das Gefühl, daß ein Land für das andere, ein Mensch für den anderen verantwortlich ist. Heute ist eine sechsköpfige Familie im Bewußtsein der Menschheit eine Summe von sechs Menschen, ein Volk eine Menge von Millionen Köpfen. Einst, im Mittelalter, war es anders. Man dachte vielleicht nicht daran, aber man fühlte es, daß eine Familie, ein Staat, ein Volk mehr sei als die Summe ihrer Köpfe, nämlich eine menschlich-biologische Einheit, eine Gemeinschaft. Man wußte, daß die Menschheit ein Organismus sei, nicht bloß eine

Gesellschaft ohne innere Beziehung. Dieses Bewußtsein brachte der Germane als naives Naturkind mit, und es fand Stärkung und Stütze in der christlichen Auffassung, die sich in der Lehre von der gemeinsamen Abstammung der Menschheit, von der Erlösung aller, von der einen allgemeinen Kirche mit ihrem für alle gemeinsamen Ziele ausspricht.«²²

In die Sprache der Soziologie und der Politik übersetzt lautet die ethische Forderung der Lehre vom Corpus Christi mysticum: *Solidarismus im Volks- und Völkerleben!* Fort mit dem volks- und völkermordenden Gruppenegoismus, Rückkehr zur Ethik eines christlichen Weltorganismus!

Der Erlöser selbst will jeden Liebesdienst, den wir einem Bruder tun, betrachten, als hätten wir ihn ihm selbst getan. Die tiefste Begründung für diese Tatsache liegt in dem Geheimnis vom mystischen Leibe Christi. Wenn die Menschen Glieder Christi sind, dann ist ja wirklich das den Gliedern Erwiesene auch ihm selbst erwiesen. Dann ist der hungrige, nackte, gefangene Bruder der hungrige, nackte, gefangene Christus. Welche Bedeutung die aus der Lehre vom mystischen Leibe Christi folgende Ethik für das Reich Gottes hienieden und drüben hat, zeigt letztlich die Verheißung Christi vom Weltgericht: das Verhalten gegen seinen mystischen Leib, als dessen Glieder alle Menschen berufen sind, soll den Ausschlag geben über unser ewiges Schicksal. Der Weltenrichter wird uns viel vergeben, wenn wir viel geliebt haben. Es sei darum gestattet, eine religiöse Übung zu empfehlen, die die Christus- und die Menschenliebe sehr zu beleben geeignet sein dürfte. *Wir sollten die geistige Kommunion mit dem eucharistischen Leibe des Herrn auch auf seinen mystischen Leib ausdehnen!* Wir sollten oft daran denken, daß wir in enger mystischer Gemeinschaft stehen mit allen denen, die durch die Gnade mit Christus verbunden sind, mögen sie Bischöfe oder Arbeiter sein, Deutsche oder Franzosen, Freunde oder Feinde. Wir sollten uns als Stück von ihnen »fühlen«, d.h. die rein abstrakte Erkenntnis, daß es so ist, bis zum warmen Gefühl des Herzens vordringen lassen. So wie wir bei der geistigen Kommunion mit dem *eucharistischen* Leibe des Herrn diesen gleichsam umarmen, so wollen wir bei der geistigen Kommunion mit dem *mysti-*

²² Josef RÜTHER: Gesellschaft oder Gemeinschaft. In: Hochland 20 (1923) Heft 1, S. 16.

schen Leibe Christi diesen *mystischen* Christus²³ umarmen, vielleicht dabei an dieses und jenes Glied besonders denken, mag es schon mit dem Haupte lebendig verbunden sein oder nicht. Dann gibt es keine Feinde mehr, außer den Feinden Christi. Und diese Feinde Christi behandeln wir dann äußerlich und innerlich so, wie Christus sie behandelt hat: Wir suchen ihr Böses durch Gutes zu überwinden. Wunderschön sagt St. Bonaventura von Christus: »In cruce manducavit latronem«, am Kreuze aß er den Mörder, verleibte ihn sich ein – so sehr liebte er ihn! Wie schön wäre es, wenn auch wir alle Menschen so liebten, wie viele würden wir dem mystischen Leibe Christi als Glieder zuführen – denn es gibt keine größere Missionskraft als die Liebe – wieviel fester würden wir dann selbst mit ihm vereint, wieviel reicher von seinem Geiste durchtränkt werden, wie unmöglich wäre dann die Selbsterfleischung der mystischen Glieder Christi durch Haß, Streit und Krieg!

²³ Der Hl. BONAVENTURA nennt die Kraft, die uns aus der Verbindung mit dem eucharistischen Christus zuteil wird, »vis cibativa«, ernährende Kraft; die aus dem mystischen Christus »vis connexiva«, verbindende Kraft (BONAVENTURA: Com. Luc. c. 22. n. 25 [VII 546 a]).

II.

Der Krieg als Zersetzungselement im Corpus Christi mysticum

Das ebenso gewaltige wie zarte Glaubensgeheimnis vom Corpus Christi mysticum verlangt entsprechende Ethik. Aus dem großen Gnadengeschenk der Gliedschaft mit Christus erwächst den Gläubigen die Pflicht der tätigen Dankbarkeit: sie müssen dem mystischen Christus gegenüber das Wort wiederholen, das der Täufer vom persönlichen Christus sprach: »er muß wachsen!« Er muß innerlich und äußerlich erstarken, alle Menschen müssen seine Glieder werden, denn es ist kein anderer, in dem sie für jenes Leben selig und für dieses Leben glücklich werden können, außer ihm. Die Forderung aber, die die wesentliche ist, ist die der Liebe. Die Liebe ist die »vis connexiva«, das verknüpfende Element im Corpus Christi mysticum. Die Folge der Liebe ist Einheit und Friede, unitas et pax, wie sie die Liturgie so oft zusammen nennt. »Seid eifrig bestrebt, die Einheit des Geistes durch das Band des Friedens zu bewahren.« (Eph 4,3) »Die Einheit der Kirche besteht durch ein unmittelbar und immer durch den göttlichen Geist bewegtes, sich durch liebende Wechselwirkungen der Gläubigen erhaltendes und fortpflanzendes Leben.« (Möhler). Jede Lieblosigkeit, jede Störung der Einheit ist eine Erschütterung dieses zarten Organismus.

Wie dann erst die größte Lieblosigkeit und Störung der Einheit, die sich denken läßt: der Krieg! Es ist durchaus möglich, ja im Wesen des mystischen Christus begründet, daß er *leidet*. In jedem leidenden Christen, der ein lebendiges Glied Christi ist, leidet Christus weiter, so daß dieses Glied ganz wie Paulus sagen kann: »Ich leide meinerseits an meinem Fleische die Mühsale Christi an seiner statt für seinen Leib, die Kirche« (Kol 1,24). Auch der Krieg, den Christen *erleiden*, kann ein Leiden im Corpus Christi mysticum sein wie jedes andere christliche Leiden, es braucht keine Erschütterung oder Störung zu sein. Wie aber, wenn der

Krieg ein tödlicher Kampf von Christen gegen Christen ist? Von Gliedern gegen Glieder? Es hat Kriege von Christen gegen Nichtchristen gegeben, gegen die Mauren in Spanien, die Türken in Südost-Europa und Palästina – ein bedauerliches Übel, aber, zumal wenn solche Kriege als Verteidigungskriege gegen den angreifenden Unglauben aufgefaßt wurden, innerhalb des *Corpus Christi mysticum* wenigstens kein Widersinn. Wenn aber Christen gegen Christen Krieg führen, so ist das von diesem Standpunkt aus eine Art Selbstzerfleischung. In seinem Briefe an die Corinther sagt Clemens von Rom:

»Warum ist Streit und Zorn, Zwietracht, Trennung und Krieg unter euch? Haben wir nicht einen Gott, einen Christus, und einen über uns ausgegossenen Hl. Geist, eine Berufung in Christo? Warum trennen und *zerreißen wir die Glieder Christi*, warum empören wir uns gegen den eigenen Leib bis zu solchem *Wahnsinn*, daß wir vergessen, daß wir *zusammengehörige Glieder* sind?«²⁴

Tatsächlich wird das im Kriege vergessen. Man hat kaum noch das Bewußtsein, daß der Krieg ein Zersetzungselement im *Corpus Christi mysticum* ist. Für das heutige christliche Bewußtsein kämpfen im Kriege die *Christen* nicht als Christen gegen Christen, sondern als Bürger des einen Landes gegen Bürger des anderen; die Bekämpfung ihrer christlichen Brüder als solche liegt ihnen fern. Eine höchst bezeichnende Unterscheidung. Der Gesichtspunkt, unter dem der Krieg fast ausschließlich betrachtet wird, ist der nationale und nur der nationale. Der Christ sagt: es kommt mir gar nicht der Gedanke, daß ich als Glied eines mystischen Leibes gegen ein anderes kämpfe, daß wir hüben und drüben unter der einen Standarte des Kreuzes stehen, daß wir hüben und drüben in den einen Christus hineingetauft, von dem einen Heiligen Geist zu *seinen* Streitern gesalbt sind; ich sehe nur, daß drüben die französische und hier die deutsche Fahne weht, ein anderer Gedanke kommt mir nicht! O, daß dir doch ein anderer käme!²⁵ Was Entschuldigung und Rechtfertigung

²⁴ CLEMENS VON ROM: Ad. Cor. C. 47.

²⁵ [Anm. ThN: *Man hat bei diesen Ausführungen den Eindruck einer sehr nachhaltigen Lektüre der ›Querela Pacis‹ des Erasmus von Rotterdam, sowohl stilistisch: ›O Verrücktheit, bringt der bloße Name eines Ortes auseinander, warum mögen nicht eher so viele Dinge verbinden‹ (Brigitte*

sein soll, ist in Wirklichkeit eine höchst traurige Verdunkelung des Glaubensbewußtseins. Niemand bestreitet, daß der Krieg innerhalb der Christenheit *auch* unter dem nationalen Gesichtspunkt zu betrachten ist; daß es für die Angehörigen der einzelnen Nationen Pflicht ist, das nationale Interesse ins Auge zu fassen und auf jede erlaubte Weise zu fördern. Aber es ist ein unwiderleglicher Beweis für die Schwäche des christlichen Bewußtseins und Interesses, wenn, wie im Weltkrieg, das Herz der Christen bis zum Rande voll ist vom nationalen Gefühl und etwa der politische Zusammenbruch der Nation weit, weit schmerzlicher empfunden wird als der religiöse und sittliche Zusammenbruch unermesslich großer Christenmassen! Das ist eine Schande! Wo sind die Christen, die unter dem Kriege leiden, weil da Christen gegen Christen kämpfen, weil da der Haß und die Rache und jedwedes Laster Orgien feiern, weil da die Christen in keiner Weise sich von den Heiden unterscheiden? Wieviel Katholiken haben in den ersten Tagen des Krieges mit Pius X. gelitten, dem vor Gram über dieses Schauspiel innerhalb der Christenfamilie das Herz brach, und wen kümmerten die erschütternden Klage- und Weherufe Benedikts XV.? Was das unsichtbare und das sichtbare Haupt des mystischen Leibes Christi dachten, Christus und der Papst, war Nebensache. Hauptsache war, daß die Heeresberichte meldeten: »Zwei Regimente wurden von unserer Sperrfeuer niedergemäht, tausende feindliche Leichen liegen vor unseren Linien.« Das wurde auch von Christen mit strahlenden Augen gelesen, darauf wurde angestoßen und ein Fest gefeiert. Traurig genug, daß diese Dinge dem natürlichen Menschen Befriedigung bereiten. Der natürliche Mensch ist eben von dem rücksichtslosen Kampf ums Dasein ganz beherrscht, seine bewegendende Kraft ist der individuelle und kollektive Egoismus. Es wäre zwecklos, sich über dieses Gesetz unserer gefallenen und darum verwundeten Natur zu entrüsten. Was wir an dieser Stelle beanstanden und

HANNEMANN, Erasmus von Rotterdam: *Die Klage des Friedens*, Zürich 2017, S. 122) als gerade auch inhaltlich: »Die Taufe ist allen gemeinsam, durch welche wir in Christo wiedergeboren werden, aus der Welt herausgeschnitten, werden wir den Gliedern Christi eingepflanzt. Was aber kann so sehr eins sein wie die Glieder desselben Körpers?« (a.a.O. S. 93). Kenntnis dieser »Querela Pacis« wird man bei Stratmann durchaus voraussetzen können, zitierfähig war Erasmus in einem katholisch theologischen Buch 1924 allerdings noch nicht, denn er stand auf dem Index librorum prohibitorum!]

im Namen eines höheren Gesetzes tief beklagen, ist lediglich das völlige Zurücktretten der übernatürlichen Erwägungen bei Menschen, die in erster und nicht zweiter Linie *übernatürlich* zu denken verpflichtet sind.

A. Die Zersetzung der natürlichen Grundlagen

Zunächst sei aber auf die Verwüstung hingewiesen, die der Krieg in der *natürlichen* Ordnung, der Grundlage des Corpus Christi mysticum hervorruft. Nicht nur das übernatürliche, sondern schon das natürliche Denken müßte sich nämlich im höchsten Grade entsetzen über das Unmaß von naturwidriger Scheußlichkeit, das der moderne Krieg auf allen Gebieten hervorruft. Schon auf dem rein physischen! Gottes blühendes und fruchttragendes Erdreich wird aus »militärischen Rücksichten« in eine Wüste verwandelt. Ganze Provinzen werden zerstampft, ganze Städte dem Erdboden gleich gemacht, wobei keine Rücksicht genommen wird auf edelste Stätten der Kultur, der Kunst und der Religion. Konsekrierte Gotteshäuser werden in Pferdeställe verwandelt. Unbeschreiblich ist der Anblick des Schlachtfeldes. Da werden Männer zu Hyänen, nicht weil sie selber eine Hyänennatur mitbrächten, sondern weil jene furchtbare Macht, der sie dienen müssen, Menschen in die unmenschlichsten Handlungen, wie Handgranaten- und Bajonettkämpfe, mit der Macht einer Maschine oder eines Dämons hineinstößt. Wie unvergleichlich erträglicher ist dann der Schlacht-Hof der Tiere als das Schlacht-Feld der Menschen! Übertreibungen bei seiner Schilderung sind gar nicht möglich. Es ist sehr bequem, diesen Dingen gegenüber zu erklären: davon spricht man nicht, c'est la guerre! Nein! Was Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte lang sich wiederholt hat in furchtbarer Wirklichkeit, und was sich mit stets wachsender Schrecklichkeit weiter wiederholen wird, wenn sich der entmenschten Menschheit nicht eine wieder zu sich selbst gekommene entgegenwirft, davon muß man auch sprechen dürfen! Es geht nicht an, die Bilanz des Weltkrieges mit derselben Kaltblütigkeit

wie die Bilanz eines Warenhauses zu lesen. Es geziemt sich, darüber nachzudenken, welches Menschen- und Gottesleid hinter diesen Zahlen verborgen liegt. Wenn die Statistik des letzten Krieges uns sagt, daß in ihm zehn Millionen Menschen durch Menschenhand getötet, zwanzig bis dreißig Millionen verwundet, über eine halbe Million menschlicher Heimstätten verwüstet worden sind, wenn es erlaubt ist, solches systematisch herbeizuführen, dann muß es auch erlaubt, ja gut sein, das dahinterstehende Grauen mit Verzicht auf alle Kriegsromantik mit voller Realistik darzustellen. Humanitäres und Christliches spielen hier ineinander. Gewiß ist die Ethik des Christentums keine eudämonistische, utilitaristische; das Maß des Sittlichen soll nicht nach physischem Glück und Unglück, materiellem Nutzen und Schaden, sondern allein nach dem moralisch Wertvollen, dem Gott- und Christusgemäßen bestimmt werden. Aber deshalb darf man nicht, wie es geschehen ist, die aus dem physischen Elend des Krieges gegen ihn hergeleiteten Einwände als wahrhaft sittliche Gesichtspunkte von vornherein ablehnen. Ich kann wohl unter Umständen mein persönliches Wohlergehen opfern, aber ich habe nicht das Recht, mich über das Wohlergehen anderer leichtmütig hinwegzusetzen. Auch das physische Elend von seinen Mitmenschen fernzuhalten oder zu mildern, ist eine sittliche Tat und eine sittliche Pflicht. Die Werke der Barmherzigkeit stehen im Christentum im höchsten Ansehen, sind nach Christi Lehre sogar ausschlaggebend für das ewige Heil der Seele. Sie sollen auch nicht darauf beschränkt bleiben, leibliche und geistige Wunden nur zu heilen, sondern sollen sie nach Möglichkeit auch verhüten. Es ist deshalb eine Pflicht gegen die Wahrheit und die Liebe, eine Pflicht gegenüber der Vergangenheit und Zukunft, ein Werk der Barmherzigkeit gegen Tote und Lebende, die ganze physische Entsetzlichkeit des Krieges ins grellste Licht zu setzen. Leider findet man derartige Beschreibungen außer in der pazifistischen fast nur in der sozialistischen Literatur. Ein Grund dafür mag darin liegen, daß diese Kreise weniger als die christlichen sich mit der Tragik des Erdendaseins überhaupt abfinden können und weniger Verständnis haben für den Wert des Leidens. Aber ein leichtmütiges Vorübergehen an den physischen Greueln des Krieges, wie wir es bei nicht wenigen Trägern des christlichen Namens finden, gleicht doch bedenklich dem unbarmherzigen Vorübergehen des Priesters und des Leviten an dem zerschundenen

Wanderer zwischen Jerusalem und Jericho. Haben wir einmal den Mut, einer der ungezählten Schauerszenen des Krieges mit menschlicher Ergriffenheit und christlicher Barmherzigkeit zuzusehen:

»Über einem von Granaten zerwühlten Kartoffelacker sind dichte und verwirrte Reihen von Stacheldraht gespannt. In diesen Stacheldrähten hängt ein Mensch. Er ist von einer Granate getroffen. Ein Splitter hat ihm den Fuß zertrümmert. Die blutigen Knochen starren aus dem zerfetzten Schuh. Ein anderer Splitter hat ihm den Bauch aufgerissen, sodaß die Eingeweide heraushängen wie bei einem halb ausgenommenen Huhn. Er ist aber trotz seiner furchtbaren Verwundungen noch nicht tot. Er lebt noch. Er hat versucht, sich aus den Stacheldrähten, die ihn festhalten, loszumachen. Er hat sich dabei die Hände blutig gerissen und sich noch fester in die Drähte verwickelt. Er hat nun nicht mehr die Kraft, sich zu bewegen. Er kann nicht einmal die Fliegen fortscheuchen, die sich auf seine Knochen setzen, auf seine Eingeweide, auf sein heraushängendes Auge. Er wird nicht einmal ohnmächtig. Er kann nicht einmal mehr schreien. Nur sein eines Auge bewegt sich manchmal, und in seiner Kehle treibt der Atem Blutblasen auf und ab ... So hängt er Stunde für Stunde in der unerbittlichen Sonne, die die Fliegen Eier in seinen Wunden ausbrütet und zu Maden macht, während er noch lebt«.²⁶

Sicher ein ausgesucht schreckliches Momentbild! Manche sind milder und sogar von einem weihevollen Glanz umflossen. Im ganzen ist der moderne Krieg aber derartig, daß das romantische Urteil über ihn endgültig abgetan sein sollte, und daß denen, die wenige Jahre nach dem Erlebnis des Weltkrieges insbesondere bei der Jugend wieder eine romantische Kriegsbegeisterung entfachen möchten, der Vorwurf einer unbegreiflichen Blindheit nicht erspart werden kann: Ihr kennt den Krieg, ihr kennt die Schützengräben, die Stacheldrahtverhaue, die Wolfgruben mit dem Pfahl in der Mitte, an dem die Leichen langsam verwesen; ihr kennt die Gasangriffe und die aufgequollenen Gesichter

²⁶ Hans SIEMSEN: Der große Betrug. In: Walter FABIAN/Kurt LENZ (Hg.): Die Friedensbewegung. Ein Handbuch der Weltfriedensströmungen der Gegenwart, Berlin 1922.

der Erstickten, ihr kennt das wahnsinnige Geheul derer, denen die Augen herausgerissen wurden, ihr kennt das Geschrei der Pferde, die in ihre eigenen Gedärme treten – und ihr plappert von »Husarenstückchen«, vom »kühnen und freien Soldatenleben«, von »schneidigen Kavallerieattacken« und vom »frisch-fröhlichen Krieg«?²⁷ Zur Zeit treten *diese* Reden allerdings zurück; der Krieg wird mehr unter dem Gesichtswinkel einer bitteren Notwendigkeit, ja einer Tat heiligen Freiheits- und Gerechtigkeitswillen gepriesen und gefordert. Aber die Abenteuererstim- mung, die Bewertung des Krieges als eines Stahlbades und einer Blut- und Eisenkur sind noch nicht dahin. Von dem unter Umständen gewiß möglichen sittlichen Wert des kriegerischen Willens wird später die Rede sein. Hier gilt es, die noch lange nicht überwundene Kriegs- Romantik als Schein und Fälschung zu entlarven und nachzuweisen, daß der wirkliche Krieg, wenigstens heutigen Tages, aller Poesie ent- behrt. Der russische Schriftsteller Andrejew hat ein Buch »Das rote La- chen« geschrieben.²⁸ Er nennt so die aus dem Bluttaumel geborene Halt- losigkeit und Zerrüttung der Nerven, die sich in krampfhaftem Lachen oder auch Weinen bemerkbar macht. Der Arzt Nicolai bemerkt dazu:

»Oft genug haben die Erlebnisse des Feldzuges zum Wahnsinn ge- führt, und wo es nicht so weit kam, da waren die Soldaten doch krank, schlaflos wälzten sie sich im Bette, und wenn sie einschliefen, so wurden sie von schweren Träumen geplagt, immer wieder durch- lebten sie die Schlacht und schrieen laut auf, in Angst oder Zorn oder auch im Kommandoton. Ruhige Männer waren von einer unglaublichen Reizbarkeit, sodaß ihre Frauen zu ihnen das frühere glückliche Verhältnis nicht mehr finden konnten. Starke Männer weinten bei der geringsten Kleinigkeit, sie fühlten selbst, daß sie unbeherrscht waren, und allen steckte tief im Herzen die Angst vor den Schrecken der Schlacht, wenn auch Erziehung und Konvention den einzelnen meist hindern, dies zuzugeben.«²⁹

²⁷ Hans SIEMSEN: a.a.O.

²⁸ Leonid ANDREJEW: Das rote Lachen. Fragmente einer aufgefundenen Handschrift, Berlin 1915.

²⁹ Georg Friedrich NICOLAI: Biologie des Krieges. Kritische Entwicklungsgeschichte des Krieges, Zürich 1919.

So müssen die Besten im Kriege leiden. Gewiß behält dieses Leiden und Sterben, wenn es im rechten Geiste hingenommen wird, für den einzelnen seine Ehre, sein hohes Ethos; aber uns beschäftigt hier die Frage, ob es für die Allgemeinheit, für die menschliche Gesellschaft als Ganzes, insbesondere die christliche Gemeinschaft, nicht eine Schande ist, solche Furchtbarkeiten kaltblütig herbeizuführen, und ob es nicht ihre Pflicht ist, alles daran zu setzen, sie ihren Kindern und Kindeskindern zu ersparen. »Warum zerreißen wir die Glieder Christi«, fragt Clemens von Rom, »warum empören wir uns gegen den eigenen Leib bis zu solchem Wahnsinn?«

Schon die natürliche Ordnung gehört in den religiös-sittlichen Zusammenhang. Schon die durch einen großen Krieg hervorgerufene Unordnung, Verwilderung und Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen, ist neben dem physischen ein moralisches Übel, Sünde und Sündenwirkung, erst recht, wenn die Verwüstung sich auf Objekte erstreckt, die in die übernatürliche Sphäre hineingezogen sind, wie gottgeweihte Kultstätten und durch die Taufe gottgeweihte Menschenleiber. Besonders mit Rücksicht auf die letzteren dürfte deshalb auch das Vorhergegangene unter der Überschrift »*Der Krieg als Zersetzungselement im corpus Christi mysticum*« stehen: der Christenleib gehört zu diesem mystischen Christusleib.

Nun ist es richtig, daß den Kriegsübeln große Kriegsgüter gegenüberstehen, sowohl in der physischen und kulturellen wie in der moralischen Ordnung; und es entsteht die Frage, ob diese Güter die Übel nicht derart überwiegen, daß das Kriegführen dadurch doch gerechtfertigt wird. (Ich sage das »Kriegführen«, nicht »der Krieg«, weil ich an dieser Stelle das aktive Erzeugen und Führen des Krieges, den Krieg als einen sittlich zu rechnungsfähigen actus humanus im Auge habe, nicht die metaphysische Seite des Krieges, von der später die Rede sein wird).

»Aber der Krieg hat auch seine Ehre, der Bewegter des Menschenschicks.« Dieses Zitat aus der Braut von Messina setzt beispielsweise Max Scheler seinem Buche »Der Genius des Krieges« als Motto voraus, und wie er sind viele andere bedeutende Männer, an deren edlem, ja christlichem Denken nicht zu zweifeln ist, zu Lobrednern des Krieges geworden derart, daß sie ihm nicht nur »auch seine Ehre«, beimessen –

was jeder Einsichtige tun wird – sondern in ihm sogar mehr Ehre als Un-
ehre, mehr Segen als Unsegen finden.

Wenn im Vorhergegangenen auf den Greuel der Zerstörung zahlreicher Kulturgüter hingewiesen wurde, so antwortet Scheler darauf, daß der Krieg nur die Kulturerzeugnisse, nicht aber die Kultur selbst vernichten könne:

»Was Krieg, was Feuer, Wasser, Rost und Motten nicht zerstören können – das Völkerrecht fordert, auch dies nach Möglichkeit zu vermeiden – das ist niemals die lebendige Kultur selbst, sondern sind nur die materiellen Vorrichtungen, durch die wir uns ihrer bewußt werden; an denen wir Durchblicke gewannen in die geistige Welt des Künstlers und Stichproben von ihr. In dieser Welt aber lebt, was allein Kunstwerk zu heißen verdient. Mögen die Kriege beliebig vieler solcher Vorrichtungen und Kulturmittel vernichtet haben, so haben sie nicht diese Welt, sondern nur unsere Einsichtnahme in sie vernichtet. Dafür aber haben die Kriege für die Kulturschöpfung die eminent positive Bedeutung, daß sie die vorhandenen positiven Begabungen tief zurücktauchen lassen in die schöpferischen Quellen des nationalen und persönlichen Geistes. Wenn man die geistigen Kulturwerke als Werke des Friedens bezeichnet, so hat man recht, wenn man an ihren geistigen Ausbau denkt; an all das, was Mühe, Arbeit an ihnen, und was Glück des ruhigen Genusses ihrer ist. Geht man aber zurück auf die tiefen geheimnisvollen Stunden ihrer Geburt im Geiste, so gehen diese Werke allesamt aus einem Zustand des Geistes hervor, der mehr als kriegerisch denn als friedfertig zu bezeichnen ist [...] Hier befruchten Eisen und Blut den Geist auf dunkle Weise [...] Es war ein tiefes und äußerst deutsches Wort, das Adolf von Hildebrand jüngst in einem Briefe über die Beschädigung der Kathedrale von Reims gesprochen: Daß es ein Teil derselben Kraft gewesen sei, die uns jetzt – nach der Befestigung dieser Stadt und Benutzung der Kathedrale zu Kriegszwecken durch die Franzosen – dieses verehrungswürdige Kunstwerk zum Teil zu zerstören gebot, derselben Kraft, durch die dieses Meisterwerk einer himmelstürmenden Gotik einst erbaut war. Ja, die tiefere Seele dieses Bauwerkes würde – vermöchte sie zu denken und zu fühlen – noch im Schmerz

unserer Kanonenschüsse, die ihre Verkörperung traf, jauchzend die Kraft wahrgenommen haben, die jene Kanonen abschoß, als freundlicher, als näher ihrer eigenen großen religiösen Seele, als der Entrüstung jener vollendet zivilisierten Rechtsanwälte, die über ihre Beschädigung zeterten.«³⁰

Diese tiefen und kühnen Gedanken sprechen die unbezweifelbare Wahrheit aus, daß der Mensch, die Seele, die Sittlichkeit mehr sind als alle materiellen Werke der Welt zusammengenommen, mögen sie noch so herrliche Kunstwerke sein. Wenn sie der Zerstörung anheim fallen, der Geist aber, der sie geschaffen hat, weiter lebt, ja in den nachfolgenden Menschen- und Künstlergenerationen herrlicher noch wiedergeboren wird, so mögen sie, wenn eine harte Notwendigkeit wie der Existenzkampf zweier Völker es zu gebieten scheint, getrost geopfert werden. Aber die große Frage ist, ob mit dem Körper nicht doch die Seele jener Kulturgüter vernichtet wird, ob wirklich Gleichwertiges oder gar Besseres an ihre Stelle gesetzt werden kann. Und endlich: ob jene Seele, die es zu retten gilt, wirklich in dem kriegerischen Vernichtungswerk lebendig ist.

Sollen wir glauben, daß ein Heerführer oder der hinter ihm stehende Staat, der imstande wäre, den Kölner Dom zusammenschießen zu lassen, weil er auf seinem Turm einen militärischen Beobachtungsposten bemerkt zu haben glaubte, dies im Namen des Geistes der Gotik täte? Sollen wir glauben, daß die Kanonenkugeln, die auf den Petersdom zuflögen, auch nur von einem Hauch des Geistes getragen würden, der in der Seele des erhabenen Opfers oder seines Schöpfers Michelangelo steckte? Daß dem vernichtenden Pulver und Blei der liebende Wille und das geniale Können folgte, alles wieder gut zu machen, ein Gleiches und Besseres wieder aufzubauen? Es ist richtig, daß die größere Schuld den trifft, der »dem Bilde die Funktion eines Walles gegeben«, als den, der darauf schießt. Aber im Namen der Kultur handelt keiner von beiden. Die kriegerischen Zerstörer sind niemals im Namen des Geistes, der Kultur, der Kunst oder gar echter Religion gekommen, sondern immer im Namen der geistlosesten Gewalt oder des skrupellosesten materiellen

³⁰ Max SCHELER: Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg, Leipzig 1915, S. 63f.

Interesses. Mars fehlt es nicht nur an Liebe, Verständnis und meist jeglichem Interesse für die ernsteren Musen, sondern er ist sogar ihr geborener Feind. Er selbst braucht keinen künstlerischen Aufwand:

»Es ist kein Zufall, daß man zu allen Zeiten schöne Tempel und Kirchen, aber immer häßliche Kasernen gebaut hat. Es ist kein Zufall, daß manch schön gegossene Glocke zur Andacht ruft, während die schön verzierten Kanonen nur spielerische Prunkstücke sind und im Ernstfall nie gebraucht werden; daß das Zelt des Soldaten noch durchaus an das primitivste Wohnhaus des Urmenschen erinnert, während der Hausbau überall Werke der Kunst zutage gefördert hat; daß, während sich um das Leben und Tun aller anderen Berufsstände die Kunst verschönernd herumgerant hat, das Leben des Militärs auch heute noch so bar aller Kunst ist, wie am ersten Tage.«³¹

Es wird sich aber auch nicht beweisen lassen, daß der Krieg indirekt, in den Nichtkriegführenden, mehr kulturellen Schöpfergeist geweckt hat als der Friede. Setzt man für die treibende Kraft der schöpferischen Geburtsstunden statt »kriegerisch« (Scheler) *kämpferisch*, so wird man der Wahrheit näher kommen. Sicherlich ist für die meisten bedeutendsten Produktionen des Geistes mehr die Unruhe als die Ruhe, mehr der Kampf als der Friede das gebärende Element, aber der unblutige Kampf des mit sich selbst oder mit irgendwelchen Mächten draußen ringenden Schaffenden, eine leidenschaftliche, kämpferische Erregung und Bemühung genügt dazu; kriegerisch braucht sie nicht zu sein.

Nicht einmal die Kultur des *Körpers* gewinnt durch den Krieg, obwohl die landläufige Auffassung dies durchweg behauptet. Der Krieg gilt als Stahlbad, als Eisenkur für den Körper. Kriege, sagt Hegel, frischen die Menschheit auf, ähnlich wie der Sturm das Meer von Fäulnis bewahrt. Niemand leugnet, daß das Waffenhandwerk, das Soldaten- und Kriegerleben, solange es nicht ernst wird, eine hohe Schule für den Körper sein kann. Wenn aber die Truppen wochenlang in Erdlöchern liegen, wenn die Granaten einschlagen und das blutige Ringen beginnt, dann ist es mit dem Segen für den Leib vorbei. Von den 75 Millionen

³¹ Georg Friedrich NICOLAI: Biologie des Krieges, S. 127.

Mobilisierten des letzten Krieges haben 10 Millionen ihr Leben lassen müssen, 20-30 Millionen sind verwundet worden, so daß am Ende des Krieges nur noch rund 30 von 75 Millionen gesunder Männer Dienst tun konnten. Damit ist aber der Ausfall an körperlicher Leistungsfähigkeit für die am Kriege beteiligten Völker nicht beendet. Weil es »die Besten« sind, die der Krieg verschlingt, muß durch diesen Umstand nach biologischen Gesetzen die ganze Rasse verschlechtert werden. Die körperlich Gesundesten und Stärksten bleiben auf der Wahlstatt, die Schwachen und Kranken setzen daheim die Rasse fort. Otto Seeck nennt diesen sich immer wiederholenden Prozeß »die Ausrottung der Besten«.³² Das römische Kaisertum sei aus Mangel an Männern zugrunde gegangen. Das Gleiche gelte von dem Frankreich Napoleons. Napoleon sammelte in einer Reihe von Jahren alle hochgewachsenen Burschen und zerstreute sie über viele Schlachtfelder, sodaß die folgenden Generationen meist aus Männern von niedrigerem Wuchs bestanden. Und mehr als einmal mußte seit Napoleons Zeiten das Militärmaß herabgesetzt werden. »Das kriegerische Volk der Gegenwart ist das dekadente Volk der Zukunft«.³³ Umgekehrt zeigen sich gerade die kriegerisch ungeübtesten Völker, wenn auch sie einmal in einen Krieg verwickelt werden, am leistungsfähigsten, wie es die Japaner nach zweihundert Friedensjahren in ihren Feldzügen gegen China und besonders gegen Rußland bewiesen, und wie auch im Weltkriege das körperlich tüchtigste Menschenmaterial von der in ihrer Gesamtheit am wenigsten kriegsgewohnten angelsächsischen Rasse gestellt wurde. Und wie stark sind die Schweizer, die so lange keine Kriege geführt haben! Ein Volk wird physisch stark durch gesunde Lebenshaltung, durch planmäßige Ausbildung und Übung der körperlichen Kräfte in friedlichem Spiel, Turnen und Sport, durch keusche Bewahrung der Zeugungskraft, nicht aber

³² Otto SEECK: Geschichte des Untergangs der antiken Welt, 3 Bände, Stuttgart 1921. Im übrigen ist das Werk SEECKS von einer bedauerlichen unwissenschaftlichen Animosität gegen die Religion getragen und in den sich daraus ergebenden Folgerungen vollständig abzulehnen. Die Tatsache, daß jeder bedeutende Krieg »die Ausrottung der Besten« bewirkt und dadurch dem Rückgang oder Untergang der Kultur Vorschub leistet, ist aber nicht zu bestreiten.

³³ David STARR-JORDAN (Präsident der Leland-Stanford-Universität Kalifornien): Krieg und Mannheit. In: Die Friedens-Warte 14 (1912).

durch männermordenden Krieg! »Das Stählen der Menschen durch den Krieg«, sagt Jean Paul, »hält nicht länger vor als das Stärken der Wäsche.« Im Kriege vermehren sich auch in erschreckendem Maße die Krankheiten, solche, die mehr aus seinen ungesunden physischen Bedingungen hervorgehen, wie die Tuberkulose, und solche, die der moralischen Schwäche des Menschen ihren Ursprung verdanken: wie Geschlechtskrankheiten, Morphinismus und neuestens sogar Cocainismus.

B. Die sittliche Zersetzung

Soviel über die physisch-geistig-kulturelle *Grundlage* der moralischen Ordnung, die uns hier beschäftigt. Wir glauben, daß dem Kriege schon im Namen der natürlichen Gesundheit und Entwicklung eines Volkes, erst recht der Menschheit, das Gericht zu sprechen ist, wobei nicht gelegnet zu werden braucht, daß er auch mancherlei Werte auslöst, ganz wie andere große Heimsuchungen, Hunger, Seuchen und selbst Sünde, ja, daß er anders als diese Übel – auch in sich ein positives Gut enthalten kann, zum Beispiel als Exekutivmittel der Gerechtigkeit.

Gerechtigkeit! Ist nicht hier das Wort genannt, das den Krieg trotz allem rechtfertigt, hat er nicht eminent *sittliche* Bedeutung? Ist nicht wenigstens sein *sittlicher* Gewinn größer als sein Schaden? Wenn das der Fall wäre, dann könnte seine Bilanz in jeder anderen Beziehung noch so trostlos sein – wir müßten ihn segnen! Aber auch umgekehrt: wenn er für den Bestand und die Entwicklung der »Welt« vom größten positiven Werte wäre, er schadet aber der Sittlichkeit – wir müßten ihn verdammen! Auf diesen Standpunkt stellt sich auch Max Scheler, der den Krieg als positiven Kulturfaktor begeistert bejaht.

»Was immer«, schreibt er, »der Krieg für Erhaltung und Forderung höchster menschlicher Lebenswerte und Kulturwerte bedeutet, es würde ihm die höchste Sanktion, die alles menschliche Tun fordert, gebrechen, könnte er – zu rechtem Ziel und auf rechte Weise geführt – nicht Bestand haben vor dem sittlichen Gewissen und dem religiö-

sen Sinne des Daseins und Lebens unseres Geschlechtes. Hätten diejenigen, die ihn von hier aus prinzipiell verwerfen, sei es vom Standort der Idee der Gerechtigkeit, sei es vom Standort des Liebesgebotes aus, in der ganzen Sache recht, ihre Stimme könnte noch so schwach und klein, könnte gegen die Kräfte, die immer neu in Kriege treiben, noch so unwirksam sein, der Krieg wäre doch gerichtet! Er wäre gerichtet, auch wenn er allein den biologischen Aufstieg der Menschheit garantierte, er wäre gerichtet, auch wenn er die stärkste kulturschöpferische Kraft der Geschichte wäre.«³⁴

Unzweifelhaft ist der Krieg eine ganz hervorragende Gelegenheit zu sittlicher Erhebung. Besonders solange der Eindruck der beispiellosen Forderung, nun in den Krieg zu ziehen, noch frisch ist und auch noch vor jeder neuen großen Entscheidung muß ja der ganze innere Mensch aufgerüttelt werden. Mancher mag sich da selbst kaum wiedererkennen; in den sorglosen Tagen des Friedens war er vielleicht ein willensschwacher, bequemer Mensch,

»Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen,
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.«³⁵

³⁴ Max SCHELER: *Genius des Krieges*, S. 77. Es darf bezweifelt werden, ob Scheler heute noch zu diesem Buche steht. Dennoch möchte ich es für meine Darstellung ausgiebig heranziehen, weil die dort entwickelten Gedanken für den von dem meinigen abweichenden Standpunkt besonders charakteristisch und beachtenswert sind. Schelers »Genius des Krieges« ist wohl das bedeutendste deutsche Buch, das die Kriegspsychose hervorgebracht hat. Es ist durchweht von dem heißen vaterländischen Atem der allerersten Kriegszeit und bleibt eine wertvolle Psychographie des deutschen Herbstes 1914, ein Beweis, wie optima fide das deutsche Gewissen damals war. Als Philosophie des Krieges überhaupt, entspricht es aber sehr wenig den kriegsgeschichtlichen Unterlagen vor 1914 und ist von den Ergebnissen nach 1914 in geradezu vernichtender Weise Lügen gestraft worden. Das schließt nicht aus, daß es zahlreiche Gedanken von tiefer Weisheit und hoher Schönheit enthält, die dem Lebenswerk des genialen Philosophen dauernd zur Zierde gereichen. – Ich selbst habe im Anfange des Krieges ein bescheidenes Büchlein »Veritas« (den Akademikern im Felde entboten von deutschen Dominikanern, Mönchen-Gladbach) geschrieben, das zum Teil auf den gleichen falschen Voraussetzungen über die segensreichen Wirkungen des Krieges beruht, dessen darauf bezügliche Gedankengänge ich infolgedessen heute ebenfalls nicht mehr vertreten kann.

³⁵ Friedrich SCHILLER: *Braut von Messina* I, 8.

Die gewaltige Aufgabe, in einen Kampf auf Leben und Tod zu ziehen, sich behaupten oder umkommen zu müssen, durch persönliche Tapferkeit und Ausdauer mit ausschlaggebend zu sein für weltgeschichtliche Entscheidungen, bei den religiös gesinnten am allermeisten wohl der Gedanke, vielleicht bald vor dem Richterstuhle Gottes erscheinen zu müssen – das alles spannte im letzten Kriege bei vielen die Entschluß- und Willenskraft aufs äußerste an und gab ihnen bisweilen eine sichtbare sittliche Würde.

»Einen Widerschein dieser Größe kann man gewahren, wenn man ganz frisch aus dem Kampf kommende Verwundete sieht. Sie gleichen oft Wesen aus einer anderen Welt. Ein Abglanz der Ewigkeit liegt auf ihren Gesichtern. So erschreckend welt- und lebensfremd, so vergeistigt und überirdisch sehen sie aus, so weit ab von aller Wirklichkeit liegen ihre Gedanken und Worte, ihr Benehmen und Tun. ›Wir kommen aus der Hölle,‹ sagten mir diese Männer oft einfach und schlicht, während der Somme-Schlacht, und ein schwer verwundeter frommer Soldat, den ich durch den Hinweis auf das noch größere Leiden unseres göttlichen Heilandes am Kreuze zu trösten versuchte, entgegnete still und natürlich und überzeugt: ›Nein, Herr Pfarrer, das ist nicht wahr. Wir da vorne haben in den sieben Tagen und Nächten Trommelfeuer mehr gelitten als der Heiland am Kreuze‹. ›Unsere Verwundeten,‹ so bemerkten mir gelegentlich unsere guten Barmherzigen Schwestern, ›sehen oft aus wie der liebe Heiland am Kreuze‹.«³⁶

Diese hohe sittliche Haltung wurde bei nicht weniger zu einem dauernden Habitus. Dreiling meint, daß eine bedeutende *Minderheit* bis zum Kriegsschluß einen wahren Heroismus im religiösen und sittlichen Leben bekundete.«³⁷

³⁶ Dr. Raimund DREILING O.F.M.: Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkrieges. Eine psychologische Untersuchung, Paderborn 1922. Eine aus reichster persönlicher Feldseelsorger-Erfahrung geschöpfte, nach allen Regeln der wissenschaftlichen Psychologie und Psychographie gesichtete Darlegung der tatsächlichen Verhältnisse.

³⁷ Raimund DREILING, a.a.O., S. 159.

Eine bedeutende Minderheit! Mancher wird dieses Urteil schon zu günstig finden; wenn es aber auch richtig ist, es bleibt eine Minderheit, auf die der Krieg in religiös-sittlicher Beziehung segensreich wirkt. Auch an das Ungewöhnlichste, Schrecklichste, Gefährlichste kann man sich gewöhnen und so dagegen abstumpfen, daß die Seele großer Erschütterung, ja des einfachsten Nachdenkens über ein derartiges Geschehen kaum noch fähig ist. »Der Soldat wird zum seelischen Eintagswesen, er lebt auch geistig von der Hand in den Mund.«³⁸

»Als Ausnahmezustand, der eine gewisse Dauer nicht überschreitet, kann der Krieg beim Durchschnitt eine gewisse religiöse und sittliche Erschütterung bewirken, als Dauerzustand birgt er große Gefahr für die Religion und Sittlichkeit in sich und das um so mehr, je länger er dauert. Auch an sich gläubige Soldaten zogen später ohne religiöse Vorbereitung ins Feld oder sagten uns Geistlichen offen: ›Es ist uns alles einerlei. Man ist gegen alles abgestumpft und fragt nichts mehr danach. Man kommt um allen Glauben und alle Moral, der Wahnsinn nimmt kein Ende‹, und gegen Ende der Somme-Schlacht ließ eine bayerische Formation ihrem Rittmeister kurz und bündig erklären, solange der Krieg dauere, gingen sie nicht mehr zum Gottesdienst und zur Beichte, wenn aber der Schwindel einmal vorüber sei, wollten sie es wieder tun.«³⁹

Die sich im Krieg ausbreitende religiös-sittliche Indolenz ist aber noch nicht das Schlimmste. Religion und Moral nehmen im weitesten Umfange höchst *negative* Formen an: die *Sünde* erhebt im Kriege gewaltig ihr Haupt! Vergegenwärtigt man sich die zehn Gebote Gottes und gar noch die Gebote des Evangeliums, so wird man sagen müssen, daß jedes einzelne während und infolge des Krieges unermesslich mal mehr mit Füßen getreten wird, als es ohne ihn geschieht. Wenn der Gottesglaube und das Gottvertrauen bei vielen angeregt und gefördert werden, so erhalten sie bei ebenso vielen, auch solchen, die wohl dafür veranlagt sind und ein Bedürfnis danach haben, derartige Stöße, daß sie zusammenbrechen

³⁸ Raimund DREILING, a.a.O., S. 35.

³⁹ Raimund DREILING, a.a.O., S 92.

und einer mehr oder minder andauernden Gottlosigkeit Platz machen. »Vor Verdun«, so erzählten mir im Sommer 1916 Verwundete, »haben wir noch gebetet; aber jetzt an der Somme, da wird nicht mehr gebetet, da wird geflucht, da wird alles verwünscht, was einem unter die Augen kommt.«⁴⁰

»Krieg und Kriegsbetrieb standen sachlich in vieler Beziehung in einem solchen Widerspruch mit den überlieferten religiösen Anschauungen, daß sie naturnotwendig die religiöse Überzeugung mancher in Mitleidenschaft ziehen mußten. Die entstandenen Zweifel gehörten den verschiedensten Gebieten an. Alles war darunter vertreten, die persönlichen Sorgen der Einzelnen, die Schicksalsfragen der Völker, die Grübelprobleme der Menschheit, ›Wie kommt's,‹ so hörte man viel, ›daß gerade die pflichttreuen und rechtschaffenen Menschen durch den Krieg so schwer heimgesucht werden, während die pflichtvergessenen und schlechten Menschen so gut davonkommen oder sogar noch ihr Glück machen?‹ ›Wie konnte der allgütige und allweise Gott einen solchen Krieg zulassen?‹ ›Wie konnte der liebe Gott die Menschen so schaffen, daß sie ein solches Unheil anrichten können?‹ ›Gottvertrauen und Gebet sind sinnlos. Alles ist im Kriege beherrscht von Notwendigkeit und Zufall.‹ ›Dieser Riesenschwindel, dieser Wahnsinn ist ein Hohn auf alles, was wir bisher von Gott und Christus gehört haben.‹ ›Riesenschwindel und Wahnsinn‹ waren überhaupt in den letzten Jahren beliebte Beiworte für den Krieg. ›Es ist eine Torheit, Gott in irgendeine Beziehung zum Krieg zu bringen.‹ ›Wenn die Religion und besonders die Religion der Liebe in so vielen Jahrhunderten nicht einmal so viel zustande brachte, daß sie einen solchen Krieg unmöglich machte, dann muß ihr Einfluß auf die Menschen sehr gering sein.‹ ›Woher kommt es, daß ein so großer Teil der Menschen von Religion und Christentum so wenig berührt ist, daß so viele Gebildete und Besitzende jeder Religion fernstehen und die Politik überhaupt jeder religiösen und christlichen Denkweise bar ist?‹ ›Wo bleiben die Vertreter der Religion und des Christentums? Wie kommt es, daß sie schweigen, statt zu protestieren, ja, daß nicht

⁴⁰ Raimund DREILING, a.a.O., S. 81/82.

wenige von ihnen selbst einer heidnischen Machtpolitik huldigen und die Religion unmittelbar oder mittelbar in den Dienst dieses Völkermordens stellen?« Vielen kamen diese Gedanken jetzt zum ersten Male, bei anderen führten sie vor dem Kriege ein mehr abstraktes Dasein im Verstande und in den Büchern, empfangen aber jetzt durch das persönliche Erlebnis vollen Wirklichkeitscharakter, der dann durch besonders sinnfällige Umstände noch verstärkt werden konnte.«⁴¹

Man kann sich angesichts solcher Erschütterungen des religiösen Glaubens der Erbitterung gegen die nicht erwehren, die für alles das verantwortlich sind. Will man Gott und das Christentum vor diesen zum größten Teil äußerst treffenden Bemerkungen der Soldaten und der vox populi in Schutz nehmen, so gibt es nur eine Möglichkeit: zuzugeben, daß ihre Anklagen, wenn auch mit dieser und jener Einschränkung, voll berechtigt sind, daß die Christenheit sich aufs tiefste schämen muß, so unendlich weit von ihren Idealen abgewichen zu sein. Von Gott ist jede Verantwortung für diese Schande abzuwehren. Menschen haben diesen Krieg gemacht, haben ihn planmäßig vorbereitet, eingeübt, leichtfertig vom Zaun gebrochen und sind zu ehrgeizig, zu rachsüchtig, zu habsüchtig, mit einem Worte zu gewissenlos, um ihm auch dann ein Ende zu machen, wenn sie seine Nutzlosigkeit und sein Verderben eingesehen haben!

Eine neue Nachtseite des Krieges tut sich uns auf, wenn wir an das 4., 5., 6., 7. und 8. Gebot Gottes denken. Du sollst die gottgesetzte gesellschaftliche Ordnung einhalten; du sollst nicht töten; du sollst nicht hassen; du sollst nicht ehebrechen und andere Unzucht treiben; du sollst nicht stehlen, rauben, plündern und ohne Not fremdes Eigentum vernichten; du sollst nicht lügen! – Die Gefährdung der gesellschaftlichen Ordnung durch den Krieg soll erörtert werden, wenn von den Bedingungen für einen gerechten Krieg gehandelt wird. Hier sei dem fünften bis achten Gebot besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Krieg an sich ist kein Massenmord. Unter Mord versteht man ein ungesetzliches Töten aus eigener Anmaßung, eine Überrumpelung des

⁴¹ Raimund DREILING, a.a.O., S. 81/82.

Gegners ohne legale Kampfansage. Der Krieger aber zieht »publica auctoritate«, im Namen der öffentlichen staatlichen Autorität, als Vollführer eines staatlichen Befehls in den Kampf; dieser Kampf wird dem Gegner durch Kriegserklärung angesagt und beide Heere erkennen sich von diesem Augenblicke an das gegenseitige Recht der gegenseitigen Tötung zu. Es kämpfen eigentlich nicht Personen gegen Personen, sondern gewissermaßen unpersönliche Machtgruppen gegen unpersönliche Machtgruppen, Staaten gegen Staaten. Es muß aber doch zu denken geben, daß das Wort »Massenmord« im letzten Kriege, ganz entgegen früherer Gepflogenheit, so oft gebraucht wurde! Daß die Soldaten selber mehr und mehr von einem »Morden« sprachen, daß also eben die, die es am besten wissen mußten, von der Überzeugung erfüllt waren, daß von einem rechtlichen und ritterlichen Kampf nicht mehr die Rede sein könne. Daß auch die Besonnensten kein Bedenken tragen, den heutigen Krieg mit dem Begriff »Mord« in Verbindung zu bringen, beweist z.B. ein Satz des Hirtenschreibens der deutschen Bischöfe vom 23. August 1923: Die Welt »kann nicht herauskommen aus der vergifteten Atmosphäre des Krieges, kann sich nicht zur Abrüstung der Millionenheere entschließen und vergeudet noch immer Zeit und Geld mit der Beschaffung noch gräßlicherer Zerstörungsmittel und *Mordinstrumente*«. Das Ringen um den kriegerischen Triumph wird zu einem sehr großen Teil nicht mehr von Menschen ausgeführt, sondern von Maschinen; von Maschinen, deren mörderische Wirkungen die sie bedienenden Menschen kaum noch verfolgen können. Scheler, der der Ritterlichkeit des Krieges lange Ausführungen widmet, und sie auch dem modernen Kriege als solchem noch zuzusprechen scheint (denn, daß auch im modernen Kriege noch *Gelegenheit* zu ritterlichen Handlungen ist, leugnet niemand), erinnert in einer Anmerkung daran⁴², wie es in dem Kriege Ludwigs XIV. mit England vorkam, daß die Schlacht geradezu einen Turnierstil annahm, daß die französischen und englischen führenden Offiziere sich, man möchte sagen, galant stritten, wer für den ersten Schuß den Vortritt haben sollte. Ja, aber beweist diese Erinnerung nicht gerade besonders kraß den Unterschied zwischen damals und heute? Wo ist denn im letzten Kriege eine einzige Kampfhandlung gewesen, die mit

⁴² Max SCHELER: Genius des Krieges, S. 366.

einem ritterlichen oder gar galanten Turniere auch nur im entferntesten verglichen werden konnte? Mit dem Turniercharakter des Krieges war es eigentlich schon vorbei, als an die Stelle des Schwertes und der Lanze die Schußwaffe trat.

»Das plebejische Schießwerkzeug war stärker als des Ritters adeliges Schwert und machte damals auch die spezifische Ritterlichkeit zum Anachronismus: seitdem mit unsichtbarer Kugel jeder ehrlos versteckte Knecht das erreichen kann, was früher kaum seine Wünsche erreichten, ist der Geharnischte nur noch der Ritter von der traurigen Gestalt. Das haben die am klarsten erkannt, die jene vergangene Zeit am stärksten geliebt. Schon im Ausgang des 16. Jahrhunderts läßt Cervantes⁴³ seinem letzten Ritter prophetisch sagen: der Erfinder des Pulvers gehöre für sein fluchwürdiges Geschenk in die Hölle, weil kein echter Ritter mehr leben könne, seit in diesem abscheulichen Zeitalter der feigherzigste Schurke dem tapfersten Helden das Leben zu rauben vermöchte. Am Anfang des 20. Jahrhunderts aber klagt bei dem romantischen Börries von Münchhausen⁴⁴, der letzte Bayard, der alte Chevalier sans peur et sans reproche, »daß sein Schwert zum Spott wäre, seit das Blei sie begannen zu gießen«. Heute vollends, da man aus meilenweiter Ferne auf gut Glück den unsichtbaren Feind anknallt, da man mit nivellierenden Maschinengewehren die Schützengraben »abspritzt« oder mit gleichmäßig ziehendem Giftdunst die Menschen regimenterweise hinmordet, heute dankt es der Einzelne ganz sicherlich nicht seiner Tüchtigkeit, sondern nur blindem Zufall, wenn er die Schlacht überlebt; alle ritterlichen Gebräuche und Einschränkungen sind sinnlos, ja mehr, sind unmöglich geworden, und die wirkungsvollere Kugel ist für den Kriegsgebrauch die beste. Diese unpersönliche Erbarmungslosigkeit moderner Kampfmethoden muß man sich vor Augen halten, um die Heuchelei zu ermessen, die in dem Geschwätz über Ritterlichkeit und Unritterlichkeit unserer heutigen Helden eigentlich steckt.«⁴⁵

⁴³ Miquel CERVANTES: Don Quijote von La Mancha (1605), Bd. I, Kap. 38.

⁴⁴ Börries von MÜNCHHAUSEN: Die Balladen und ritterliche Lieder, 1900 (Was Bayard klagte, als er starb).

⁴⁵ Georg Friedrich NICOLAI: Biologie des Krieges, S. 189.

Wir möchten uns die letzte Bemerkung nicht zu eigen machen. Es gibt selbstverständlich auch heute noch Ritterlichkeit und Heldentum, wie denn überhaupt der einzelne Krieger, die in den Krieg hineingeschickten Menschen, von den hier erhobenen Anklagen gegen den modernen Krieg soweit wie möglich auszuschließen sind. Nicht die Soldaten trifft die Schuld, sondern das zu dämonischer und maschineller Erbarmungslosigkeit ausgewachsene System, das auch das beste kriegerische Ethos, den edelsten Willen zur Ritterlichkeit vergewaltigt. Oft können nicht einmal die elementarsten völkerrechtlichen Bestimmungen unter diesem grausamen Zwang eingehalten werden, z.B. die Schonung der Gefangenen. Wenn Scheler schreibt:

»Kriegerisches Ethos ist ebenso ursprünglich wie es Mutethos ist, auch Ethos ritterlicher Selbstbeherrschung der eigenen Triebe und Opfer-Ethos; kriegerisches Ethos ist gerade nicht rohes Säbeltum, sondern ritterliches und großherziges Degenethos, das mitten im Kampf den Feind bejaht und Haß und Neid, d.h. die spezifischen Haltungen der Ohnmacht nicht kennt«,

so schildert er vortrefflich das, was sein *sollte*, den »absoluten« Krieg, die reine christliche *Idee* des Krieges und der kriegerischen Tugenden, nicht die Wirklichkeit. Die heutige Wirklichkeit ist anders; und nicht nur deshalb, weil die Idee *stets* in der Durchführung getrübt wird, sondern leider besonders deshalb anders, weil das Wesen des Krieges, insofern es Strategie und Taktik der unbekümmerten Gewaltanwendung und Vernichtung des Gegners um jeden Preis ist, – man vergleiche die Clausewitzsche Vernichtungstheorie, nach der sich alle Praktiker richten – notwendigerweise auf derartige Ideale verzichten muß. Die »Zufälligkeiten«, wie rechtswidrige Gewalttaten sind nahezu wesensnotwendige Proprietäten des Krieges und müssen deshalb schon in seine Idee mit aufgenommen werden. Es gibt keinen Krieg »an sich«, sondern immer nur einen durch den Krieg hervorgerufenen Zustand der Gewalt, anstelle des Rechtes. Einen Krieg »an sich« gibt es nur in Moralbüchern. Ob die ein Feldherr jemals aufgeschlagen hat? Oder gar der einfache Krieger, der vor der furchtbaren Alternative Sein oder Nichtsein, »du oder ich« steht? Nicht nur Strategen, sondern selbst Politiker und Diplomaten

setzen sich sogar über anerkannte völkerrechtliche Abmachungen wie über einen Fetzen Papier hinweg, wenn es die militärischen Notwendigkeiten zu gebieten scheinen. Das Wesen des Krieges ist nach der Anschauung der für seinen Ausbruch wie seine Führung maßgebenden Militärs *Gewalt*. So erklärt Clausewitz, der deutsche Klassiker des praktischen Krieges, mit militärischer Kürze und Eindeutigkeit: »Der Krieg ist ein Akt der *Gewalt*, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.«⁴⁶ Man frage außerdem unsere Frontkämpfer, ob ihnen nach Lage der Dinge unter dem grausamen Gesetz der Selbsterhaltung »ritterliches und großherziges Degenethos« überhaupt möglich war, so sehr sie vielleicht innerlich danach lechzten; ob nicht in der Tat rohes, roheses Säbeltum der »Geist« des modernen Schlachtfeldes ist? Der reine, ritterliche, edle Geist, mit dem der Krieger durchweg seinen blutigen Gang *antreten* mag, wird eben im Verlauf des unpersönlichen modernen Massenkrieges erstickt. Man höre darüber einen praktischen Soldaten:

»Wir brauchen Darstellungen des wirklichen Krieges als der höchsten Gemeinheit, in der alles untergeht. Vor allen Dingen brauchen wir technische Aufklärung darüber, daß die Unterlassung von Grausamkeiten im Kriege gewöhnlich ein Wahnsinn ist, der sich furchtbar rächt. Die Kavallerie muß bei Fernpatrouillen die Gefangenen abschlachten, sonst ist sie verloren, wird verraten und hat keine Erkundigungsergebnisse. Der Infanterist muß bei Grabenstürmen den sich ergebenden Feind wehrlos machen, also auch Gefangene schlachten. Denn man macht nur wehrlos, wenn man totschißt. Die Gefangenen können sonst die Gewehre wieder ergreifen und den Siegern in den Rücken schießen, wie das tausendfach vorkam in diesem Kriege. Es empfiehlt sich, aus gefangenen Feinden mit seelischen und körperlichen Folterungen Geheimnisse herauszuziehen (folgt ein Beispiel). Das Gegenteil wäre militärisch ein Wahnsinn. Jede Humanität ist im Kriege direkt widersinnig, wir müssen den Krieg aufzeigen als das, was er ist, als eine Riesengemeinheit, die seelisch nicht zu ertragen ist und gegen die die Kirche schon im Mittelalter Front machte, mit der Absicht, sie als Todsünde zu erklären. Raub, Diebstahl und Notzucht

⁴⁶ Carl v. CLAUSEWITZ: Vom Kriege, 1905, S. 3/4, 1. Kap. »Was ist der Krieg?«.

sind nicht Accidentia, sondern Wesen des Krieges und werden auch immer als solche betrachtet.«⁴⁷

Wilhelm II. sagte den ausrückenden Chinakriegern am 27. Juli 1900 in Bremerhaven folgendes:

»Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen. *Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht.* Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen (!) unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in Überlieferung und Märchen gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise betätigt werden, daß es niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.«

Erschütternd ist der Blick hinter die Kulissen des Krieges, den uns der frühere Kapitänleutnant *Hans Paasche* in seiner Schrift »Meine Mitschuld am Weltkriege«⁴⁸ tun läßt. Er macht auf die Rolle des soldatischen Ehrgeizes, besonders bei den Berufsmilitärs, aufmerksam. Er hatte in Afrika bei einem Gefecht mit Eingeborenen einen Erfolg, der ein weiteres Zugreifen überflüssig machte. Doch was geschah? Auf höheren Befehl sollte die kriegerische Aktion weitergehen!

»Zwei Offiziere redeten auf mich ein und brachten mich dazu, ihnen zu einem Vormarsch alle gesunden Soldaten zu überlassen. Als ich gar nicht einsehen wollte, was das bedeutete, gestanden sie schließlich: ›Nehmen Sie doch Vernunft an, Sie haben Ihre Gefechte und Ihren Schwerterorden weg, jetzt wollen wir sehen, ob wir noch ein Gefecht haben können, bevor die Geschichte zu Ende geht.«

Furchtbar! Das Gefecht geht weiter – ohne Notwendigkeit! – fordert neue Opfer, Frauen und Kinder werden aufschreien, wenn man ihnen den Tod ihrer Männer und Väter meldet, aber die beiden christlichen

⁴⁷ L.E. SCHÜCKING: In: Die Menschheit 10. Jahrgang, Nr. 38.

⁴⁸ Hans PAASCHE: Meine Mitschuld am Weltkriege, Berlin 1919.

Offiziere haben ihren Orden und können ihn in ihrer christlichen Heimat bewundern lassen!

In dieser Perspektive wird wohl jeder vor solchem Helden- und Rittertum erschauern, aber es ist eine unleugbare Tatsache, daß viele kriegerische Operationen, große und kleine, ihren Ursprung dem Ehrgeiz verdanken, nicht der Notwendigkeit! Der im Ruhmesglanz der öffentlichen Ehrung erstrahlende Krieg ist bewußt oder unbewußt die nächste Gelegenheit zu dieser Sünde. Das bei solchen Unternehmungen vergossene Blut schreit zum Himmel um Rache, und die Rache des Himmels scheint zu sein: die Verblendung und Verhärtung der Herzen, für die der leuchtende Lorbeer Blut und Tränen, Sünde und Hölle verdeckt!

Was der Ehrgeiz nicht entschuldigt, muß die *Not* rechtfertigen. Sicherlich ein besserer Titel. »Not kennt kein Gebot«! Aber ist dieser Satz mehr als ein Erfahrungssatz, ist er ein sittlicher Satz? Muß es nicht umgekehrt heißen: Gebot kennt keine Not? Allen bloß positiven Rechtsbestimmungen gegenüber mag das Sprichwort auch als ethische Maxime Geltung haben, die Verletzung der elementaren Forderungen des Sittengesetzes aber duldet eine Entschuldigung durch Not nicht. Sonst dürfte in Glaubensnot der Glaube über Bord geworfen werden, in den oft so schweren Nöten der Kinder gegen unwürdige Eltern das vierte, in der Not des leidenschaftlichen Zornes und Hasses das fünfte, in der oft so drängenden sexuellen Not das sechste, in materieller Not das siebente, in der Not des Redens- oder Schweigenmüssens das achte Gebot.

Nun ist es denkbar, daß zwar mit skrupelloser Rücksichtslosigkeit gegen das Leibesleben des Feindes vorgegangen wird, aber seine Seele, seine Persönlichkeit, bejaht, geachtet und sogar geliebt wird, daß das kriegerische Ethos, wie Scheler meint, »Haß und Neid nicht kennt«. Scheler zitiert das schöne Wort Richard Rothes: »Christen streiten, als stritten sie nicht.« Wir haben im Anfang dieses Kapitels auf das Ärgernis hingewiesen, das gerade in dem blutigen Streit von Christen gegen Christen liegt. Das Wort Rothes meint dagegen, daß sie bei allem Streit doch innerlich so frei von böser Leidenschaft, so voll von gegenseitiger Achtung sein können, daß gewissermaßen nur ihr Arm verwundet oder tötet, nicht aber ihre Seele. Gewiß, so kann es sein und soll es sein. Aber in den kämpfenden modernen Christenmassen ist es meistens nicht so,

und schon Clemens von Rom hat ihre Feindschaft anders gesehen.⁴⁹ Richtig ist, daß das Bestehen einer »Feindschaft« noch nichts Unsittliches und Unchristliches zu sein braucht. Mit Recht sagt Scheler, »daß der Bestand von Feindschaft und auch des edlen hohen Charakters der Kräfte des Gemütes, die zu ihr im Privat- und Völkerleben treiben können, von Jesus vorausgesetzt und positiv anerkannt werden.«⁵⁰ Anderer Meinung ist z.B. Solovjeff, der erklärt: »Das christliche Gebot, die Feinde zu lieben, schließt den Krieg aus; denn ein Feind, der geliebt wird, hört auf ein Feind zu sein, und ihn zu bekriegen, ist nicht mehr möglich.«⁵¹ Wenn das zuträfe, hätte Jesus nicht sagen dürfen: »Liebet eure Feinde«, sondern: ihr dürft überhaupt keine Feinde haben! Die scheinbare Paradoxie der Feindesliebe wird verständlich, wenn wir etwa an die Feinde Gottes denken. Es sind wahre Feinde, aber er liebt sie; er liebt sie oft, indem er sie züchtigt, mit schweren Strafen gegen sie vorgeht, und zu einem Sprichwort geworden ist: »wer seinen Sohn liebt, der züchtigt ihn.« Es könnte also auch in der blutigen Züchtigung durch den Krieg noch Liebe, und zwar ihre höchste Form, Heilsliebe, liegen. Schon eine »ritterliche« Liebe, die Achtung vor der Person, der Pflichterfüllung, dem guten Glauben des Feindes würde genügen. Haben aber die sich bekriegenden Staaten diese Liebe? Die beiderseitigen Frontkämpfer noch am ehesten. Aber die bilden ja nur die ganz dünne Vorderschicht der hinter ihnen stehenden, den Krieg eigentlich stimulierenden, finanzierenden, dirigierenden, applaudierenden *Masse*. (Hinter dieser allerdings wiederum die Handvoll der wahrhaft Verantwortlichen und Interessenten.) Diese kriegführende, »christliche« Masse ist während eines Krieges in der Regel voll von innerster, sündhafter Feindschaft, Übelwollen, häßlichster Schadenfreude, Neid, Rachsucht, skrupellosester übler Nachrede, in einem Maße, daß sie das Fehlen jeglicher Liebe zum Feinde auch bereitwilligst zugeben würde. Es ist in der Praxis schlimm bestellt um das schöne und wahre Wort: »Christen streiten, als stritten sie nicht!«

⁴⁹ CLEMENS VON ROM: Ad. Cor. C. 47.

⁵⁰ Max SCHELER: Genius des Krieges, S. 79.

⁵¹ Wladimir SOLOVJEFF: Die Rechtfertigung des Guten. Eine Moralphilosophie (aus dem Russischen übersetzt von Harry Köhler). Jena 1916, S. 424.

Ich müßte fürchten zu ermüden, wollte ich mit gleicher Ausführlichkeit nun auch die Kriegssünden gegen das *sechste* Gebot, die durch den Krieg hervorgerufene sexuelle Verwilderung, näher schildern. Daß Venus und Mars unzertrennliche Gefährten sind, ist eine uralte Erfahrung. Wer zählt das Meer an Ehebrüchen und widernatürlichen Unzuchtsünden gegenüber den Friedenszeiten, das dem Krieg auf die Rechnung zu setzen ist? Zu verstehen sind diese Exzesse allerdings. Wer so von jeder natürlichen Freude, jeder kulturellen und familiären Anregung abgeschnitten ist wie die Frontkämpfer, wer so wie sie wochen- und monatelang einer Hölle für alle Sinne und Nerven ausgesetzt ist – man überdenke einmal, was ihre Augen sehen, ihre Ohren hören, ihr Geruchssinn riechen, ihr Geschmack schmecken, ihr Tastsinn fühlen muß – der kann, wenn er zum ersten Male wieder unter Menschen ist, die nicht in Waffen starren, sondern ihn zum Ausruhen und Genießen locken, leicht jede Besinnung und Beherrschung verlieren. Die gleiche Wirkung erzeugt auch der umgekehrte Prozeß: das sich Losreißen-müssen von der Lebensfreude und das Hineinmüssen in das Blutbad des Schlachtfeldes. Dreiling erzählt von einer Formation, die in einer Woche »eingesetzt« werden sollte:

»wie mir der Divisionspfarrer bemerkte, fehlten bei dem Gottesdienst nicht wenige Soldaten und Offiziere, die ohne Schwierigkeiten hätten kommen können. Gesinnung und Haltung der Soldaten und Offiziere, die der hl. Messe beiwohnten und ohne jede Ausnahme zu den hl. Sakramenten gingen, war wirklich erbauend und erhebend. In der Nacht darauf wurden von Angehörigen derselben Formation die öffentlichen Häuser der Stadt förmlich bestürmt. Sie probieren das Stürmen schon, bemerkte zynisch ein Soldat. Dabei wußte jeder mann, daß der Formation eine selten gefährliche Aufgabe harrte.«⁵²

Die Zügellosigkeit des Einzelnen ist aber immer noch nicht das Schlimmste auf diesem dunklen Gebiete. Das Schlimmste ist wieder das System, das prinzipielle Bejahren und Befördern dieser Sünden durch die amtlich

⁵² Raimund DREILING O.F.M.: Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkrieges, S. 136-137.

im Übermaß geschaffenen Gelegenheiten und Anreizungen dazu. Für das moderne Bewußtsein gehören Soldatenbordelle vielleicht nicht weniger zum notwendigen Kriegsinventar als etwa Badeanstalten und Lazarette. Was sagt aber das christliche Gewissen dazu? Was würde wohl Christus oder Johannes der Täufer oder Paulus oder Chrysostomus den fürstlichen Hoheiten und Exzellenzen sagen, die solche Lasterstätten *im Angesicht des Todes* derjenigen, die sie zur besseren Erfüllung ihrer militärischen Pflicht benutzen sollen, massenweise einzurichten beföhlen? Wird es hier nicht auch dem Verblendetsten klar, daß der heutige Kriegsbetrieb ein geradezu ungeheuerlicher Hohn auf das Evangelium Christi ist? Ist es denkbar, daß Paulus, der das Wort geschrieben, daß der einer Buhlerin anhängende Christ, weil er ein Glied des mystischen Christus ist, die Glieder Christi zu Gliedern der Buhlerin mache, daß dieser Paulus vor einem militärischen Bordellverwalter eine Ehrenbezeugung machen würde, wozu doch heute jeder christliche Soldat gezwungen ist? Wer das glaubt, der gehört wahrhaftig einer anderen Welt an, derjenigen, von der Christus sagt, daß er für sie nicht bete, weil sie seinen Geist nicht empfangen könne; der sucht bestenfalls den Zweierrendienst zu üben, von dem wiederum Christus sagt, daß er eine innere Unmöglichkeit sei.⁵³

Welches sittliche Gebot man auch mit dem Kriege vergleicht: es zeigt sich immer derselbe unbeschreibliche Kontrast. Oder wer kann die Zahl und Schwere der gegen das *siebente* Gebot verstoßenden Eigentumsdelikte in und nach einem längeren Kriege nennen? Wo ist die Grenze zwischen dem kriegsrechtlich erlaubten Requirieren und dem gemeinen Stehlen, Rauben und Plündern? Wer bestimmt die »militärischen Notwendigkeiten« beim Brandschatzen und Zerstören feindlicher Privathäuser? Einen schwachen Begriff von der Zertrampelung des siebenten Gebotes durch den Krieg bekommt der Zivilist, wenn er im bürgerlichen Leben plötzlich vor Delikten steht, die bis dahin so gut wie gänzlich

⁵³ Kardinal von FAULHABER fordert im nationalen Interesse: »mit eiserner Strenge jene Dämonengestalten fernzuhalten, in deren Fangarme deutsche Männer, und wären es Helden wie Samson, zu Verrätern der Geheimnisse deutscher Kraft werden [...] Solcher Raub an der Wehrkraft unseres Volkes schreit nach dem Richtschwert des Evangeliums: ›Wenn deine Hand oder dein Fuß dir Ärgernis gibt, haue sie ab und wirf sie von dir!« (Michael FAULHABER: *Waffen des Lichtes*, Freiburg 1915, S. 195).

ausgeschlossen waren: tägliche Beraubungen und Beschädigungen im Eisenbahn- und Postverkehr, Schiebungen (kannte man dieses Wort in Deutschland vor dem Kriege?) und Bestechungen einer Beamtenschaft, die durch Diensteid an Treue und Gewissenhaftigkeit gebunden war.

Vom *achten* Gebot kann man sagen, daß es notwendig gebrochen werden muß, um einen Krieg und seine Fortdauer zu ermöglichen. Darüber hat der englische Jesuit *Keating* in einem bekannten Artikel »Vom Frieden, der kein Friede ist«⁵⁴ folgendes gesagt:

»Eine der schwersten Anklagen gegen den Krieg, wie er tatsächlich geführt wird, ist die von beiden Seiten empfundene Notwendigkeit, die Moral ihrer Anhänger durch systematische Verbreitung von Falschheiten über den Gegner aufrecht zu erhalten. Der Streitpunkt soll so klar und bestimmt als möglich hingestellt werden, damit nicht durch Zweifel an der guten Sache der Widerstand geschwächt werde. Darum muß die eine Seite ganz weiß und die andere ganz schwarz gemacht werden. Der Feind muß als der Urheber jeder erdenklichen Grausamkeit hingestellt werden, als einer, der jedes menschliche Recht verletzt hat, als ein menschliches Ungeheuer, denn sonst wird das gehässige Handwerk des Tötens und Sich-Töten-lassens von gutmütigen Menschenwesen nicht unternommen.«

Am Ende dieses Überblickes über die Moral im Kriege kann die Frage, ob er für das sittliche Leben der Menschheit einen Gewinn bedeute, nur mit einem zweifelsfreien *Nein* beantwortet werden. Die guten Wirkungen sind im wesentlichen nur indirekte, hervorgehend aus dem Kampf gegen seine direkten Wirkungen. Auf dem schmerzlichen Umweg über unermessliches Leid wird viel Liebe und Hilfsbereitschaft, viel Opfer- und Leidenskraft erzeugt, ganz wie bei anderen Heimsuchungen. Sittliche Werte, die ohne diesen Umweg zustande kommen, sind nur die eigentlichen kriegerischen Tugenden – Tapferkeit, Aufopferungsfähigkeit, Gehorsam – Tugenden, zu denen aber auch jeder Tag im Frieden Gele-

⁵⁴ Erschienen in der von englischen Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift »Month«, übersetzt in den »Stimmen der Zeit«, Februar 1922. Vgl. auch E.J. GUMBEL: Vier Jahre Lüge, Berlin 1919 und K. MÜHSAM: Wie wir belogen wurden, München [1918].

genheit in Fülle bietet. Die sorgfältige Untersuchung Dreilings über die religiösen und sittlichen Erscheinungen des letzten Krieges kommt zu dem Schluß, daß die für Religion und Sittlichkeit ungünstigen Einflüsse für den Durchschnitt und auf die Dauer bei weitem überwiegen.

»Sicherlich hat der Krieg eine bedeutende Minderheit in religiöser und sittlicher Beziehung in die Tiefe getrieben, freilich auch hier mit rauher Hand manche scharfe Linien eingegraben. Auf der anderen Seite aber schuf er in immer höherem Grade so unsittliche und anormale Verhältnisse, daß alles nicht unbedingt Starke vorübergehend oder dauernd zu Fall kommen und folglich der Durchschnitt unserer Armee in seiner sittlichen Verfassung schweren Schaden leiden mußte. Darum muß der Krieg in seiner religiösen und sittlichen Wirkung als ein großes Unglück bezeichnet werden.«⁵⁵

Für den religiösen Menschen entstehen hier die ernstesten Bedenken: alle diese Übel bedeuten nicht nur einen Schaden für das Heil der Seele, sondern auch eine Beleidigung Gottes, eine neue Kreuzigung Christi. Für den religiösen Menschen kann es absolut kein Gut geben, das eine solche Benachteiligung der Ehre Gottes und der Christenheit, des mystischen Leibes Christi, irgendwie aufwäge. Die nationale Ehre, wenn sie sich auch nur im geringsten anders bestimmt als nach der Ehre Gottes, fliegt dagegen auf wie ein wertloser Strohalm. Kant behält recht:

»Nach einem beendeten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht unschicklich sein, daß nach dem Dankfest ein Bußtag ausgeschrieben würde, den Himmel, im Namen des Staates, um Gnade für die große Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich noch immer zu Schulden kommen läßt, sich keiner gesetzlichen Verfassung im Verhältnis auf andere Völker fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (wodurch doch das, was gesucht wird,

⁵⁵ Raimund DREILING O.F.M.: Das religiöse und sittliche Leben der Armee unter dem Einfluß des Weltkrieges, S. 157.

nämlich das Recht eines jeden Staates nicht ausgemacht wird) zu gebrauchen.«⁵⁶

C. Die Zersetzung der Einheit und Katholizität

Die Zersetzung, die der Krieg im mystischen Leibe der Kirche bewirkt, erstreckt sich schon auf seine Grundlage, die natürliche Ordnung; sie ergreift weiter seine unmittelbaren Glieder, die Leiber und Seelen der Christen, sie bedroht aber auch die Struktur der Kirche als einer einheitlichen, harmonischen, zu innerem und äußerem Wachstum bestimmten Organisation.

Zum Glauben an die katholische Kirche als die wahre Kirche Christi sollen die Menschen gelangen durch Prüfung ihrer charakteristischen Merkmale. Der in der Schrift forschende Mensch findet, daß Christus seine Kirche mit bestimmten Eigenschaften ausgestattet haben wollte: unter den in ihr zusammengeschlossenen Gläubigen sollte *Einheit* herrschen, ihre Lehre und ihr Wandel sollte größtmögliche *Heiligkeit* beweisen; es sollte eine über den ganzen Erdkreis sich erstreckende Weltkirche sein, d.h. sie sollte das Merkmal der *Katholizität* tragen und endlich sollte die Kirche den äußeren und inneren Zusammenhang mit Christi unmittelbaren Nachfolgern und Bevollmächtigten bewahren: die *Apostolizität*. Diese vier Merkmale besitzt die römisch-katholische Kirche. Sie ist einig, heilig, katholisch und apostolisch. Es ist ein göttliches Wunder, daß sie es durch alle die Jahrhunderte hindurch geblieben ist, aber niemand kann sich verhehlen, daß diese Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität aufs tiefste beschattet, ja aufs schwerste erschüttert, daß sie sogar geschändet wird, wenn innerhalb der Kirche der Krieg herrscht.

In dem feierlichsten Gebet, das uns vom Heiland überliefert ist, dem hohenpriesterlichen Gebet vor seinem Leiden, hat er für alle seine zu-

⁵⁶ Immanuel KANT: Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf. [1795]

künftigen Gläubigen nur eine einzige Bitte zum Vater emporgesandt: *ut omnes unum sint*, daß sie alle eins seien (Joh 17,11). Diese *Einheit* war ihm so wichtig, so wesentlich, so entscheidend für den Charakter seines Reiches, daß diese Eigenschaft das Merkmal für die Göttlichkeit seiner Person und seiner Stiftung sein sollte. Zweimal sagt er es in diesem Gebete ausdrücklich: »damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast« (Joh 17,21 und 25). Das Gebet ist erhört, und die Erfüllung – die Tatsache, daß zahllose in so viele Rassen, Völker, Nationen und Interessen gespaltene Menschen in einem Glauben und in einer Kirche geeint sind; daß sie in allen ersten und letzten Fragen der Welt und des Lebens dasselbe denken, dasselbe hoffen und sich unter einen Hirtenstab stellen, dieselben Mittel und Wege zum Heile anerkennen – diese Erfüllung des hohenpriesterlichen Gebetes ist schon ein Merkmal der Göttlichkeit seines Werkes.

Aber ein dunkler Schatten bleibt: es fehlt – über der Einheit im Glauben, im Kultus, im kirchlichen Recht – noch allzusehr die Einheit der Liebe! Sie fehlt am meisten, wenn ein Krieg in den Eingeweiden des mystischen Leibes Jesu Christi wühlt! Dann ist die Einheit so verdunkelt, daß viele sie gar nicht mehr sehen, an der Göttlichkeit der Kirche irre werden und sie einfach leugnen. »Wo Derartiges möglich ist, wo Menschen, die sich Christen nennen, derart gegeneinander zürnen, hassen, fluchen, sogar gegeneinander beten, wo auch die Fürsten der Kirche sich nicht mehr verstehen, da kann Christi Geist unmöglich lebendig sein.« Die Einheit der Kirche als Merkmal ihrer Göttlichkeit ist durch einen Krieg von Christen gegen Christen praktisch gefährdet. Nicht umsonst sagt der Apostel: »Seid eifrig bestrebt, die Einheit des Glaubens durch das Band des Friedens zu erhalten.« (Eph. 4,3).

Was macht der Krieg innerhalb der Christenheit aus dem zweiten Merkmal der Kirche, der *Heiligkeit*? Die Heiligkeit, die Vollkommenheit besteht in der Liebe. Der Krieg ist das gerade Gegenteil von Liebe. Der Krieg ist weiter, wie oben gezeigt wurde, eine ungeheure Häufung aller Sünden, und wenn er vorüber ist und ein fürchterliches Trümmerfeld hinterlassen hat, dann will niemand die Schuld auf sich nehmen, dann beschuldigen sich die Christen gegenseitig, dieselben, die jeden Tag beten sollen: »vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.«

Krieg und *Katholizität*! Der numerische Bestand der Kirche wird in der Regel durch einen Krieg schon dadurch getroffen, daß manche Katholiken infolge der religiös-sittlichen Zersetzung, die das schreckliche Geschehen in ihnen bewirkt, sogar äußerlich aus der Kirche austreten. Pius XI. spricht in seiner Friedenszyklika »Ubi arcano« sogar von dem Abfall mancher *Priester* durch den Krieg! Aber der mystische Leib Christi muß nicht nur mit allen Mitteln darauf bedacht sein, keines seiner Glieder zu verlieren, sondern auch darauf, beständig zu wachsen, neue Glieder sich einzuverleiben, er muß der äußeren Mission seine unermüdliche Sorge zuwenden. Den Militarismus aber kümmert das Reich Gottes wenig. Die Missionare werden genau so eingezogen, wie die anderen Staatsangehörigen, wenn auch, wie im letzten Kriege, allein in Deutsch-Ostafrika plötzlich 26000 Katechumenen auf dem Wege zur Taufe stehen blieben, 55000 Schulkinder keine Lehrer mehr hatten und wieder verwildern mußten. Erzabt Norbert von St. Ottilien berichtete im Januar 1918:

»Im ganzen sind 2250 Missionspriester, also mehr als der sechste Teil sämtlicher Missionare von ihrer Station gewaltsam entfernt worden. Davon stehen 1700 im französischen Heere« – man bedenke: daß Priester, Stellvertreter Christi, das Bajonett in die Hand nehmen und es vielleicht einem Feinde, der imstande der Todsünde war, in den Leib rennen, d.h. in die Hölle stürzen mußten! – »550 Deutsche liegen in Konzentrationslagern, verhältnismäßig wenig weilen in der Heimat. Dieser Verlust von 2250 Missionspriestern wird noch verstärkt durch die Vertreibung bzw. Einberufung von 1500 Laienbrüdern, die Vertreibung von rund 1000 Missionsschwestern. Ein Gesamtverlust von 4750 Arbeitskräften. Eine Riesenzahl, wenn man aus der Friedenszeit den Hilferuf nach Mitarbeitern nachklingen hört, den Hilferuf, den die (schon damalige) Not den Missionen ausgepreßt hat.«⁵⁷

Das ist der äußere Zusammenbruch der Mission durch den Krieg. Er bedeutet, daß in allen vom Militarismus ausgesogenen Ländern das Opfer des Neuen Bundes nicht mehr dargebracht werden kann, den unter

⁵⁷ Erzabt NORBERT OSB In: Akademische Missionsblätter, Januar 1918.

größten Mühen in die Kirche aufgenommenen Heidenchristen die hl. Sakramente nicht mehr gespendet werden können und die Sterbenden ohne Priester sterben müssen. Das Gottesreich wird vergewaltigt, weil vielleicht ein sich christlich nennendes Weltreich sich eine neue Provinz einverleiben möchte!

Noch verhängnisvoller als der äußere Zusammenbruch des Missionswerkes dürfte die innere Erschütterung sein, die in den Seelen der Neu-bekehrten oder den noch zu bekehrenden durch das Ereignis des Krieges hervorgerufen werden muß. Das Evangelium wird ihnen von den Missionaren der christlichen Länder gepredigt als Evangelium der Liebe und des Friedens. Es wird ihnen gesagt, daß durch das Christentum auch die Gesittung der Völker gehoben und die menschliche Gesellschaft so weit wie möglich vervollkommenet werde. Da hören sie, daß zwei, drei, vier, fünf, sechs dieser christlichen Länder sich gegenseitig den Krieg erklären, daß sie sich gegenseitig ihre Häuser und Kirchen zusammenschießen und vielleicht auch, daß in der nicht zusammengeschossenen Kirche des siegreichen Landes über die Besiegung des anderen ein Siegesgeläute veranstaltet wird.⁵⁸

Kant sagt mit Recht, daß dies »gut israelitisch« sei. Die Israeliten betrachteten ihre Feinde als Gottesfeinde, ihren Sieg als Gottessieg, als einen Weg zur Ausbreitung der Theokratie. Solche Gesichtspunkte scheiden vollständig aus, wenn entweder ein religionsloser Staat gegen einen anderen religionslosen oder aber ein christlicher gegen einen anderen christlichen Staat Krieg führt. – Mit aller Bescheidenheit, aber auch mit allem Ernst sei hier die Frage aufgeworfen: Sollen die Glocken der katholischen Kirche läuten, wenn ein Waffensieg von Christen über Christen errungen worden ist? Man überdenke einmal folgendes: Die Deutschen sind von den Franzosen schwer aufs Haupt geschlagen worden. In Paris herrscht trunkener Siegestaumel, alle Straßen sind bekränzt, alle Menschen geschmückt. Ein Deutscher irrt durch die Straßen. Sein Herz

⁵⁸ »Die Dankfeste während des Krieges über einen erfochtenen Sieg, die Hymnen, die (auf gut israelitisch) dem Herrn der Heerscharen gesungen werden, stehen mit der Idee des Vaters der Menschen in nicht minderem starken Kontrast; weil sie außer der Gleichgültigkeit wegen der Art, wie Völker ihr gegenseitiges Recht suchen (die traurig genug ist), noch eine Freude hineinbringen, recht viel Menschen oder ihr Glück zernichtet zu haben.« (Immanuel KANT: Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf [1795]).

zittert und blutet in großem Weh. Auf der Straße, in den Gasthäusern, den Theatern – überall laute Genugtuung über das Unglück seiner deutschen Brüder. Da hört er die Glocken der einen, heiligen römisch-katholischen Kirche läuten. Ruft sie zur Feier des hl. Opfers, in dem vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange das Andenken an die Abendmahlsfeier Christi begangen wird, die mit dem hohenpriesterlichen Gebet schloß: daß alle eins seien? Nein, auch sie ruft Viktoria über seine deutschen Brüder. Er tritt ein: Bischöfe, Priester, Laien rufen Tedeum laudamus ob des Sieges über die Deutschen. Da steigen dem katholischen Deutschen heiße Tränen in die Augen. Auch die katholische Kirche ist ihm in dieser bitteren Stunde keine Mutter mehr, sie bietet ihm inmitten des Siegesgeschreies keinen Ruhepunkt, keine Oase des Friedens. Wäre es nicht schöner, nicht katholischer, wenn der Siegestaumel vor den Pforten der katholischen Gotteshäuser haltmachte und man drinnen in eine andere Welt versetzt würde, in das »Reich Christi mit dem Frieden Christi«? Erst nach vollständig beendetem Kriege sollten alle katholischen Glocken der Welt wieder in einem Klang zusammenklingen, Dank sagen für das Aufhören des entsetzlichen Schauspieles und zur Buße rufen wegen der begangenen Sünden.

Doch zurück zu der Wirkung des Krieges auf die Heiden. Sie hören, daß nicht nur die Christen des einen Landes die des anderen töten und verstümmeln, sondern, daß auch die Nichtkämpfer, Frauen, Kinder und Greise durch Hungerblockade und Fliegerbomben umgebracht werden. Wahrlich ein herrliches Lockmittel, die heidnische »Unkultur« mit jener christlichen »Kultur« zu vertauschen, ein durchschlagender Anschauungsunterricht über die Befolgung des ersten und größten Gebotes Christi in der 19 Jahrhunderte alt gewordenen Christenheit! Wie sich in dem Kopf eines denkenden Heiden die Überlegenheit dieser Christenheit über die von ihr zu missionierende Heidenwelt malt, mag die Stimme des Inders Rabindranath Tagore uns künden. Er wendet sich an die nach europäischer Kultur lüsternen Japaner mit folgenden Worten:

»Die gegenwärtige Zivilisation Europas muß danach trachten, den Satan und seine Mächte ausschließlich in ihrem Dienst zu haben. Ihre ganze Kriegsausrüstung und Diplomatie richtet sich auf dies eine Ziel. Aber alle diese kostspieligen Riten zur Beschwörung des bösen

Geistes führen auf einem Wege äußeren Gedeihens zum Rande des Abgrundes. Die Schreckensfurie, die der Westen auf Gottes Welt losgelassen hat, werden zu ihm zurückkommen und ihn selbst bedrohen und ihn zu immer furchtbareren Rüstungen treiben, und er wird keine Ruhe finden und alles vergessen und an nichts anderes denken können, als an die Gefahren, die er für andere bewirkte und die er selbst auf sich ladet. Dieser Politik des Teufels opfert er andere Länder. Er nährt sich von den Erschlagenen (durch Ausbeutung der Unterjochten) und wird fett davon, solange die Leichname frisch sind, aber sie werden zuletzt faulen und ihre Rache wird beginnen, indem sie weithin unreine Stoffe verbreiten und die Lebenskräfte derer vergiften, die sich von ihr nähren ...«⁵⁹

Daraus zieht er dann folgende Folgerung:

»Wenn nach Jahrhunderten der Zivilisation (d.i. der christlichen) die Völker einander fürchten, wie in der Nacht nach Beute herumstreichende Raubtiere, wenn sie ihre Türen ungestaltlich verschließen und sich nur zum Angriffe oder zur Verteidigung zusammentun, wenn sie ihre Handelsgeheimnisse stets geheimhalten, ihre Rüstungsgeheimnisse in ihren Höhlen verbergen, wenn sie den bellenden Hunden der anderen Fleisch zur Beschwichtigung bieten, das ihnen nicht gehört, wenn sie gesunkene Völker, die versuchen sich aufzurichten, mit Gewalt unterdrücken, wenn sie ihre Sicherheit nur in der Schwäche der übrigen Menschen sehen, wenn sie schwächeren Völkern *mit der Rechten Religion reichen und sie mit der Linken berauben* – ist dabei irgend etwas, was uns (Heiden) zur Nacheiferung anspornen könnte? Sollen wir unsere Kniee vor dem Geiste dieser Zivilisation beugen, der Samen von Furcht, Gier und Mißtrauen und salbungsvollen Lügen von seiner Friedensliebe und seinem guten Willen und von der allgemeinen Brüderlichkeit mit breitem Wurf über die ganze Welt sät?«⁶⁰

⁵⁹ Rabindranath TAGORE: Nationalismus, München 1921, S. 98.

⁶⁰ Rabindranath TAGORE: a.a.O., S. 100.

Noch deutlicher ist die Absage der asiatischen Buddhisten und Brahminen auf dem religiösen Weltkongress in Chicago an uns europäische Christen:

»Ihr sendet zu uns eure Missionare, daß sie eure Religion predigen. Wir verneinen den Wert eurer Religion durchaus nicht, aber, nachdem wir euch im Laufe von zwei Jahrhunderten kennen gelernt haben, sehen wir, daß euer ganzes Leben den Forderungen eures Glaubens zuwiderläuft und daß euch nicht der Geist der Wahrheit und der Liebe leitet, den euer Gott euch gesandt hat, sondern der Geist des äußeren Nutzens und der Gewalt, der in allen bösen Menschen lebt. Es ist also eines von beiden möglich: entweder *kann* eure Religion bei all ihren inneren Vorzügen praktisch nicht verwirklicht werden, und sie taugt daher nicht für euch, die ihr sie lehrt, oder ihr seid so schlecht, daß ihr das nicht erfüllen *wollt*, was ihr könnt und sollt. Sowohl in dem einen wie auch in dem anderen Falle habt ihr gar nichts vor uns voraus und müßt uns nun in Ruhe lassen.«⁶¹

Gibt es gegen diese tödliche Beschämung und das furchtbare Ärgernis, das die Christenwelt der heidnischen durch den Krieg bereitet, eine Rettung? Ja; aber nur eine: daß man jeden Versuch unterläßt, den Geist des Krieges mit dem Geist des Christentums in Einklang zu bringen und die runde Erklärung abgibt: der Geist des Christentums und der Geist des Krieges vertragen sich wie Feuer und Wasser. Auch Christen können Krieg führen, wenn sie müssen; aber den Krieg lieben und ihn herbeiführen, ohne durch die unentrinnbarste Not in ihn hineingestoßen worden zu sein, ist Abfall vom Geiste Christi, Zerfleischung des mystischen Christus. »Selbsterfleischung und Wahnsinn« nannte Clemens von Rom solches Beginnen im 1. Jahrhundert, »Selbstmord und entsetzlichen Wahnsinn« Benedikt XV. den Weltkrieg am Weihnachtsfeste 1916. Mit diesen und manchen anderen Stimmen der Besten und Maßgebendsten können wir unseren heidnischen Anklägern einigermaßen antworten. Gegen die prinzipielle Stellung des Christentums zum Krieg läßt sich kein Vorwurf erheben. Zum Faktischen wäre zu erwidern: jene kriegfüh-

⁶¹ Wladimir SOLOVJEFF: Die Rechtfertigung des Guten, S. 446-447.

renden, sich christlich nennenden Länder sind in ihrer Gesamtheit oder auch nur ihrer Mehrheit praktisch nicht mehr christlich. Der Krieg ist die Explosion antichristlicher Kräfte, für die die Christen nicht unmittelbar verantwortlich sind, wohl aber mittelbar, indem sie die eigenen Kräfte nicht genügend entwickelten. So bleibt als Antwort auf das Ärgernis letzten Endes doch ein Schuldbekenntnis und – die *Tat der Überwindung* des kriegerischen »Wahnsinns« in der Zukunft.

III.

Der Krieg als metaphysisches und moralisches Problem

A. Die »Notwendigkeit« des Krieges

Der Krieg ist ein grauenhaftes Übel. Die Gebete der Kirche nennen es in einem Atem mit Pest und Hunger, wobei noch Pest und Hunger nicht auf gleicher Stufe mit dem Kriege stehen, da sie ja gewöhnlich immer nur seine Ausgeburten sind und nicht wie er durch den menschlichen Willen hervorgerufen werden. Der Krieg ist auch nicht nur ein Übel wie sie, etwa bloß Blutvergießen, sondern die Potenzierung aller körperlichen, seelischen, sittlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Übel. Innerhalb des mystischen Leibes Christi vertieft sich dieses Übel gewissermaßen zur Selbstkreuzigung.

Als ein Übel erkennt den Krieg auch jeder, der wie ein Mensch, oder gar wie ein Christ denken und fühlen kann, aber – so sagen fast alle – er ist ein notwendiges Übel, und so muß man sich mit ihm wie mit etwas Unvermeidlichem abfinden.

»Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,
Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie«.

sagt Schiller. Also eine Schickung des über uns waltenden Schicksals oder des über dem Schicksal waltenden Urhebers des Schicksals, Gottes. Damit kommen wir zum metaphysischen Problem des Krieges.

Vielleicht ist es eines der sichersten Unterscheidungsmerkmale zwischen geistigen und ungeistigen Menschen, daß die ungeistigen nur *Tatsachen* kennen – die Tatsache des Reichtums und der Armut, der Zufriedenheit und der Unzufriedenheit, des Guten und Bösen, des Fortschrittes und Rückschrittes – für die geistigen Menschen dagegen auch die

alltäglichen und scheinbar unausweichlichen Tatsachen, auch das von der ältesten Tradition Überkommene, *Probleme* werden. Sie machen sich Gedanken über den Sinn der Tatsachen. So auch beim Kriege. Den einen ist er lediglich ein elementares Ereignis, das eben da ist, das kommt und geht wie eine Lust oder ein Leid, mit dem man sich also einfach abfindet. Die Mehrzahl der Menschen, auch derer, die den Weltkrieg erlebt haben, wird ihn so hinnehmen. Die anderen aber denken nach über seinen Sinn, seine metaphysischen Wurzeln, seine Vermeidbarkeit oder Unvermeidbarkeit, sein Recht oder sein Unrecht.

Ein Blick in die Geschichte lehrt uns, daß schon rein empirisch der Krieg ein nahezu normaler Faktor im Weltgeschehen zu sein scheint.

»Obgleich die Kriege«, meint Johann von Bloch, »für die einzelnen zivilisierten Staaten keine häufige Erscheinung sind, so zeigen doch die statistischen Daten für den gesamten Erdball, daß vom Jahre 1496 vor Christi Geburt (Abschluß des Amphyktionenbundes) bis zum Jahre 1861 nach Christi Geburt, also auf einen Zeitraum von 3357 Jahren, nur 227 Friedensjahre entfallen und 3130 Kriegsjahre, mit anderen Worten, auf ein Friedensjahr dreizehn Kriegsjahre. Auf Grund der Geschichte bietet demnach das Leben der Völker das Bild eines ununterbrochenen Krieges, der gleichsam als der Normalzustand erscheint.«⁶²

Dieser Zustand kann nicht unabhängig vom Walten Gottes sein. Dem tieferen Nachdenken drängt sich die Frage auf, ob Gott nicht den Krieg als Element seiner Weltordnung positiv gewollt habe. Auf zweifache Weise könnte das gedacht werden: einmal, indem ein in Gottes Schöpfung grundgelegtes Naturgesetz, der »Kampf ums Dasein«, mit Notwendigkeit zu kriegerischen Verwicklungen führen müßte; sodann indem Gott sogar unmittelbar die Kriege herbeiführte, sei es durch eine unbezweifelbare Offenbarung seines Willens, sei es dadurch, daß er mit positivem Willen, nicht etwa nur mit gleichsam passiver Zulassung, Men-

⁶² Johann von BLOCH (Russischer Staatsrat): Der Krieg (6 Bände) Berlin 1899, Band I, Einleitung XI.

schen und Verhältnisse zum Kriege sich drängen ließe, um sich ihrer zur Verwirklichung seiner Ratschlüsse zu bedienen.⁶³

Es handelt sich also um die Frage, ob die bisher konstant gebliebene Tatsache beständig wiederkehrender Kriege einem direkten oder indirekten göttlichen *Gesetz* entspringe. Unleugbar finden wir den Kampf als ein Hauptprinzip der Bewegung, Entwicklung und Vernichtung in der gesamten Natur- und Menschenwelt. Das Ringen mit der Umwelt ist keinem irdischen Wesen erspart. In der Pflanzen- und Tierwelt herrscht teilweise sogar ein erbarmungsloser Vernichtungskampf; und auch »Mensch sein, heißt Kämpfer sein«. Beim Menschen ist es wie bei den übrigen Geschöpfen einmal die *Not*, die ihn zum Kampfe treibt, darüber hinaus aber noch eine durch keine Not gebotene *Lust*, seine Kräfte spielen zu lassen, zur Macht zu gelangen, sein angeborenes und erworbenes Herrschertum auszuüben. Der Mensch ist von Natur nicht nur Herrscher, sondern auch Eroberer. Je lebendiger seine körperlichen und geistigen Kräfte sind, um so ausgeprägter ist seine Lust, über die bloße Erhaltung zur Steigerung seines Lebens, seines Einflusses, seines Besitzes fortzuschreiten. Das alles kann ohne Verletzung irgendwelcher Pflichten und Rechte geschehen, und ein Zeichen natürlicher Vollkommenheit, ja Gottebenbildlichkeit sein.

Aber schon in der Pflanzen- und Tierwelt braucht dieses Streben nach Selbstbehauptung und -Entfaltung keineswegs nur auf dem Wege der Beeinträchtigung oder gar Vernichtung anderer vor sich zu gehen. Schon die vernunftlosen Geschöpfe sind in noch höherem Maße als auf Abwehr und Vernichtung, auf Zusammenwirken und gegenseitige Unterstützung angewiesen, auf eine Vergesellschaftung, die bis zur völligen

⁶³ So DE MAISTRE, der behauptet, Gott habe auf diesem Gebiete die natürliche Macht des Menschen beschränkt: »Der Mensch hat den Auftrag, den Menschen zu erwürgen!« (Joseph Marie comte DE MAISTRE: *Soirées de St. Petersbourg*, VIII. entretien). [Anm. ThN: Es sei erinnert, dass 1927, drei Jahre nach dem Erscheinen dieses Buches, ein Dietrich Bonhoeffer noch formulieren konnte: »Es gibt einen Willen Gottes mit dem Volk genau so wie mit dem Einzelnen. Wo ein Volk im Gewissen sich unter Gottes Willen beugend in den Krieg zieht, um seine Geschichte, seine Sendung in der Welt zu erfüllen, – sich dabei in die Zweideutigkeit menschlich-sündhaften Tuns ganz hineinbegebend – da weiß es sich von Gott aufgerufen, da soll Geschichte werden, da ist Krieg nicht mehr Mord.« Dietrich BONHOEFFER: *Sanctorum Communio* In: *Theologische Bücherei*. Systematische Theologie Bd.3, 4. München 1963, S. 78.]

Lebensgemeinschaft (Symbiose) geht. So findet auch beim Menschen das Gesetz des Kampfes eine Einschränkung und Ergänzung durch das Gesetz der Interessengemeinschaft mit der Umwelt, der Anpassung an seine gleichen und die unter ihm stehenden lebenden und leblosen Geschöpfe. Mit mehr Recht als man sagen kann, der Mensch sei durch Naturgesetz zum Kämpfer bestellt, kann man sagen, er sei von Natur Arbeiter. Daß er nicht in erster Linie zum physischen Kampf berufen ist, beweist schon das Fehlen jeder natürlichen Kampfausrüstung.⁶⁴ Der Mensch hat weder Hufe noch Hörner, noch Giftzähne, noch Panzer, wohl aber ein überaus zweckmäßiges Werkzeug zum Arbeiten: die Hand. Nun ist es richtig, daß die Anlage, sich auf mehr geistige, arbeitssam-friedliche als kriegerisch-gewaltsame Weise im Leben zu behaupten und zu entfalten, den Menschen *tatsächlich* allüberall auch zum *kriegerischen* Kampf geführt hat. Ist das aber noch kraft eines natürlichen Gesetzes geschehen? *Muß* der Mensch, wie er kraft seiner Natur friedlicher Arbeiter, Kämpfer, Herrscher, Eroberer ist, auch kraft seiner Natur Krieger sein? Hat man wirklich ein Recht, auch hier noch ein Naturgesetz anzunehmen, eine Einrichtung der göttlichen *Weltordnung*? Ist es wenigstens richtig, daß innerhalb der durch die Erbsünde *gefallenen* Natur der Krieg eine Notwendigkeit sei? Zur *relativen* Notwendigkeit, d.h. faktischen Unvermeidbarkeit, sind nach christlicher Weltanschauung in dem jetzigen durch die Erbsünde bedingten Naturzustand die persönliche Sündhaftigkeit, Leiden und Tod geworden, aber eine *bestimmte* Sünde oder Sündenfolge gehört zu dieser Unvermeidbarkeit in keiner Weise, also auch nicht die Sünde oder Sündenfolge des Krieges. Es ist leider notwendig, diese an sich selbstverständliche Wahrheit mit allem Nachdruck festzustellen.⁶⁵ Denn immer wieder wird behauptet, der

⁶⁴ [Anm. ThN: Theologiegeschichtlich sind diese Gedanken als Wiederkehr der anthropologischen Argumentation des Erasmus von Rotterdam zu bezeichnen, der 1517 in der ›Querela Pacis‹ sehr ähnlich denkt und formuliert.]

⁶⁵ [Anm. ThN: Bis heute wird aus der naturgegebenen Sündhaftigkeit des Menschen in lutherischer Tradition die Unvermeidbarkeit des Krieges als Sündenfolge postuliert, vgl. Elisabeth NAURATH: Mit Gefühl gegen Gewalt. Mitgefühl als Schlüssel zur ethischen Bildung in der Religionspädagogik, Neukirchen-Vluyn 2008, die im direkten Rückgriff auf Luther's Schrift über den unfreien Willen von 1525 betont, dass das »Phänomen von Gewalt zur Existenz gehört wie der Tod zum Leben.« (S. 223).]

Krieg sei ein Naturgesetz. Noch weiter geht die den Römern geläufige Anschauung, der Kriegszustand sei das »natürliche« oder doch von vornherein gegebene völkerrechtliche Verhältnis der Völker untereinander; »pax« sei erst die Folge von »pacisci«, der Friede erst das der Natur oder der außerrömischen Menschheit gewaltsam abgerungene Ergebnis einer kriegerischen Unterjochung. Auch für die später im Anschluß an Hobbes vertretene Rechtsauffassung ist der Krieg nicht nur ein gelegentlich in die Erscheinung tretendes Naturgesetz, sondern geradezu der *Naturzustand*, der Friede nur ein durch Übereinkommen einzelner Gruppen erzielter, gleichsam künstlicher Vertragszustand. Bricht Krieg aus, so ist die Natur wieder hergestellt; wird Friede geschlossen, so wird die Natur für eine Weile zurückgedrängt. In diesem extremen Sinne wird die Naturnotwendigkeit des Krieges heute theoretisch kaum noch vertreten, aber, daß es wenigstens gelegentlich »naturnotwendig« zum Kriege komme, wird besonders im Hinblick auf die jahrtausendelange Erfahrung durchweg behauptet.

Typisch ist die Bemerkung eines so bedeutenden Mannes wie *Bismarck* (bei Ablehnung der Abrüstungsforderungen im Jahre 1891): »Der Krieg ist ein Naturgesetz, er ist der Kampf um Dasein in allgemeinerer Form, und solange die Menschen keine Engel sind, wird er nicht aufhören.« Hier ist, wie man es täglich auch sonst erlebt, Wahres und Falsches, Tatsache und Gesetz, in einem Satze durcheinandergeworfen. Was millionenmal geschehen ist und geschehen wird, braucht nicht auf Grund eines Naturgesetzes zu geschehen! Wie falsch der Schluß von der mangelnden Engelhaftigkeit des Menschen und der Tatsache des Krieges auf seine Notwendigkeit ist, beweist folgende Überlegung. Nichts von dem, was auch nur relativ notwendig ist, einem physischen oder moralischen Gesetz entspringt, können wir aus dem irdischen Geschehen beseitigen. Es ist z.B. nicht möglich, solange es Mein und Dein, Mann und Frau, Geist und Fleisch gibt, und solange die menschliche Natur das ist, was sie heute ist, die *Sünde* oder das *Leiden* aus diesen Gegebenheiten auszuschalten. Gilt das aber auch vom Kriege? Wenn einmal kein Krieg mehr wäre, wenn die Menschen, sei es aus sittlichen, sei es, was wahrscheinlicher ist, aus praktischen Gründen, die Maschinengewehre und Kanonen dahinstellten, wohin sie die Folterwerkzeuge des Mittelalters gestellt haben: in die Museen, oder wenn einmal, kraft eines internationalen Ge-

werkschaftsbeschlusses die Arbeiter der ganzen Welt sich weigerten, Munition herzustellen – während des letzten Krieges geschah das einmal in Berlin-Reinickendorf und in Sömmerda (Thüringen) – würden wir dann fragen: wo bleibt die göttliche Weltordnung? Würden wir an ihr oder auch nur an der menschlichen Natur irre werden? Wenn einmal keine *Sünde* und kein *Leiden* mehr vorkämen, müßten wir sagen: der Mensch ist ein wesentlich anderer geworden, eine neue Naturordnung ist angebrochen; aber wenn der Krieg aufhörte, würde nur eine bestimmte Form der aus der Sünde folgenden Übel verschwunden sein, ähnlich wie vorher die Sklaverei. Jahrtausendlang haben nicht nur die große Masse der Menschheit, sondern auch ihre größten geistigen Führer, Aristoteles an der Spitze, die Sklaverei für einen Bestandteil der göttlichen Weltordnung, für etwas im Wesen des Menschen und der Welt Begründetes und darum Unabänderliches gehalten, und doch war die Sklaverei unter Gottes Zulassung Menschenwerk, durch ihren verkehrten Willen herbeigeführt und durch ihren gebesserten Willen erst im letzten Jahrhundert wieder abgeschafft. Wenn das 19. Jahrhundert, fragt der röm.-kath. Bischof Carsartelli von Salford (Manchester) in seinem Fastenhirtenbrief von 1914, die Abschaffung der Sklaverei gebracht hat, warum sollte das 20. Jahrhundert nicht die Abschaffung des Krieges bringen können?⁶⁶

Die Sklaverei war unverträglich mit dem Volkssolidarismus, der Krieg ist unverträglich mit dem Völkersolidarismus. Solange wie ehemals die Macht der Sklavenhalter und die Ohnmacht der Sklaven selbst ein Hauptbestandteil der sozialen Ordnung war, solange bestand das Institut der Sklaverei als Bestandteil der »göttlichen Weltordnung«, und solange wie das heutige bewaffnete System des Militarismus und der daraus mit Notwendigkeit explodierende Krieg ein Hauptbestandteil der menschlichen Staatenordnung ist, solange wird er auch ein Bestandteil der göttlichen Weltordnung sein, denn göttliche Weltordnung ist es, die Menschen unter voller Wahrung ihrer Souveränität die Erde und die

⁶⁶ Zitiert von Franz Xaver EBERLE in: Ders.: Krieg und Frieden im Urteile christlicher Moral. (Veröffentlichungen des Bundes für internationale Verständigung, Heft 15), Stuttgart 1914. [Diese Schrift ist jetzt neu zugänglich in Peter BÜRGER / PAX CHRISTI (Hg.): Katholische Diskurse über Krieg und Frieden vor 1914. Ausgewählte Forschungen nebst Quellentexten (= Kirche & Weltkrieg Bd. 1). Norderstedt 2020, S. 313-332.]

Kultur gestalten zu lassen, wie ihr freier Wille es will, sie die Schmiede ihres Glückes oder ihres Unglückes, ihres Fortschrittes oder ihres Rückschrittes selber sein zu lassen. Gott behält natürlich immer alles in der Hand, und in diesem Sinne kann man sagen: der Krieg ist ein Element in Gottes Weltordnung. Ein so gewaltiges Geschehen wie ein Krieg muß in Gottes Ratschlüssen eine bedeutende Rolle spielen. Gott wägt im Kriege die Völker auf seiner Schale und hält Gerichtstag durch ihn ab. Aber er treibt nicht Mensch gegen Mensch zu furchtbarem Streit, weder durch ein naturgesetzliches noch durch ein positives Gebot. Wenn die Menschen den Krieg überwinden wollen, so ist Gott damit zufrieden, es hindert sie kein Gesetz daran.

Was nach Natur und Offenbarung notwendig und ewig unüberwindlich ist, solange der Mensch Mensch bleibt, das ist der *Kampf*! Die ursprüngliche von Gott gewollte Harmonie im Menschen selbst und in den Beziehungen der Menschen zu einander ist nach der Lehre der Offenbarung durch die Erbsünde zerstört, das Fleisch gehorcht dem Geist nicht mehr ohne Kampf, und dieser innere Kampf überträgt sich nach außen: der Mensch muß mit dem Leben kämpfen, dem Leben müssen die Bedingungen zum Leben abgerungen werden, und bei diesem Existenzkampf erscheint ein Mensch als der Nebenbuhler des anderen. Jeder einzelne Wille ist frei und darum will der eine dies, der andere jenes. Der freie Wille führt den Menschen auch zum Zusammenschluß in Gruppen, und diese Gruppen haben wieder einen gemeinsamen Willen, der von dem gemeinsamen Willen einer anderen Gruppe verschieden und ihr entgegengesetzt sein kann: der Kampf ist und bleibt da, solange die menschliche Natur die gleiche bleibt.

Aber Kampf ist nicht = Krieg. Wenn den sich bekämpfenden Gruppen keine ausgebildeten und ausgerüsteten Heere mehr zur Verfügung stehen, ist das, was wir Krieg nennen, unter ihnen unmöglich. Krieg ist der mit *Waffengewalt* nach bestimmten militärischen Regeln eingeübte und organisierte Kampf zweier oder mehrerer durch kein Rechtsband miteinander verbundener Staaten. Wenn an Stelle der Waffen Kulturwerkzeuge hergestellt würden, an Stelle der militärischen Übungen sportliche träten, wenn die Menschen die Erlernung des Kriegshandwerkes verweigerten, indem sie etwa fänden, daß sie dadurch sehr viel Zeit und sehr viel Geld sparten, wenn sie die dadurch freiwerdende Intelligenz

und Energie mit aller Macht darauf verwendeten, die bisher fehlende zwischenstaatliche Rechtsgrundlage zu schaffen, auf der sie ihre Streitigkeiten austragen könnten, d.h. an die Stelle der Gewalt das Recht, an Stelle des Gemetzels den Prozeß setzten – wobei allerdings immer eine internationale Polizeimacht notwendig wäre⁶⁷ – so würde zwar nicht der Kampf, aber der Krieg aus der Welt geschafft. Das kann noch Jahrhunderte dauern, aber es gibt kein Gesetz der Natur oder Gottes, das es unmöglich machte.⁶⁸

Einstweilen ist der Krieg ein tatsächliches Bestandteil der gegenwärtigen Menschenordnung, die sich unter Gottes Zulassung frei auswirkt, und es fragt sich nun, wie sich Naturrecht und geoffenbartes Recht dazu stellen.

B. Der gerechte und der ungerechte Krieg

1. VOM STANDPUNKT DES NATURRECHTES

Den Krieg als ein in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung gebräuchliches und völkerrechtlich anerkanntes Kampfmittel vorausgesetzt, fragt es sich, welche *moralische* Begründung ihm gegeben werden könne, und welche moralischen Schranken ihm gezogen werden müssen. Wie es eine ganz unphilosophische Haltung gegenüber der Metaphysik des Krieges gibt, so gibt es eine amoralische, d.h. eine die Frage nach der Moral gar nicht stellende Haltung gegenüber der moralischen Seite des Kriegsproblems.

⁶⁷ [Anm. ThN: Mit dieser Bemerkung berührt Stratmann eine ungemein aktuelle Debatte in Friedensbewegung wie Friedenswissenschaft, die heute unter dem englischen Ausdruck »just policing« verläuft; vgl. den aktuellen Überblick in Ines-Jacqueline WERKNER / Hans-J. HEINTZE (Hg.): Just Policing. Politisch-ethische Herausforderungen, Wiesbaden 2020.]

⁶⁸ [Anm. ThN: Es ist überaus erstaunlich, dass dieser Gedanke einer vollständigen Abschaffung des Krieges in Deutschland erst durch das von der evangelischen Landeskirche in Baden angeregte Szenario »Sicherheit neu denken« wieder breiter in der Öffentlichkeit diskutiert wird, vgl. <https://www.sicherheitneudenken.de>.]

Auf der Grenze zwischen bloßer Tatsachenhinnahme und Problematik steht die Auffassung, die das Recht zum Kriege und im Kriege einfach aus ihm selber herleitet: Es sei nicht nötig, ihn etwa nach den sonst geltenden Satzungen der Sittlichkeit zu rechtfertigen, er trage den Grund dieses Rechtes in sich selbst. Als Vertreter solcher Verabsolutierung des Krieges kann etwa Nietzsche gelten: »Ihr sagt, die gute Sache sei es, die sogar den Krieg heilige? Ich sage euch: der gute (d.h. der zur Niederwerfung des Gegners gute) Krieg ist es, der jede Sache heiligt!«⁶⁹ Praktisch huldigen dieser Philosophie alle, denen ein frischfröhlicher Krieg um seiner selbst willen Vergnügen macht, die ihn zur Auslebung ihrer Natur, zur Befriedigung eines persönlichen Bedürfnisses oder auch zur Entfaltung ihrer militärischen Fähigkeiten brauchen, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihm einen sittlichen Zweck zu unterlegen.

Nicht ganz so skrupellos ist die – wenigstens vor dem Weltkrieg – weit verbreitete Anschauung, daß der Krieg berechtigt sei als Blut- und Eisenkur gegen Verweichlichung und Fäulnis. Mag ein anderer sittlicher Grund da sein oder nicht: es genüge, daß die Welt ohne Krieg verweichliche, um eine gewaltsame Aufrüttelung und Züchtigung durch ein kriegerisches Stahlbad zu rechtfertigen. In der Regel dient diese Überlegung zwar nur als Mitmotivierung anderer Kriegsziele, aber sie wird, als einer der wesentlichen Gründe für die sittliche Berechtigung des Krieges häufig ins Feld geführt. Den Krieg, erklärt Hegel, als den Zustand,

»in welchem mit der Eitelkeit der zeitlichen Güter und Dinge, die sonst eine erbauliche Redensart zu sein pflegt, Ernst gemacht wird [...], hat die höhere Bedeutung, daß durch ihn [...] die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ewiger Friede, versetzen würde.«⁷⁰

⁶⁹ Friedrich NIETZSCHE: Also sprach Zarathustra.

⁷⁰ Georg Wilhelm Friedrich HEGEL: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse, § 324.

Bekannt ist Moltkes Wort:

»Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner und der Krieg ein Element in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden der Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.«⁷¹

Was von letzterer Behauptung zu halten ist, hat der Weltkrieg und die durch ihn entstandene materialistische Versumpfung in einer Weise dargetan, daß eine Meinungsverschiedenheit darüber kaum noch besteht (vgl. das vorige Kapitel). Der moderne Maschinen- und Materialkrieg kann zwar auch noch viel Geist und Güte erzeugen, die ungeheuerliche Brutalität seiner Durchführung aber und seine durchweg kapitalistisch-imperialistischen Ergebnisse machen ihn eher zu einer Orgie des Materialismus als zu einem Zuchtmeister des Wiederaufstiegs.

Für die Frage nach der sittlichen Berechtigung des Krieges scheidet der Hinweis auf zufällig unterlaufende sittliche Wirkungen aus. Die Sittlichkeit einer Handlung bestimmt sich, neben ihrem materiellen Inhalt, nach dem, was in erster Linie durch sie bezweckt wird, nicht nach dem, was in zweiter und dritter Linie zum eigentlichen Zweck – vielleicht – hinzukommt. Die Frage muß lauten: kann der Krieg, dieses absichtlich herbeigeführte, furchtbare menschliche Zerstörungswerk, *in sich* erlaubt sein? Es ist klar, daß seine Erlaubtheit niemals als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck in Betracht kommt. Welches kann dieser Zweck sein? Einzig und allein die *Verteidigung oder Herstellung der Gerechtigkeit*. Wenn nach Versagen aller anderen Mittel der Krieg als *letztes und sicheres Mittel* zur Herstellung der Gerechtigkeit sich darbietet, dann ist er nach dem Naturrecht erlaubt. Gerechtigkeit in ihrem Vollsinn ist das höchste Gut auf Erden.⁷² Kein materielles Gut, der ungestörte Genuß

⁷¹ Helmuth von MOLTKE: Brief an Bluntchli vom 11. Dezember 1880. In: Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Grafen Helmuth von MOLTKE. Band 5, Berlin 1892, S. 194.

⁷² Unter diesem »Vollsinn« verstehen wir jenen, den die Hl. Schrift oft mit »Gerechtigkeit« verbindet, nämlich eine nach allen Seiten hin befriedigende an »Heiligkeit« heranreichende Denk- und Handlungsweise. So das Prädikat »gerecht«, das das Evangelium dem

eines Besitztums, der Gesundheit, selbst des Lebens, ist von so hoher Würde und Wichtigkeit wie die Wahrung dieser Gerechtigkeit. Würde nie ein Haus durch Krieg zerstört, nie ein Menschenleben angetastet werden, die Gerechtigkeit aber dabei zu kurz kommen, so wäre es kein Gewinn, sondern ein Schaden. Die Tatsache, daß der Krieg ein großer Zerstörer und vielfacher Leidenbringer ist, würde allein nie genügen, um ihn für unerlaubt zu erklären. Wenn er im Namen der Gerechtigkeit zerstört und streng in ihren Grenzen, so ist sein Zerstörungswerk heiliger als die Erhaltung der Güter ohne Gerechtigkeit.

Diese rein abstrakte Überlegung ist theoretisch unanfechtbar. Es fragt sich, ob es in der konkreten Menschen- und Staatenwelt Fälle geben kann, wo der Krieg diese hohe und heilige Funktion eines Dieners der Gerechtigkeit zum Schutze der sittlichen Weltordnung wirklich ausübt.

Der Verteidigungskrieg

Am ehesten ist das möglich beim eigentlichen Verteidigungskrieg. Es könnte vorkommen, daß ein Staat den anderen ohne jeden rechtmäßigen Grund überfiele, sein Land verwüstete, seine Einwohner tötete oder vergewaltigte, mit einem Wort: Recht und Gerechtigkeit mit Füßen träte. In einem solchen Fall hätte der angegriffene Staat zweifellos das Recht zu bewaffneter Gegenwehr. Wenn kein Mittel da ist, um eine die höchsten Lebensgüter bedrohende Gewalttat abzuwehren und zu strafen, so hat ein Gemeinwesen dasselbe Recht der Selbsthilfe, das dem Individuum zusteht, wenn ihm in der höchsten Not der Schutz der öffentlichen Gerichtsbarkeit versperrt ist. Die *Erlaubtheit der Notwehr* gründet sich zu-

hl. Josef beilegt. »Gerechtigkeit« im gewöhnlichen Sinne des Wortes kann nicht einmal vom Standpunkte des Naturrechtes, der in diesem Kapitel eingenommen wird, als höchstes Gut bezeichnet werden. Schon Aristoteles deutet an, daß es über der Gerechtigkeit, die er als höchstes Gut und höchsten Staatszweck bezeichnet, etwas Höheres gebe, nämlich die Freundschaft der Bürger. Für die übernatürliche christliche Gesellschaft ist »Gerechtigkeit« im gewöhnlichen Sinne schlechthin unzureichend und die Liebe auch im Staate und im Verhältnis der Staaten untereinander zu fordern. Recht und Liebe sind die beiden Brennpunkte, um die die von Gott gewollte Gesellschafts- und Staatenordnung sich bewegen muß. Selbst das der Bestrafung und Beseitigung des Unrechts entgegengesetzte »Recht« muß jene »aequitas« (Billigkeit) sein, die der hl. Antonin schön als »justitia dulcore misericordiae temperata« definiert.

nächst auf das Recht, das eigene zu unrecht angegriffene Leben gegen das in diesem Falle wertlosere Leben des anderen zu behaupten, im tieferen Sinne aber auf die noch höhere Bestimmung: die Heiligkeit der sittlichen Weltordnung im Namen Gottes gegen Unrecht und Schaden zu beschirmen. Schlimmer als der Angriff auf das persönliche Leben ist der Angriff auf die Ordnung Gottes, die durch das geplante Verbrechen erschüttert wird. Wenn dem der unschuldig Angegriffene durch Tötung des schuldigen Angreifers zuvorkommt, so verletzt er nicht das fünfte Gebot Gottes, sondern verteidigt es. Was der einzelne Mensch darf, darf der Staat erst recht. Wenn er unrechtmäßigerweise angegriffen wird, wenn das Leben, Hab und Gut, Haus und Hof seiner Bürger unmittelbar bedroht werden und bei einem Verzicht auf Gegenwehr vernichtet würden, dann hat er das Recht und die Pflicht,⁷³ vorausgesetzt, daß ihm ein anderes Mittel nicht zur Verfügung steht, dem sicheren Angriff die sichere Verteidigung entgegenzusetzen. Auch er übt dann die doppelte Funktion der Notwehr aus: sich selbst zu schützen und die sittliche Weltordnung. Gott will nicht, daß das Unrecht straflos bleibt und die öffentliche Gewalt hat er gesetzt, statt seiner Recht zu schaffen. »Sie trägt ja nicht umsonst das Schwert. Denn sie ist Gottes Gehilfin und vollstreckt die Strafe an dem, der Böses tut.« (Röm 13,4) So darf sie denn auch das Schwert aus der Scheide ziehen, wenn das ungeheure Verbrechen eines ungerechten Angriffskrieges nur durch einen gerechten Verteidigungskrieg abgewehrt und unschädlich gemacht werden kann.

Wie sehr die katholische Moral, die in diesem Falle nur die Interpretin des Naturrechtes ist, ausschließlich die *Gerechtigkeit* als maßgebend für die Erlaubtheit einer kriegerischen Gegenwehr betont, beweisen schon die *Bedingungen*, die sie hierfür aufstellt: der Angriff muß unzweifelhaft als solcher feststehen und, wenn auch nur moralisch, schon gegenwärtig sein. Es dürften also nicht etwa schon auffallende Rüstungsvermehrungen des anderen Staates als Angriffe aufgefaßt werden.⁷⁴

⁷³ THOMAS VON AQUIN: Summa theologica II. IIae: »dem Fürsten liegt es ob, den Staat zu schützen gegen äußere Feinde«. So ist den Fürsten in Ps 81 gesagt: »Rettet den Armen und befreit den Dürftigen aus der Hand des Sünders.«

⁷⁴ Franz Xaver EBERLE: Krieg und Frieden im Urteile christlicher Moral: »Bei dem heutigen Stand des fortwährend bis an die Zähne Gewappnetseins wird man moral-theologisch

Dabei ist es allerdings ebenso wenig wie bei der privaten Notwehr nötig, daß auf der angreifenden Seite schon der erste Schuß gefallen wäre. Es genügt, daß der geplante Angriff absolut sicher nachzuweisen ist, um von der Notwehr Gebrauch machen, d.h. zur präventiven Kriegserklärung schreiten zu dürfen. Ist dann der Abwehrkrieg da, so fordert eine weitere Bedingung für die rechtmäßige Fortsetzung des Unternehmens, daß die Defensive genau wie bei der privaten Notwehr das Maß des berechtigten Schutzes (*moderamen inculpatæ tutelæ*) nicht überschreite. Auch der Verteidigungskrieg würde zum *ungerechten* Kriege werden, wenn die Verteidiger, weil etwa die kriegerischen Operationen günstig für sie verliefen, mehr erstrebten, als nur die Unschädlichmachung des erlittenen Angriffs und Unrechts. Die *Voraussetzung* für die Erlaubtheit des ganzen Abwehrkrieges aber ist, daß der *Angriff* der Gegenseite *ein ungerechter* war! Wenn die Gerechtigkeit auf Seiten des Gegners war, wenn er beispielsweise zur Sühnung eines nachweislich schweren Unrechtes, das der angegriffene Staat an ihm begangen hatte, zum Krieg geschritten ist, *so dürfen die Angegriffenen sich nicht verteidigen!*⁷⁵ Die Gerechtigkeit verbietet ihnen jede gewaltsame Gegenaktion, der schuldige Staat muß sich der Strafe des anderen unterziehen!

Nun frage man sich, wie oft auch nur ein Verteidigungskrieg nach den Bedingungen des Naturrechtes geführt worden ist! Wenn man diese Bedingungen praktisch undurchführbar nennt, wenn man insbesondere die Forderung des Stillhaltens gegenüber einem »gerechten Angriff« als in der Wirklichkeit völlig ausgeschlossen verlacht, so – hat man recht! Aber was folgt daraus? Daß diese Bedingungen unsinnig sind? Mitnichten. Sie sind unantastbar gerecht. Aber daß die Menschen und die Staaten, so wie sie einmal sind, unfähig sind, auch nur einen Verteidigungskrieg so zu führen, daß er der Gerechtigkeit ganz entspreche – das folgt daraus! Es folgt daraus, daß für jeden Menschen, der den Mut hat, die Forderung einer sittlichen Weltordnung einerseits und die Gepflogenheiten der Menschen und Staaten andererseits zu Ende zu denken, zwar

dem Präventivkrieg das Feld sittlicher Erlaubtheit immer enger stecken müssen, damit er nicht das offene Tor für die Rechtfertigung jedes Krieges wird.«

⁷⁵ Domingo DE SOTO O.P.: *De Iustitia et Iure libri decem*, lib. V. qu. VI, art. 4.; Bellini: *De re militari*, qu. 2, tit. 1.

die theoretische Erlaubtheit des Verteidigungskrieges unter den genannten Bedingungen feststeht, seine *praktische Brauchbarkeit* aber als Mittel der Gerechtigkeit aufs stärkste zu *bezweifeln* ist!

Nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten liegen schon in der sicheren Beurteilung dessen, was als Angriff und was als Verteidigung zu gelten hat. *Wer ist der Angreifer*: der, der den Krieg erklärt, oder der, der das Ultimatum gestellt oder der, der den Anlaß zu diesem Ultimatum gegeben hat? Wird es heute, wo das Verantwortlichkeitsgefühl für die Schuld am Kriege doch geschärfter ist als früher, noch einen Staat geben, der zugeben oder auch nur sich innerlich bewußt werden wird, daß er der ungerechte Angreifer sei? Ganz plötzliche Überfälle ohne vorhergegangenen diplomatischen Notenaustausch kommen heute nicht mehr vor. Niemand ist mehr in dem Sinne Angreifer, daß er nicht nachweisen könnte, er hätte irgend etwas zu verteidigen. Wie beteuerte nicht nach dem Ausbruch des letzten Krieges jede der beteiligten Mächte ihre Überzeugung, heiligste Güter zu verteidigen?

»Man lese nur die Ministerreden der am Kriege von 1914 beteiligten Staaten, wobei zu bemerken ist, daß, wenn auch vielleicht nicht alle Minister, so doch offensichtlich die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aller zwölf Staaten, wirklich von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt ist. Serbien verteidigt sich gegen ›die Aufsaugung‹ durch Oesterreich. Rußland und Montenegro verteidigen den ›stammverwandten Bruder‹! Oesterreich sein ›Prestige‹ auf dem Balkan (hier wird es doch wohl heißen müssen: seine schwer verletzte Ehre! F. St.), Deutschland seine ›Nibelungentreue‹, Frankreich führt einen ›Befreiungskrieg‹ und verteidigt die ›annektierten Provinzen‹ gegen den Eroberer, England verteidigt das ›Recht der Neutralen‹, Japan den ›mongolischen Gedanken‹, Italien seine ›geknechteten italienischen Brüder‹, Amerika den ›demokratischen Gedanken‹, und nur Belgien verteidigte schließlich sein Land. Von der Türkei aber ist es nicht bekannt geworden, was sie eigentlich verteidigt, doch scheint es ja, als ob sie ebenso wie Belgien nicht ganz freiwillig in den Krieg hineingezogen worden ist.«⁷⁶

⁷⁶ Georg Friedrich NICOLAI: Biologie des Krieges, § 36, »Die Lüge des Defensivkrieges«.

Ein Gutes verraten, wie gesagt, diese Versuche, dem kriegerischen Vorgehen nach Möglichkeit einen rein defensiven Charakter zu geben: das Vorhandensein eines – gegenüber früheren Zeiten – gesteigerten Gefühles der moralischen Verantwortung, die ein Kriegsausbruch den Regierungen auferlegt.

Wenn aber auch der Verteidigungscharakter des Krieges sicher ist, wie steht es dann in der Praxis mit dem Einhalten des »Maßes berechtigten Schutzes«? Ist schon einmal in einem glücklich verlaufenen Verteidigungskriege das Maß berechtigter Verteidigung nicht überschritten worden? Am undurchführbarsten aber ist in der Praxis die sinngemäße Anwendung der *vindikativen Gerechtigkeit*, der zufolge nur die eine der kriegführenden Parteien die Strafe der kriegerischen Züchtigung erleiden darf und die andere Seite ebenso still zu halten verpflichtet ist wie der Knabe, der von seinem Vater wegen einer Schuld körperlich gezüchtigt wird.⁷⁷

Der Angriffskrieg

Noch viel schwieriger als die objektive Wahrheit des Verteidigungscharakters eines Krieges und damit seine »Gerechtigkeit« festzustellen, ist die Einhaltung der moralischen Bedingungen für die Gerechtigkeit eines *Angriffskrieges*. Auch dieser kann nämlich theoretisch voll berechtigt sein. Wir erkannten, wie das tiefste Recht des Verteidigungskrieges nicht so sehr auf dem Recht des Selbstschutzes beruhte als auf dem höheren der sittlichen Ordnung überhaupt, die nicht angetastet werden kann, ohne daß ein Unrecht gegen sie und ihren Urheber, Gott, geschieht. Der ungerechte Angriffskrieg gegen das Leben eines Staates und seiner Bürger ist aber nicht das einzig mögliche Unrecht. Es gibt noch manche andere Möglichkeiten, durch die ein Staat sich gegen einen anderen wahrhaft schuldig machen kann. Soll diese Schuld ungesühnt bleiben? Solange es kein übernationales Tribunal mit internationaler Strafgewalt gibt, bliebe sie ungesühnt, wenn nicht der das Unrecht erleidende Staat zur Selbsthilfe schreiten und den schuldigen Staat aus eigener Machtvollkommenheit zur Rechenschaft ziehen könnte. Dies geschieht, indem

⁷⁷ Weiteres zum Problem des Verteidigungskrieges vgl. unten IV. B. 1c.

er ihn mit Krieg überzieht und sich so die schuldige Genugtuung in Ermangelung eines Richters selber holt. Das ist die seit *Augustinus* in der katholischen Kirche traditionelle Begründung für die Gerechtigkeit eines Angriffskrieges. Ihre klassische Formulierung hat sie in der Lehre des hl. *Thomas von Aquin* und seiner Schule gefunden. Thomas hat die Prinzipien klar herausgestellt (II, IIae qu. 40), seine Epigonen haben sie erläutert und weiter entwickelt. Die bedeutendsten Kriegsmoralisten der beginnenden Neuzeit sind *Franziskus de Viktoria O.P.* und *Franziskus Suarez S.J.*, deren Lehren deshalb hier besonders berücksichtigt werden sollen.⁷⁸

Drei Bedingungen sind es, die der hl. Thomas für den gerechten Krieg feststellt⁷⁹: die Kriegserklärung durch die Autorität der höchsten staatlichen Instanz, einen gerechten Grund und die rechte Absicht.

Die rechtmäßige Obrigkeit

Die erste Bedingung richtet sich wohl gegen das mittelalterliche Faustrecht, wonach jeder kleine Fürst oder Burgherr das Recht zu haben glaubte, Krieg zu führen. Thomas sagt, daß Privatpersonen (womit er hier jeden meint, der noch einen irdischen Richter über sich hat) ihr Recht ja bei diesem suchen könnten. An dieser Stelle liegt die *Voraussetzung* für die Berechtigung eines Krieges. Nur dann kann von der Erlaubt-

⁷⁸ Franziskus DE VIKTORIA (span. VITTORIA), geb. um 1480 im Königreich Navarra, im Unterschied zu seinem berühmten Landsmann Suarez wenig bekannt, studierte und lehrte nach seinem Eintritt in den Dominikanerorden in Paris am Collegium St. Jacob, wurde dann Regens in Valladolid und erlangte endlich einen Lehrstuhl in Salamanka. Er fiel dadurch auf, daß er die scholastische Theologie nicht in der üblichen trockenen Weise lehrte, sondern mit »Erudition und Anmut«; die logischen Deduktionen ergänzte er durch geschichtliche und literarische Zitate und befließigte sich, wiederum im Gegensatz zu der sonst gebräuchlichen Art, einer gewählten Sprache. Echarde (Script. O.P.t. II, p. 128) sagt von ihm, er sei der berühmteste Spanier seiner Zeit gewesen. Er starb in Salamanka am 12. August 1546. Seine bekanntesten Werke sind »De potestate civili«, »De Indis« und »De iure belli«. Zu seinen Schülern zählten Melchior Cano, Dominikus Soto und Bartholomäus de Medina (vgl. auch das Kapitel dieses Buches »Der Weltfriedensgedanke in der Vergangenheit«). Die beiden hier in Betracht kommenden Werke von Suarez (1548-1617) sind: »De bello« (im III. Teil seiner Abhandlung »De charitate«) und der bedeutende völkerrechtliche Traktat »De legibus«.

⁷⁹ THOMAS VON AQUIN: Summa theologia II. IIae qu. 40, art. 1.

heit der staatlichen Selbsthilfe überhaupt gesprochen werden, wenn eine überstaatliche Instanz nicht da ist, bei der der Staat sein Recht finden kann. *Die Beseitigung dieser Lücke im internationalen Rechtsleben durch Schaffung einer zwischen- und überstaatlichen Gerichtsbarkeit, die das Ziel der Friedensbewegung ist, wäre der feste archimedische Punkt, von dem aus man die ganze Welt des Krieges mit ihrem trostlosen Rechtsersatz aus den Angeln heben könnte.* Gib mir jenes mit der nötigen Vollmacht und der nötigen Kraft ausgestattete »judicium superioris«, von dem der hl. Thomas spricht, und der Krieg in der bisherigen Form der nationalen Selbsthilfe ist verschwunden. Solange es nicht da ist, soll der, dem die Sorge für den einzelnen Staat anvertraut ist, diesen selber schützen und gegen jedes Unrecht verteidigen. »Und wie nun die staatlichen Gewalten erlaubterweise ihn mit dem Schwerte gegen innere Revolten verteidigen, indem sie die Übeltäter strafen gemäß dem Apostelwort im Briefe an die Römer 13,4: ›die Obrigkeit trägt nicht umsonst das Schwert; denn sie ist Gottes Gehilfin und Rächlerin an dem, der Böses tut‹, so ist es auch ihre Sache, mit dem Schwerte des Krieges den Staat vor *äußeren* Feinden zu schützen.«

Hier ist ein zweiter Punkt, mit dem das Kriegsrecht steht und fällt. Nach der Ansicht vieler ist er gefallen! *Max Scheler* sagt: »Der thomistische Begriff eines bellum punitonis (Strafkrieges), den Kant mit Recht verwirft, dürfte unhaltbar sein.«⁸⁰ Warum wohl? Kant meint: »Weil zwischen ihnen (den Staaten) kein Verhältnis eines Oberen zu einem Untergebenen stattfindet.«⁸¹ Die Scholastiker haben diesen Einwand, daß doch ein Fürst über den anderen, ein Staat über den anderen keine Jurisdiktion besitze, die Gleichsetzung der äußeren mit den inneren Feinden also unzulässig sei, gekannt. *Cajetan* antwortet darauf, wenn es sich um die eigenen Untertanen handele, so sei das Strafrecht des Staates evident. Aber auch die Ausländer müßten sich die Bestrafung gefallen lassen, wenn sie gegen einen Staat gefrevelt hätten, weil jeder Staat sich selbst genügen müsse:

⁸⁰ Max SCHELER: *Genius des Krieges*, S. 363.

⁸¹ Immanuel KANT: *Zum ewigen Frieden*, ein philosophischer Entwurf, 6. Präliminarartikel.

»hätte er nicht das Recht, die fremden Völker und Fürsten zu bestrafen, so wäre er unvollkommen und unvollständig: denn die Tyrannen, die Verbrecher, die Diebe, die Mörder, die Räuber und alle die, die als Bürger eines fremden Staates Übeltaten begingen, würden dann jeder Züchtigung entgehen und die natürliche Ordnung würde eine Lücke haben in Dingen, die von der größten Wichtigkeit sind.«⁸²

Suarez beruft sich auf das Alte Testament, wo Gott ausdrücklich Kriege zur Bestrafung schuldiger Nationen angeordnet habe.⁸³ Der Vergleich mit einer direkten Anordnung Gottes dürfte nicht stichhaltig sein, da diese eben nur für jene Fälle gilt, aber eine indirekte Legitimierung läge vor, wenn, wie von Cajetan vorausgesetzt wird, der Staat nach Gottes Willen eine »vollkommene Gesellschaft« ist. Eine solche muß alle zu ihrem Bestand notwendigen Rechte haben. Gehört das Strafrecht gegen ausländische Feinde dazu und zwar soweit, daß es sich über die Abwehr feindlicher Angriffe, d.h. über den Verteidigungskrieg hinaus erstreckt? Wenn man das bejahen will, wie stellt man sich dann aber zu der Ansicht der Scholastiker, daß der zu bestrafende Feind sich nicht wehren dürfe, sondern die kriegerische Züchtigung als Akt der vindikativen Gerechtigkeit einfach hinzunehmen habe?

Das Problematische des Bestrafungskrieges geht weiter. Es erhebt sich die große Frage, ob die Schuld des anderen Staates überhaupt *feststellbar* ist und wer sie feststellen soll? Es mag Fälle geben, wo sie auf der Hand liegt und jeder sie erkennen kann, aber ist das gewöhnlich der Fall? Und ist außerdem der eigene Staat unschuldig, sodaß er das Recht hätte, sich zum Richter und Rächer über den anderen aufzuwerfen? Und doch ist, wiederum nach den Scholastikern, erstens nur eine wirkliche Schuld der alleinige Rechtsgrund für den Angriffskrieg und zweitens muß diese Schuld unzweifelhaft nur auf der anzugreifenden Seite stehen!

⁸² Thomas CAJETAN: *Summa S. Thomae. Comm. il. II. Ilae*, qu. 40.

⁸³ Francisco SUAREZ: *De bello*, p. 4.

Der gerechte Grund und die rechte Absicht

Damit kommen wir zu dem zweiten Erfordernis, das Thomas für die Erlaubtheit des Krieges aufstellt: dem »*gerechten Grund*« (justa causa). Er kennt nur einen: »daß nämlich die, die bekriegt werden, diese Bekriegung wegen einer Schuld verdienen« (»ut scilicet illi, qui impugnantur, propter aliquam culpam impugnationem mereantur«). Thomas beruft sich dabei auf den hl. *Augustinus*, der gerechte Kriege definiert als solche, »die Ungerechtigkeiten rächen, wenn ein Staat oder eine Stadt zu strafen ist, die entweder das von ihren Bürgern *verübte Unrecht zu strafen* oder das zu unrecht Weggenommene zurückzugeben vernachlässigt haben.«⁸⁴ Mit besonderem Nachdruck verlangt eine derartige Schuld als »einzigen und alleinigen gerechten Grund zur Kriegserklärung« Franziskus de Victoria; gestützt »auf die Autorität des hl. Augustinus, die Definition des hl. Thomas und die Meinung aller Lehrer« sagt er: »Der Angriffskrieg hat zum Ziel, eine ungerechte Handlung zu bestrafen und gegen die Feinde einzuschreiten. Eine Bestrafung kann aber nur da ausgeübt werden, wo zuerst ein Fehler und die Verletzung eines Rechtes vorgelegen hat.« Ferner: »Der Fürst hat über die Fremden keine größere Autorität, als über die eigenen Untertanen. Gegen diese kann er sich aber nur des Schwertes bedienen, wenn sie eine ungerechte Tat verübt haben; so also auch gegen die Fremden. *Unschuldige zu töten, ist durch das Naturgesetz verboten!*«⁸⁵ Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß von diesen Autoren eine *moralische* Schuld als Kriegsgrund gefordert wird. Sie stützen sich immer wieder auf die erhabenen Ideen des hl. Paulus, daß der Fürst der Gehilfe Gottes sei, ein Rächer *seines* Zornes gegen den, der Übles tut. Vanderpol, dessen großes Werk, »*La doctrine scolastique du droit de guerre*«⁸⁶ dem Nachweis dient, daß die Strenge der scholastischen Kriegslehre seit dem 17. Jahrhundert zum großen Schaden der

⁸⁴ AUGUSTINUS: Lib. Quaest. VI, 10. Diese augustinische Umschreibung eines gerechten Krieges ist vom *Decretum Gratianum* übernommen worden: Causa XXIII, qu. II c. 2.

⁸⁵ Franziskus DE VICTORIA: De bello I, 3; ähnlich Sylvius: Comm. in Sum. S. Thom. qu. 40.

⁸⁶ Alfred VANDERPOL: La doctrine scolastique du droit de guerre, Paris 1919. Diesem gründlichen und klaren Werke verdanke ich alle in diesem Kapitel gegebenen scholastischen Texte. (F. St).

menschlichen Gesellschaft abgeschwächt worden ist, erläutert den paulinischen Text:

»Ein Diener Gottes: er darf nur strafen in dem Falle, wo Gott selbst strafen würde; »ein *Rächer seines Zornes*: er darf nur denjenigen strafen, der eine Handlung begangen hat, die fähig ist, den Zorn d.h. den Strafwillen Gottes herauszufordern; »gegen den, der Böses getan hat«: er darf niemals seine Macht benutzen, um den zu treffen oder zu strafen, der nichts Böses getan hat.«

Jeder religiös und moralisch empfindende Mensch, dem die verbrecherische Leichtfertigkeit der meisten aus der Geschichte bekannten Kriegszettlungen ein Schmerz ist, wird über die von Vanderpol wieder ins Licht gerückte unantastbare Theorie der hl. Lehrer Augustinus und Paulus dankbare Genugtuung empfinden. Aber er wird sich dann angesichts der seitdem gewonnenen vielhundertjährigen geschichtlichen Erfahrung fragen, ob diese Theorie in der Praxis durchführbar ist. Zunächst: wo ist – besonders heute – der Fürst oder der Staat, der sich bei einer Kriegserklärung »als Gehilfe Gottes«, als »Rächer seines Zornes« fühlte oder fühlen dürfte? Sodann: wo ist die Schuld und wo die Unschuld? Wo ist der Konflikt, der der einen Seite zweifelsfrei den »gerechten«, der anderen den »ungerechten« Krieg zuwies, wie es, wie noch gezeigt werden wird, von der konsequenten augustinisch-thomistischen Kriegslehre gefordert werden muß? Und was bedeutet, ein Volk durch Krieg bestrafen? Ist jemals ein ganzes Volk schuldig? Und endlich: werden die gerechten Angreifer sicher imstande sein, als Rächer des göttlichen Zornes aufzutreten und das Unrecht zu demütigen? Wird ihr Recht, ihre heilige Mission, sicher triumphieren und so der Sinn des Angriffskrieges gewahrt werden?

Diese ernsten Fragen sind nun zu beantworten. Die erste mag man damit erledigen, daß dem Angreifer seine Stellvertretung Gottes nicht bewußt zu werden brauche. Für den Erfolg seiner Strafaktion vielleicht nicht, für seine subjektive Gewissensreinheit und die Reinheit der Durchführung seiner schrecklichen Mission aber sicher! Nur der Feldherr und das Heer, die etwas von dem Glauben der alten Israeliten bei den Gotteskriegen hätten, würden eine so furchtbare Aufgabe, wie einen

gerechten Krieg im Geiste Gottes und nicht des Teufels lösen! Und nun: Wo ist die Schuld und wo die Unschuld? Oder ist die Frage der moralischen Schuld für die Gerechtigkeit eines Krieges belanglos? Bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts war es in der katholischen Kirche die einmütige Ansicht aller Väter, Kirchenlehrer und Theologen, daß nur die sicher feststehende moralische Schuld einer der beiden streitenden Parteien der anderen ein Recht zum Kriege gebe und ein beiderseits auch nur subjektiv gerechter Krieg ausgeschlossen sei. »Für den Weisen (den Frommen, Gerechten) ist es die Ungerechtigkeit des gegnerischen Teiles, die ihn zum gerechten Kriege schreiten läßt«, sagt Augustinus (De civ. Dei XIX, 7). An einer anderen Stelle: »Wenn ein gerechter Krieg geführt wird, dann wird auf der anderen Seite für die Sünde gekämpft« (De civ. Dei XIX, 15) Und endlich: »Gute, wenn sie wirklich gut sind, kämpfen nicht gegen Gute; die sich schlagen, sind entweder Böse gegen Böse oder Böse gegen Gute!« (De civ. Dei XXV, 5), also niemals Gute gegen Gute, Verteidiger der Gerechtigkeit gegen Verteidiger der Gerechtigkeit! Wie folgerichtig man damals dachte, zeigt ein Argument Vittorias, wonach bei beiderseitiger Gerechtigkeit das Töten, d.h. der ganze Krieg überhaupt aufhören müßte: »In einem solchen Kriege würde es keine Schuldigen geben; es wären also die Gegner beiderseitig unschuldig; es ist aber niemals erlaubt, freiwillig einen Unschuldigen zu töten.«⁸⁷ Es kann zwar vorkommen, daß beide Teile ihre nachweisbaren Rechte haben, aber dann darf eben kein Krieg stattfinden!⁸⁸

Was hat zu geschehen, wenn die Schuld *zweifelhaft* ist? Dann tritt die klare Regel der Moral in Kraft, daß im positiven Zweifel nicht gehandelt werden darf! *Bannez* erklärt energisch: »Der Staat, der einen Krieg erklären will, darf keine Zweifel haben; die Gründe für sein Recht müssen klarer sein als der Tag. Irrtum ist hier unentschuldbar. Krieg erklären ist dasselbe wie ein Todesurteil verhängen, und das mit zweifelndem Gewissen tun, ist Todsünde.«⁸⁹ »Um zur Klarheit zu gelangen«, sagt *Vasquez*, »sollen beide Teile ihre gegenseitigen Gründe prüfen, die Unterlassung wäre würdig eines Barbaren!« Aber wer soll seine Argumente

⁸⁷ Franziskus de VIKTORIA: De jure belli, II, 1.

⁸⁸ Franziskus de VIKTORIA: ebd. II, 4.

⁸⁹ Domingo BANNEZ OP: Schol. Com. in II. IIae, qu. 40, art. 1, dub. 5.

denen der Gegenseite unterwerfen? Jeder dem anderen! Denn man könne nicht verlangen, daß der eine Staat, zumal wenn er souverän wie der andere sei, dem anderen sich füge. Was wird nun aus dem beabsichtigten Kriege? Nichts! Denn es sei ja nun für jeden der beiden klar, daß der andere gute Rechtsgründe habe, und ein gerechter Krieg sei nur denkbar als Strafexekution gegen ein Unrecht, dessen Fehlen die andere Seite ja aber soeben nachgewiesen habe! (O daß die Welt ebenso logisch denken und rechtlich handeln könnte, wie die Scholastiker in der Klosterzelle! Sie muß es! Doch davon später.)

Es ist erklärlich, daß eine so unerbittlich strenge, den kriegerischen Leidenschaften und sogenannten staatlichen Interessen ins Gesicht schlagende Doktrin sich schwer behaupten konnte. Die Praxis der Fürsten und Staaten war so ganz anders! Sollte es nicht eine Möglichkeit geben, sie vor dem Forum der Moral zu retten? Sollte dem Fürsten nicht wenigstens dann der Krieg erlaubt sein, wenn er zwar auch auf der Gegenseite Rechtsgründe erkannte, die das eigene Recht zweifelhaft machten, aber die doch nicht so zahlreich und so gut erschienen, wie die eigenen? *Suarez* ist es, der zum ersten Mal diese Frage bejaht. Wenn nach sorgfältiger Prüfung der beiderseitigen Rechtsgründe für das eigene Recht mehr und bessere Gründe vorhanden seien als für das der Gegenseite, dann dürfe der Krieg unternommen werden. *Suarez* wendet damit zum ersten Mal die für die *distributive* Gerechtigkeit geltenden Grundsätze auch für den Krieg an, der bei Augustinus und Thomas nur als Akt der *vindikativen* Gerechtigkeit in Frage kam. Es braucht nach *Suarez* also nicht immer das Recht sicher auf der Seite des den Krieg beschließenden Staates zu stehen, es wird vielmehr anerkannt, daß auch auf der Gegenseite Rechtsgründe, ein Stück Gerechtigkeit, vorlägen, wenn auch nicht so viel, wie auf der eigenen, und doch darf ihr der Krieg erklärt werden! *Hier haben wir die Lockerung der alten strengen Kriegsmoral*: für eine so furchtbar ernste verantwortungs- und folgenschwere Sache wie die Entfesselung eines Krieges soll schon eine Probabiliorität der eigenen Meinung gegenüber der anderen genügen! Ein bloßes Gleichgewicht der Gründe (*Äquiprobabilismus*) genügt auch für *Suarez* nicht, in diesem Falle müßte man ein Schiedsgericht anrufen. Aber auch so muß sein Standpunkt befremden, umso mehr, als er sonst an dem Strafcharakter des Angriffskrieges festhält und an anderer Stelle selbst sagt: »besonders

in einer kriminellen Sache müssen die Beweise ausreichend sein, und wenn das Vorgehen nicht bewiesen ist, muß die Unschuld präsumiert werden.«⁹⁰ Was muß aus der Rechtsordnung werden, wenn ein Mensch oder gar ein Volk auf Grund einer bloß wahrscheinlichen Schuld oder doch im Besitze mancher Rechtsgründe für sein Handeln zum Tode verurteilt werden darf!

Gegen diese Abschwächung der augustinisch-thomistischen Lehre erhob sich dann auch sogleich ein lebhafter Protest. Ganz besonders war es *Vasquez*, der hier seinem Ordensbruder *Suarez* entgegentrat.

»Ich konnte niemals eine derartige Lehre als richtig annehmen, im Gegenteil war ich immer der Ansicht, daß sie keinerlei Wahrscheinlichkeit für sich hat und daß sie *die größten Übel in der christlichen Gesellschaft heraufbeschwören* kann. Jeder Streit, der aus Meinungsverschiedenheiten betreffs irgendeines Rechtes entsteht, muß geschlichtet werden nicht durch Waffengewalt, sondern durch ein richterliches Urteil. Es ist eine eines Barbaren würdige Sitte, das bessere Recht dem zuzusprechen, der die besseren Waffen hat.«⁹¹

Einen weiteren, noch verhängnisvolleren Schritt machte *Molina*.⁹² Nach ihm genügt für die Gerechtigkeit eines Angriffskrieges eine nur *materielle* Ungerechtigkeit auf Seiten des Anzugreifenden, so daß, was bisher als absurd galt, der Krieg auf beiden Seiten ohne moralische Schuld, also gerecht sein könne! *Damit war der erhabene Charakter des Krieges als einer Strafexekution gegen eine sichere und schwere moralische Schuld gefallen.* Man wird allerdings zugeben müssen, daß der Fall einer nur materiellen Ungerechtigkeit, den *Molina* im Auge hat: der unrechtmäßige Besitz einer Sache, die dem anderen Staate zusteht, für diesen eine bedeutende Beeinträchtigung sein kann. Aber der unrechtmäßige Besitz kann doch entweder bewiesen werden oder nicht. Wird er bewiesen und der sie bisher zu Unrecht innehabende Staat gibt sie nicht heraus, dann wird er moralisch schuldig und darf nach den alten Regeln der Moral mit Krieg

⁹⁰ Francisco SUAREZ: De bello 7.

⁹¹ Gabriel VASQUEZ: Com. in Summa St. Thomae, Disp. 64, cap. 3.

⁹² Luis de Molina: De justitia et Jure, Paris 1602, Tom. 1, Tract. II.

überzogen werden. Wird er nicht bewiesen, so liegt nicht einmal eine materielle Ungerechtigkeit sicher vor, und ein Krieg muß unter allen Umständen unterbleiben. Das Verhängnisvolle der neuen Theorie ist eben die Leichtigkeit, mit der nach ihr der Nachweis eines wirklichen Unrechtes, das auf der Gegenseite bestehen soll, unterlassen zu werden droht. Der Zustand eines »Unrechtes« ohne moralische Verschuldung ist eine äußerst zweifelhafte Sache, und die alte Schule ist im vollen Recht, wenn sie auf Grund einer zweifelhaften Lage das furchtbare Zwangsmittel des Krieges als unsittlich ablehnt.

Nachdem das strenge Prinzip der alten Theologen einmal gelockert war, konnte die Erleichterung und Vermehrung der zum Kriege berechtigenden Gründe leicht weiter gehen. Nicht alle Moraltheologen des 17. und 18. Jahrhunderts verließen aber die von Augustinus und Thomas überkommene Lehre, besonders *Sylvius* (1648) hielt an ihren Prinzipien fest und erklärte: »Angesichts der Zweifel von einer solchen Tragweite, welche das Leben einer Masse von Menschen in Gefahr bringt, muß man den sichersten Weg wählen. Wenn es sich um die Besitzfrage handelt, ist derjenige, der im Besitz ist, nicht verpflichtet, darauf zu verzichten, indes muß er die Frage mit seinem Gegner untersuchen, ihre Abgesandten empfangen und ihre Gegengründe anhören.« Aber die neue Auffassung war einmal da und machte ihrerseits Schule. Der Krieg wurde nun sogar zur Funktion der *kommutativen* Gerechtigkeit.⁹³ Bei *Busembaum* erscheinen als ausreichende Kriegsgründe schon die Notwendigkeit des Gemeinwohles (?) oder die öffentliche Ruhe (!).⁹⁴ Vanderpol weist darauf hin, wie leicht man aus solchen Gründen die Berechtigung eines beliebigen Krieges herleiten könne, z.B. zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes oder zur Verhinderung der Ausdehnung und Vergrößerung einer benachbarten Nation, umso mehr, als man bei keinem dieser Schriftsteller weder das Wort noch den Gedanken einer moralischen Schuld finde, die bei dem zu bekriegenden Gegner bestraft werden sollte. Im 19. Jahrhundert ist es dann soweit, daß Gousset schreiben kann, der Krieg sei gerecht, wenn er für die Nation »notwendig« sei, entweder, um sie gegen einen Einfall zu verteidigen oder um die

⁹³ Adam TANNER: Theol. scholast. thom. III, disp. II, qu. IV, dub. III. (1626)

⁹⁴ Hermann BUSENBAUM: Medulla theol. mor. lib. III, p I, dub. V.

Widerstände zu brechen, die sich der Ausübung ihrer Rechte (welcher?) entgegenstellten.⁹⁵

Wie steht der hl. *Alfons von Liguori* zu unserer Frage? Er gehört in die neue Periode und übernimmt deshalb die Auffassung seiner Zeit, besonders Busembaums, aber er teilt doch die Meinung derer, die eine Kriegserklärung für eine zu ernste Sache halten, als daß über ihre innere Berechtigung auch nur ein Zweifel obwalten dürfte! Er schreibt deshalb:

»Der Krieg zieht gewöhnlich derartige Schäden für die Religion, die Unschuldigen, die Frauen usw. nach sich, daß er *in der Praxis fast niemals als gerecht angesehen werden kann*, wenn man ihn erklärt *auf Grund einer probablen* Meinung und nicht auf Grund einer sicheren Meinung.«⁹⁶

Angesichts der Furchtbarkeit moderner Kriege und ihrer Folgen und angesichts des Umstandes, daß die katholische Kirche als solche eine definierte Lehre über den Krieg nicht besitzt, ist es sicher erlaubt, eine möglichst strenge Auffassung über die Zulässigkeit des Krieges zu vertreten, um sein Daseinsrecht so stark wie möglich einzuengen. Dieses Buch hält deshalb an den Grundsätzen des hl. Augustinus und des hl. Thomas fest, was bei dem überragenden Ansehen beider Lehrer, ungeachtet aller späteren moral-theologischen Entwicklungen, zweifellos gestattet ist.⁹⁷

Auf Grund des Prinzips der augustinish-thomistischen Schule, daß der einzige Rechtstitel für die Erlaubtheit eines Angriffskrieges die sicher feststehende moralische Schuld des Gegners sei, soll hier der Nachweis geführt werden, daß ein gerechter Angriffskrieg so gut wie niemals möglich ist.

⁹⁵ Thomas Marie GOUSSET, *Theol. mor.*, 1845.

⁹⁶ Alfons von LIGUORI: *Lib. III. Tract. IV, Nr. 404.*

⁹⁷ In seiner jüngsten Enzyklika anlässlich des 600. Jubiläums der Heiligsprechung des hl. Thomas von Aquin vom 29. Juni 1923 weist PIUS XI. wie so viele seiner Vorgänger von neuem auf den unerreichten Wert der Lehren des Aquinaten hin und hebt im besonderen dessen *völkerrechtliche* Gedanken hervor; er sagt, wenn diese »heilig und unverletzt« gehalten würden, sei nichts anderes mehr nötig, um zu dem ersehnten Völkerfrieden zu gelangen.

Zwei Momente sind es, die die »justa causa« umschließen muß: moralische Schuld und zweifelsfreie Nachweisbarkeit dieser Schuld. Eine bloß juridische oder materielle, d.h. unbewußte Schuld, genügt nicht. Eine solche ist keine »Übeltat«; die in sie Verstrickten sind keine »Bösen«. Das Todesurteil der Kriegserklärung gegen sie zu verhängen, ist nach dem Naturgesetz verboten (Augustinus, Victoria). Gewiß soll auch das materielle Unrecht aus der Welt geschafft werden, aber nicht durch das einer Folterung und Hinrichtung gleichzusetzende Mittel eines Krieges! Wenn man sagt, daß dann unter Umständen ein ungerechter Zustand stabilisiert werde, so ist zu erwidern, daß er durch einen Krieg noch unendlich verschlimmert würde. Erstens wäre die Kriegserklärung wegen eines nur materiell ungerechten Zustandes unmoralisch (wodurch das Unrecht schon vermehrt wäre); und zweitens wäre völlig ungewiß, ob durch einen Krieg die Rechtslage verbessert würde, z.B. eine (guten Glaubens) zu unrecht besessene Provinz wieder in die rechten Hände käme. Als Mittel zur Beseitigung eines nur materiellen Unrechtes muß der Krieg ausscheiden.

Aber schon die sichere *moralische* Schuld fordert zu ihrer Sühnung ein Mittel, das der Größe und dem Umfange der Schuld mit peinlichster Gewissenhaftigkeit angepaßt ist. Es wäre eine juristische Ungeheuerlichkeit, wenn, auch bei einem zweifelsfrei erwiesenen Verbrechen auf der einen Seite, die andere ohne Besinnen das Strafmittel des *Krieges* anwenden zu dürfen glaubte. Die Strafe muß der moralischen Schuld, soweit es irdischer Gerechtigkeit möglich ist, proportioniert sein. Nehmen wir das sicher schwere Verbrechen eines Gesandten- oder Fürstenmordes, das von einem oder mehreren Angehörigen eines fremden Staates gegen diesen aus politischen Motiven verübt worden ist. Darf die Antwort auf diese Untat ohne weiteres die Kriegserklärung oder auch nur ein kurz befristetes und unerträgliches Ultimatum sein? Was wäre die Folge? Weil ein Schuldiger oder eine Clique von mehreren Schuldigen ein strafwürdiges Verbrechen beging, würden Millionen von Unschuldigen in unerhörtester Weise gezüchtigt werden! Würden die wahren Schuldigen, nämlich die Mörder, überhaupt getroffen werden? Den günstigsten Fall vorausgesetzt, daß der beleidigte Staat Sieger bliebe, bestände die Sühne des Unrechtes darin, daß am Ende des Krieges Millionen Unschuldige hingerichtet, andere Millionen lebenslänglich zu Krüppeln,

Frauen und Kinder zu Witwen und Waisen gemacht und unübersehbar viel andere Güter vernichtet worden wären! Das Ganze würde man nicht einen gerechten Strafkrieg, sondern nur eine Verletzung alles menschlichen Rechtsempfindens zu nennen haben, trotz sicherer, feststehender moralischer Schuld des besiegten Staates. Würde gar der beleidigte Staat besiegt, so würde die sittliche Ordnung vollends auf den Kopf gestellt! In dem hier angezogenen Beispiel hätte vielmehr, wenn von einem gerechten Strafkrieg gesprochen werden dürfte, folgendes zu geschehen: Der Staat, dem die politischen Mörder angehörten, müßte aufgefordert werden, diese zu bestrafen. Täte er das in gehöriger Weise, so wäre von einem Kriegsgrunde keine Rede mehr. Täte er es nicht, so müßte allen seinen stimmberechtigten Einwohnern Gelegenheit gegeben werden, zu der Ablehnung Stellung zu nehmen. Heute ist die Staatsverfassung durchweg derart, daß die Mehrheit der Volksvertretung, die Regierung zu irgendwelchen Maßnahmen zwingen kann, in unserem Falle also die Bestrafung der Mörder sowie jede von dem beleidigten Staate billigerweise geforderte Genugtuung durchsetzen könnte. Erst wenn die Mehrheit der Staatsbürger diese Genugtuung verweigerte, d.h. auf die Seite der Mörder träte, läge eine zu kriegerischem Einschreiten berechtigende moralische Schuld vor, und der Krieg dürfte, wenn andere Momente, von denen noch zu sprechen ist, ihn nicht dennoch untersagen, erklärt werden. Die unschuldige Minderheit würde bei der tragischen Unvollkommenheit menschlichen Zusammenlebens infolge ihrer solidarischen Verkettung mit dem Ganzen in das Unglück mithineingerissen, dürfte sich ihm aber auf jede mögliche Weise, z.B. durch Verweigerung des Kriegsdienstes zu entziehen suchen. Ja, nicht nur sie, sondern sämtliche Bürger müßten den Kriegsdienst verweigern, weil ein auf ihrer Seite ungerechter Krieg vorläge und die Beteiligung daran schwere Sünde wäre.

Aber selbst der anderen Seite legt die Gerechtigkeit wichtige Verpflichtungen auf, ehe sie, selbst nach verweigerter Genugtuung auf der Gegenseite, zum Kriege schreiten dürfte. Da der Sinn des kriegerischen Vorgehens die zu erreichende Sühne ist, kann der Krieg nur erklärt werden, wenn dieser Zweck auch erreicht wird. Cajetan und Victoria verlangen deshalb, daß die verantwortlichen Staatsmänner im Gewissen verpflichtet seien, den Krieg nur dann zu erklären, *wenn der Sieg moralisch gewiß sei.*

Ganz besonders aber ist folgender Gesichtspunkt zu beachten. Es kann sein, lehrt Vittoria, daß das Recht eine Stadt oder eine Provinz wiederzuerobern, vorhanden ist, und daß dennoch *der Krieg ganz und gar unerlaubt ist, wegen der unglücklichen Folgen.*

»Die Kriege müssen, wie wir gesehen haben, *im allgemeinen Interesse unternommen* werden: Wenn also eine Stadt nur um den Preis erheblicher Übel für den Staat wieder gewonnen werden kann, um den Preis der Zerstörung zahlreicher Städte, des Todes einer sehr großen Zahl von Menschen, wenn er Feindschaften unter den Fürsten herbeiführen und neue Kriege hervorrufen muß, *zum größten Schaden für die Kirche*, so muß der Fürst *ohne jeden Zweifel auf sein Recht verzichten und vom Kriege Abstand nehmen*, desgleichen, wenn der Krieg den Heiden gestatten würde, in christliche Gebiete einzudringen und sie zu besetzen. Es ist in der Tat klar, daß, wenn zum Beispiel der König von Frankreich Rechte auf Mailand haben sollte, aber der Krieg sowohl für das Königreich Frankreich wie für die Provinz Mailand die Quelle unerträglicher Übel und großer Kalamitäten wäre, es dann dem König nicht erlaubt sein würde, sie durch den Krieg herbeizuführen, denn dieser muß für das Wohl Frankreichs oder für das Wohl der Provinz Mailand unternommen werden. Wenn dagegen der Krieg große Kalamitäten für beide im Gefolge haben sollte, würde er nicht gerecht sein.«⁹⁸

In seiner staatsrechtlichen Abhandlung *De potestate civili* (c. 13) sagt er:

»Ein Krieg ist nicht gerecht, wenn es evident ist, daß er dem Staate *mehr Übel als Güter oder Vorteile eintragen muß*, selbst wenn er sonst gerechte Gründe hätte, ihn zu unternehmen. Der Staat hat nämlich nur die Befugnis, den Krieg zu erklären, um sich zu schützen und sich und seine Güter zu verteidigen. Wenn also der Krieg seine Minderung oder seine Schwächung im Gefolge haben muß, so ist der

⁹⁸ Franziskus DE VICTORIA: *De jure belli*, II, 5.

Krieg ungerecht, wer immer der ihn erklärende Staat oder König sei«. ⁹⁹

Den Leitgedanken dieses Buches, die Notwendigkeit der Einheit und gegenseitigen Rücksichtnahme im mystischen Leibe Christi, berührt Vittoria in folgenden Worten:

»Eine christliche Provinz nimmt teil am Staate, der Staat an der ganzen Welt; wenn also ein Krieg zwar nützlich ist für eine einzige Provinz oder einen einzigen Staat, aber für die ganze Welt oder die Christenheit große Schäden nach sich ziehen könnte, so bin ich der Meinung, daß ein solcher Krieg ungerecht sei«. ¹⁰⁰

Mit solchen Klauseln wird in der augustinisch-thomistischen Schule das Recht zur Kriegserklärung selbst desjenigen Staates eingeschränkt, der vor einer klar erwiesenen schweren Schuld seines Gegners steht! Der herkömmliche nationale Ehrbegriff fragt nach dem Erfolg eines Waffenganges überhaupt nicht. Die Vernunft und die Moral, die von diesem Ehrbegriff in sehr vielen Dingen abweichen, aber fragen danach; sie erklären das kriegerische Hasardspiel, selbst dann, wenn die nationale Ehre schwer verletzt ist und vom Gegner nicht gesühnt werden will, für unmoralisch und deshalb verboten! Höher als das Staatsinteresse steht das göttliche und das Menschheitsinteresse!

⁹⁹ Auch Max SCHELER sagt: »Ist das Machtverhältnis der angegriffenen Partei zur angreifenden Partei schon vor dem Kriege völlig klar, ist sie sich z.B. heimlich ihrer Ohnmacht und mangelnden Kriegsbereitschaft gewiß, so kann auch der Verteidigungskrieg als sinn- und zwecklose Hinopferung von Menschen ungerecht und verbrecherisch sein.« (Max SCHELER: Genius des Krieges, S. 154).

¹⁰⁰ Der bekannte katholische Völkerrechtslehrer und ehemalige österreichische Ministerpräsident LAMMASCH sagt zu dieser Stelle, daß es eine bemerkenswerte Kühnheit des Professors an der Universität Salamanka sei, wenn er als Gewissensberater Karls V. in der Zeit der Kämpfe zwischen der spanisch-habsburgischen Monarchie und Frankreich den Satz auszusprechen wage, daß ein Krieg, wenn er auch an und für sich gerecht wäre, doch unerlaubt sei, sobald eine Gefahr für die gesamte Christenheit aus ihm entstehe. – Hätten wir solcher kühner Theologen und Beichtväter mehr gehabt, es stände besser um die Christenheit und die Kultur des Abendlandes!

Es offenbart sich hier der ganze Unterschied zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Anschauung. Vor der Individualisierung und Zerreißung der abendländischen Gemeinschaft stand das Gemeinschaftsinteresse im Vordergrund. Der bloß an sich selbst denkende nationale Egoismus wurde als Schuld empfunden, auch wenn ihm durch Verzicht auf seine Aspirationen ein schweres Opfer zugemutet wurde. Nachdem aber das Individuum und folgerichtig auch die einzelnen Nationen sich von einer höheren Gemeinschaftsverpflichtung emanzipiert hatten, war das nationale Sonderinteresse Hauptsache, das ibernationale Gemeinschaftsinteresse Nebensache. Nicht als ob es vorher keine rücksichtslosen Egoisten und Rohlinge im Staats- und Kriegsleben gegeben hätte, aber es gab keine theoretische Moral, die sich ihnen angepaßt hätte. Die neue individualistische Moral im Gegensatz zur alten solidaristischen ist geradezu das proton Pseudos [*der Grundirrtum*] der falschen neuzeitlichen Kultur.

Das zweite zur justa causa gehörige Moment ist zweifelsfreie *Nachweisbarkeit* der moralischen Schuld. Zu ihrer Beurteilung ist außer dem objektiven Sachverhalt die psychologische Tatsache in Betracht zu ziehen, daß eine Schuld sehr oft nur in der Einbildung des Anklägers besteht, hervorgegangen aus menschlichem oder staatlichem Hochmut. Man sieht den Splitter im Auge des anderen und vergißt den Balken im eigenen. Diese wichtige Tatsache ist von einer wahrhaft moralischen Betrachtungsweise des Kriegsrechtes ebenso zu berücksichtigen, wie der äußere Tatbestand. Mit allem Nachdruck tut dies der katholische Moraltheologe *Johann Baptist von Hirscher*: Die erste Frage, schreibt er in seinem Kapitel über den Krieg, ist,

»ob eine widerrechtliche Verletzung wirklich da sei? Der Stolze, bermtige, Habschtige, Herrschgierige fühlt sich oft verletzt. Aber es ist keine widerrechtliche Verletzung, was ihnen widerfährt, sondern gerechter Widerstand gegen die Anmaßungen, Bedrückungen, Beeinträchtigungen, Willkürlichkeiten und herrscherischen Ansprüche, die sie sich gegen ihre Nachbarn erlauben. Auch Völker, zumal mächtige, sind gegen ihre Nachbarvölker gerne hochherabschauend, beeinträchtigend, anmaßend etc. und vermeinen verletzt zu sein, wenn diese sich gegen ihren Übermut und Eigennutz stemmen. Also

vor allem die Hand auf die eigene Brust! und den Grundsatz beherzigt: willst du, daß man dir tue, was du zu tun gewohnt bist? – Findet sich dann aber *wirklich* widerrechtliche Verletzung, so steht es dem Verletzten zu, Klage bei dem Verletzer zu führen. Gerechte, männliche, aber nicht verwundende. Findet die Vorstellung Gehör, dann gut; wo nicht, so werde sie einem dritten Staate zur Würdigung und Unterstützung bei dem Verletzer vorgelegt. Vielleicht höret der Verletzer diesen. Wo nicht, so eignet sich die Sache zur Publikation und öffentlichen Anklage vor allen Völkern. Möglich, daß das allgemeine für den Verletzten zeugende Urteil die Zurücknahme des Unrechtes bewirkt. Wo nicht, so ist die Zeit der Notwehr und Selbsthilfe gekommen. Der erste Grad der Selbsthilfe und Notwehr sind Repressalien. Diese werden schon im Laufe der Beschwerdeführung eintreten können. Der äußerste Grad der Notwehr und Selbsthilfe ist der Krieg.«¹⁰¹

Eine wahrhaft wohltuende Gründlichkeit und Gemessenheit in der Voruntersuchung eines Kriegsfalles! Zuerst strenge Selbstprüfung des angeblich zu unrecht Verletzten nach den Regeln christlicher Demut; dann ruhige, sachliche Vorstellung bei dem Verletzer selbst, die vielleicht schon zur Beilegung der Streitsache führt; wenn nicht, dann Rekurs an das Weltgewissen und die Regierungen aller Völker; ist auch dies vergeblich, dann Selbsthilfe, aber immer noch nicht durch Krieg, sondern vernünftige Repressalien; erst nach Fehlschlagen dieses vorletzten Mittels das letzte: der Krieg.

Was nun die Rechtslage selbst betrifft, so verbieten die alten Moralisten den Krieg, wenn sich herausstellt, daß die eines Unrechtes beschuldigte Gegenseite nennenswerte Gegen Gründe hat, sodaß das eigene Recht auch nur zweifelhaft wird. Wenn die thomistische Schule einen beiderseits gerechten Krieg nicht kennt, so ist damit nicht gesagt, daß sie eine beiderseits gerechte, d.h. wenigstens mit erheblichen Rechtsgründen ausgestattete *Streitsache* nicht kenne. Was sie verlangt, ist lediglich, daß ein derartig unklarer Fall nicht zum Kriege führe! Schuld und Unschuld können also sehr wohl auf beiden Seiten verteilt sein und werden

¹⁰¹ Johann Baptist v. HIRSCHER: Die christliche Moral als Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit Bd. 3, Tübingen 1838, S. 712f.

es oft bis zur völligen Undurchdringlichkeit für die menschliche Erkenntnis sein. Lammasch schreibt darüber:

»Es ist nicht immer auf der einen Seite nur das volle Recht und auf der anderen nur Heuchelei und bloße Prätension des Rechtes. In vielen Fällen kommt es nur darauf an, wieweit man die Kausalreihe zurückverfolgt, die zum Kriege geführt hat. Ein Krieg mag in seiner nächsten Ursache auf der einen und in seinen entfernteren Ursachen auf der anderen Seite gerecht sein. Nur ein alles bis in die fernsten Verzweigungen des Kausalgeflechtes durchdringender Geist vermöchte in solchen Fällen zu entscheiden, wessen die ursprüngliche Schuld ist. Ein Unrecht, das der Staat A gegen den Staat B vielleicht vor Jahren verübte, erzeugt in diesem eine Stimmung, die allmählich zur Erbitterung, zum Haß anschwillt und schließlich dazu führt, daß der Staat B gegen A nun seinerseits etwas unternimmt, was diesem einen gerechten Grund zum Kriege gibt.«¹⁰²

Man wird wohl behaupten können, daß kriegführende Staaten *niemals* an das Recht ihres Gegners und an das Unrecht ihrer eigenen Sache geglaubt haben. Zum mindesten fühlten sie sich durch irgendwelche dabei mitsprechenden und schließlich für sie ausschlaggebenden Gründe zum Angriff oder zur Gegenwehr berechtigt. Unerschütterlich fest waren z.B. die Mohamedaner von der Gerechtigkeit ihrer Religionskriege überzeugt, alle Christen aber ebenso unerschütterlich von ihrer Ungerechtigkeit. In der neueren Geschichte denke man besonders an die Regierungsproklamationen, die beiderseits bei Kriegsausbruch erlassen wurden. Als Beispiel diene der preußisch-österreichische Konflikt. König Wilhelm erklärte in seinem Kriegsmanifest am 18. Juni 1866 folgendes:

»Oesterreich will nicht vergessen, daß seine Fürsten einst Deutschland beherrschten, will im jungen Preußen keinen Bundesgenossen, sondern nur einen feindlichen Nebenbuhler erkennen. Preußen, meint es, sei in allen seinen Bestrebungen zu bekämpfen, weil, was Preußen frommt, Oesterreich schade. Alte, unselige Eifersucht ist in

¹⁰² Heinrich LAMMASCH: Völkermord oder Völkerbund, Haag 1920.

hellen Flammen wieder aufgelodert; Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben und deren Kampfgeschrei ist Erniedrigung Preußens. Bis zum letzten Augenblick habe ich die Wege zu gütigem Ausgleich gesucht und offen gehalten; Oesterreich wollte nicht.«

Kaiser Franz Josef aber ließ sich am gleichen Tage folgendermaßen vernehmen:

»Die neuesten Ereignisse erweisen es unwiderleglich, daß Preußen nun offene Gewalt an Stelle des Rechtes setzt. So ist der unheilvollste Krieg – ein Krieg Deutscher gegen Deutsche – unvermeidlich geworden! Zur Verantwortung all des Unglücks, das er über einzelne Familien, Gegenden und Länder bringen wird, rufe ich diejenigen, welche ihn herbeigeführt, vor den Richterstuhl der Geschichte und des ewigen allmächtigen Gottes.«

Auf welcher Seite war da nun die *justa causa*?

Würde jetzt ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ausbrechen, so würden wiederum beide Teile aufs innigste überzeugt sein, daß auf ihrer Seite das Recht stände. Deshalb ist es auch allgemeine Überzeugung, daß erst »die Geschichte«, d.h. ein späteres Geschlecht nach jahrzehntelangem Abstand einigermaßen in der Lage sei, ein sicheres Urteil über die Schuld am Kriege abzugeben. In der Aufregung akuter staatlicher Konflikte wird es durchweg unmöglich sein, die moralische Schuld des Gegners so festzustellen, daß kein Zweifel übrig bleibt. Eine zweifelsfreie Gewißheit ist aber zur Gerechtigkeit des Krieges unerlässlich.

Der hl. Thomas nennt endlich als dritte Bedingung für ein gerechtes Kriegsunternehmen: *die rechte Absicht* (*intentio recta*). Darunter versteht er: »Daß man die Absicht habe, das Gute zu fördern oder das Böse zu meiden. Denn, so heißt es beim hl. Augustinus im Buche *De verbis Domini*: bei den wahren Dienern Gottes sind selbst die Kriege friedfertig, da sie nicht aus Habsucht und Grausamkeit unternommen werden, sondern um des Friedens willen, damit die Bösen in ihre Schranken gewiesen und die Guten unterstützt werden. Deshalb kann es vorkommen,

daß, obwohl der Krieg durch die rechtmäßige Autorität und aus einer gerechten Ursache erklärt worden ist, er nichtsdestoweniger unerlaubt ist, wegen der Verkehrtheit der Absicht dessen, der ihn unternimmt. Denn, was Augustinus mit Recht beim Kriege tadelt, ist der Wunsch zu schaden, die Grausamkeit der Rache, ein unfriedlicher und unversöhnlicher Sinn, die Wut der Gegenwehr, die Lust zu herrschen und anderes dergleichen.« (II. IIae 40,1)

Wahrlich, dem Krieg wird das Dasein schwer gemacht! Nicht nur ganz gerecht soll er sein, sondern auch ganz frei von böser Absicht und häßlicher Leidenschaft! Ist schon einmal ein Krieg geführt worden ohne den »Wunsch zu schaden« (nocendi cupiditas) oder ohne die »Lust zu herrschen« (libido dominandi) und »anderes dergleichen«?

Die rechte Art

Suarez und *Bellarmin* fügen den drei Bedingungen des hl. Thomas noch eine vierte hinzu: »debitus modus«, die rechte Art der Kriegsführung.¹⁰³ Eine dankenswerte Ergänzung und Erschwerung des Kriegsrechtes! Die rechte »Absicht« könnte leicht nur für den Beginn und das Ziel des Krieges verstanden werden, »die rechte Art« will nun auch noch in die Kriegshandlung selber eingreifen. *Victor Cathrein* S.J. bestimmt sie dahin, »daß auch die Kriegsführung selbst sich in den gebührenden Schranken der Gerechtigkeit und Liebe halte.«¹⁰⁴ Diese Bedingung verdient bei der Beurteilung des modernen Krieges ganz besondere Aufmerksamkeit. Auf »Schranken der Gerechtigkeit und Liebe« mag der Krieg zu seinem Leidwesen stündlich stoßen; sie immer richtig zu erkennen und einzuhalten, mag schwer sein. Eine Schranke aber muß ihm wenigstens heilig sein: die Unterscheidung zwischen Kämpfern und Nichtkämpfern, Bewaffneten und Unbewaffneten. Es ist ehrlos, die Waffe gegen Menschen zu richten, die sich nicht verteidigen können, gegen Frauen, Greise und Kinder, überhaupt die gesamte Zivilbevölkerung. Selbst das militärische Kriegsrecht hat deshalb die unmittelbar beabsichtigte Bekämpfung und

¹⁰³ Robert BELLARMIN: De controv. christ. fidei, t. II, cont. II, lib. II de laicis cap. XV.; Francisco SUAREZ: De bello.

¹⁰⁴ Viktor CATHREIN S.J.: Moralphilosophie II, Freiburg 1911, S. 744.

Vernichtung der Zivilbevölkerung für unerlaubt erklärt. Es kann vorkommen, daß die Schonung der Nichtbewaffneten nicht möglich ist: wenn diese mit dem zu bekämpfenden Feind ein untrennbares Angriffsobjekt bilden. So bei der Belagerung und Beschießung einer Festung. Die Zivilbevölkerung wird in diesem Falle in das Schicksal der Soldaten hineingerissen. Ihre Schädigung oder sogar Vernichtung gilt dann aber als nicht unmittelbar beabsichtigte, zufällige Begleiterscheinung einer an sich – in einem gerechten Kriege – berechtigten Handlung. Würde sie unmittelbar beabsichtigt, so wäre das ein Verbrechen, ein Mord, eine himmelschreiende Sünde. Die ganze katholische Moralthologie verbietet denn auch aufs strengste die Schädigung oder Tötung Unbewaffneter »per se«, d.i. mit direkter Intention, und gestattet sie nur »per accidens«, d.i. als nur zugelassene Nebenwirkung. Entsprechend der Auffassung der alten Moral, daß der gerechte Krieg nur die Strafvollstreckung gegen eine Schuld sei, werden die Krieger, gegen die sich die Waffen richten, als »Schuldige« bezeichnet, die Nichtkrieger als »Unschuldige« – eine Unterscheidung übrigens, der offenbar die Voraussetzung zugrunde liegt, daß die Krieger freiwillige und darum mitverantwortliche Helfer ihrer Fürsten sind, Söldner, nicht durch allgemeine Wehrpflicht in Zwangsdienst genommene und darum in Bezug auf die Beteiligung am Kriege unschuldige Bürger. Die alten Autoren nennen also die auf der Seite des Unrechtes kämpfenden Soldaten »Schuldige«, die auf dieser Seite sich befindlichen Nichtsoldaten aber »Unschuldige«. Und dann sagen sie: es ist niemals erlaubt, Unschuldige per se, mit direkter Intention, zu töten, sondern höchstens per accidens, ohne diese Intention. Franziskus de Victoria gestattet sogar diese nur zugelassene Tötung nicht ohne weiteres. Man muß wohl darauf achten, lehrt er,

»daß der Krieg nicht größere Uebel nach sich zieht als die sind, die er beseitigen will; wenn es zur Erlangung eines vollständigen Sieges weniger wichtig ist, eine Festung oder befestigte feindliche Garnison zu bezwingen, in der sich eine große Anzahl Unschuldiger befindet, so scheint es nicht erlaubt, um einige Feinde zu beseitigen, eine große Anzahl Unbewaffneter mit Feuer, Maschinen oder auf eine andere Art und Weise zu töten, durch die dann unterschiedlos Unschuldige und Schuldige getroffen werden ... ›Lasset das Unkraut stehen, da-

mit ihr nicht beim Ausjäten des Unkrautes zugleich auch den Weizen mit ausreißet.«¹⁰⁵

Heute ist der Gedanke an die Bestrafung einer moralischen Schuld zurückgetreten, die Unterscheidung zwischen Bewaffneten und Unbewaffneten aber geblieben. Neuestens soll selbst diese Unterscheidung fallen! Wir haben heute die Gewißheit, daß die moderne Kriegstechnik sich über diese Unterscheidung bei ihren kriegerischen Unternehmungen mit Bewußtsein und Absicht hinwegsetzt. Der heute schon vorbereitete Giftgaskrieg richtet sich direkt (per se) gegen die Zivilbevölkerung.¹⁰⁶ Dadurch ist seine »Ungerechtigkeit«, sein verbrecherischer Mordcharakter evident.

Ergebnis

Überblicken wir die Forderungen des von der katholischen Moral übernommenen Naturrechte für die Erlaubtheit eines Krieges noch einmal, so zeigt sich, daß sie diese Erlaubtheit nahezu erdrücken. Sittlich allein zulässiger Kriegszweck ist die Verteidigung und Herstellung der Gerechtigkeit. Da der Glaube an die Erreichung dieses Zieles auf dem Wege kriegerischer Auseinandersetzung mehr und mehr schwindet, findet man heute auch bei den katholischen Autoren eine immer stärkere Einschränkung der Erlaubtheit des Krieges.

Schon *Hirscher* lehrte:

»daß vor dem Forum des Rechtes und der Moral nur ein *Verteidigungskrieg* ein gerechter sei. Und nur ein Verteidigungskrieg, der unveräußerliche Güter verteidigt. Und nur ein Verteidigungskrieg unveräußerlicher Güter, nachdem erst alle anderen Mittel der Abwehr erschöpft sind. Ein *Angriffskrieg*, der nicht den Charakter der Verteidigung hat – ein Angriffskrieg zur Unterjochung, Zinsbarmachung, Eroberung usw. ist eben das zwischen Volk und Volk, was der Angriff des Räubers und Mörders auf Leben, Freiheit und Eigentum des

¹⁰⁵ Franziskus DE VICTORIA: De jure belli III, 1.

¹⁰⁶ Vgl. das Schlußkapitel.

Einzelnen. Aber nun Mord, Raub und Gewalttat in welchem Umfange! Ein Krieg um *untergeordneter* Interessen willen ist, so unleugbar die betreffenden Ansprüche auch sein mögen, doch immer etwas Christentumswidriges. Wenn es ein Gut betrifft, welches von einem Volke gemißt werden kann, warum wird es dasselbe nicht lieber hingeben? *Auch den Völkern gilt: leidet lieber Unrecht.* Unrecht leiden um Gottes willen und um des Friedens willen bringt weder Unehre noch Unsegen. Im Gegenteil.«¹⁰⁷

(Dieser erhabene christliche Gedanke, daß Unrechtleiden auch für die Völker keine Schande, sondern Ehre bringe, wirkt in unserer Zeit der praktischen Staatsvergottung so unerhört, daß es nicht überrascht, wenn man heute kein zweites Moralbuch mehr findet, das diesen Gedanken bei dem Kapitel über den Krieg auch nur anklingen ließe! Man muß schon in das heidnische Indien Gandhis und Tagores gehen, um für diese christliche Weisheit Verständnis zu finden und auch ihre realpolitische Durchschlagskraft zu erweisen.) Auch Eberle nennt unter den erlaubten Kriegen den Angriffskrieg überhaupt nicht mehr. Er erklärt: »daß es keinen anderen sittlichen Rechtsgrund für den gerechten Krieg geben kann, als höchstens die Notwehr wie sie beim Defensiv- eventuell Präventivkrieg in Frage kommt.«¹⁰⁸ Ebenso neuestens Schulemann: »Nur Verteidigungskriege werden im allgemeinen gerecht sein.«¹⁰⁹ Herzog Max zu Sachsen erklärt geradezu: »Nur dann sollte sein, des Staates, Kriegführen als erlaubt gelten, wenn der Fall so liegt, daß er im buchstäblichen Sinne überfallen wird und sich wehren muß, um nicht zu Grunde zu gehen.«¹¹⁰ Wenn andere den Angriffskrieg weiter gelten lassen, sogar zur Beseitigung eines nur materiellen Unrechtes, so verwerfen doch alle katholischen Moralisten jeden Krieg, der sich überhaupt gegen kein »schweres Unrecht« richtete. Danach sind nach *einmütiger* katholischer Auffassung ungerecht und unsittlich alle nur aus nationalem oder dynastischem Interesse, aus Habsucht oder Eroberungslust (Imperialis-

¹⁰⁷ Johann Baptist v. HIRSCHER: Die christliche Moral, S. 714.

¹⁰⁸ Franz Xaver EBERLE: Krieg und Frieden im Urteile christlicher Moral, S. 8.

¹⁰⁹ Günther SCHULEMANN: Kern aller Philosophie, Habelschwerdt 1923, S. 138.

¹¹⁰ Herzog MAX ZU SACHSEN: Ratschläge und Mahnungen zum Volks- und Menschheitswohl, Dresden 1921.

mus und Annexionismus) geführten Kriege, alle Kabinetts- und Wirtschaftskriege, auch alle nur um des Glaubens willen unternommenen Kriege, d.i. doch wohl die übergroße Mehrzahl aller vergangenen Kriege. Ihre Urheber mag man damit entschuldigen, daß sie zumeist im Geiste ihrer Zeit und Umgebung handelten; keinesfalls aber verdienen sie die Ehre, die eine lediglich nationale Denkweise ihnen beimißt und die oft in den höchsten Hymnen, zumal in vaterländischen Gedichten, gepriesen wird. Das christliche Gewissen urteilt anders. Es nennt die ungerechten Kriege, auch des eigenen Vaterlandes, mit Augustinus »riesenhafte Räubereien«.

Wir vertreten hier die alte Lehre der augustinisch-thomistischen Schule, mit Hinzufügung der sehr wichtigen, von Suarez und Bellarmin aufgestellten vierten Bedingung für die Erlaubtheit eines Krieges. Vielleicht erscheint sie ungeheuer weltfremd, so recht bezeichnend für die Klosterzelle, aus der sie stamme und für die allein sie passe. Schlimm genug für die Welt! Das Gewissen dieser Welt ist durch den Nationalismus und Militarismus der letzten Jahrhunderte derart getrübt und verwirrt worden, daß es die selbstverständlichsten moralischen Begriffe nicht mehr faßt. Wehe der Moral, wenn sie hier kapituliert! Nicht die Moral muß sich nach den Menschen richten, sondern die Menschen müssen sich nach der Moral richten, wenn auch alle zur Mode gewordenen Anschauungen daran zerbrächen! *Fiat justitia, pereat mundus*, wird man höhnisch sagen. Nein: *Fiat justitia, floreat mundus* muß und wird es heißen! Zugrunde gegangen ist die europäische Zivilisation nicht an der Kriegsmoral des Mittelalters, sondern an der kriegerischen Unmoral der Neuzeit! Wenn es wieder besser werden soll, dann muß die durch den absolutistischen Staatsbegriff hervorgerufene zwischenstaatliche moralische Anarchie überwunden werden, die überstaatliche an der *lex aeterna* sich orientierende *Gerechtigkeit* muß wieder das *Fundament der Staaten* werden! An der dadurch nötig werdenden Einschränkung ihrer Rechte werden sie nicht zugrunde gehen, sondern innerlich erstarken. Die Welt, die Kultur, die Gesellschaft, die Kirche schreien geradezu nach der Überwindung des Krieges. Ein bloß gefühlsmäßiges Bedürfnis reicht dazu nicht aus und befriedigt keinen Denkenden. Der praktischen Ablehnung oder doch der weitmöglichsten Zurückdrängung des Krieges muß ein scharf durchdachtes moralisches System zugrunde liegen. Wir

glauben, daß die augustinisch-thomistische Theorie der Welt und der Kirche diesen Dienst leisten kann. Gerade weil sie dem Krieg sein Daseinsrecht so schwer macht, ist sie die praktisch notwendigste und brauchbarste, die sich denken läßt, und kommt dem aus den Wehen des Weltkrieges wiedergeborenen moralischen Bewußtsein in allen Grundgedanken in überraschendster Weise entgegen. Das heutige Bewußtsein verlangt gebieterisch nach jenem »judicium superioris«, dem überstaatlichen Rechtstribunal und Völkerrecht, dessen Fehlen nach dem hl. Thomas die alleinige Voraussetzung für die Erlaubtheit eines Krieges bildet. Das moderne Bewußtsein beschäftigt sich weiter in früher nie gekanntem Maße mit der Frage nach der moralischen Schuld am Kriege. Die Selbstverständlichkeit, mit der früher die Kriege als weiter nicht zu untersuchende Angelegenheiten der Fürsten und Staatsmänner hingenommen wurde, ist vorbei. Man betrachtet heute mehr denn je den Krieg als ein Verbrechen, man verlangt nach Klarstellung der moralischen Schuld und sogar nach regelrechter schärfster Bestrafung der Schuldigen. Das war noch vor zehn Jahren unbekannt, das ist aber genau die augustinisch-thomistische Auffassung von der staatlichen Verantwortlichkeit. Wenn diese Schuld sich bei einem casus belli klipp und klar nie feststellen läßt – umso *besser!* Dann darf der Krieg eben nicht erklärt werden! *Diejenige Kriegslehre ist die beste, die einen Kriegsgrund am schwersten gelten läßt, die der einen Partei immer die Waffen aus den Händen schlägt* – es gibt nach der augustinisch-thomistischen Auffassung keinen Krieg, in dem beide Parteien ein Recht zum Kriege hätten – und die den Staatsbürgern am meisten Handhabe bietet zum Recht der Kriegsverweigerung! Das tut alles die alte, bis zum 17. Jahrhundert in der katholischen Kirche herrschende moral-theologische Schule! Nach jeder Kriegserklärung besteht auf einer der beiden Seiten ein ungerechter Krieg. Augustinus sagt von einem solchen, daß er ein Kampf »für die Sünde sei« (vgl. oben). *Cajetan* erklärt: »Der ungerechte Krieg ist durch sich selbst eine Todsünde«. ¹¹¹ Der hl. *Antoninus*: »Die Soldaten, die in einem ungerechten Kriege sterben, sind verdammt, auch wenn sie nur diese eine

¹¹¹ Thomas CAJETAN: *Summula V, Bellum*.

Todsünde (die Teilnahme an ihm) auf sich hätten«. ¹¹² *Franziskus de Victoria*:

»Keine Autorität kann befehlen, einen Unschuldigen zu töten; in einem ungerechten Kriege aber sind die Feinde unschuldig. Es ist also nicht erlaubt, sie zu töten. Der Fürst macht sich schuldig, wenn er einem solchen Lande Krieg erklärt, *aber nicht nur die, die Böses tun, sondern auch, die ihnen zustimmen, sind des Todes würdig* (Röm. 1,32). Deshalb sind die Soldaten nicht mehr zu entschuldigen, wenn sie bösen Glaubens sind. Es ist nicht erlaubt, selbst auf den Befehl eines Fürsten, unschuldige Bürger dem Tode zu überliefern; ebensowenig ausländische. Daraus folgt, daß, *wenn die Soldaten im Gewissen von der Ungerechtigkeit eines Krieges überzeugt sind, es ihnen nicht erlaubt ist, ihm mitzumachen*, denn alles, was gegen das Gewissen geschieht, ist Sünde.«¹¹³

Über die »gerechte Ursache« sind die einfachen Soldaten vielleicht nicht in der Lage zu urteilen, aber immer über die rechte »Absicht« und »Art« des Krieges. Denn die »rechte Absicht« (*intentio recta*) besteht nach dem hl. Thomas darin, daß das »Gute gefördert und das Böse vermieden« werde. Darüber kann der heutige Staatsbürger ohne Frage urteilen, erst recht über die »gebührende Art« (*debitus modus*). Entspricht diese nicht den Forderungen der Sittlichkeit, so ist der Krieg nach dem hl. Thomas schon allein deswegen ungerecht, und die Soldaten müssen ihre Mitwirkung verweigern. *Victoria* und andere sind zwar der Ansicht, daß der schlechte Krieger nicht die *Pflicht* habe, die Gerechtigkeit des Krieges zu prüfen, aber wohl das *Recht*, und *Victoria* sagt:

»Es können derartige Gründe und Anzeichen für die Ungerechtigkeit des Krieges vorliegen, daß die Unwissenheit für die Untergebenen keine Entschuldigung mehr ist. Sonst wären ja auch die Ungläubigen entschuldbar, die ihren Fürsten in den Krieg gegen die Christen folg-

¹¹² Antoninus VON FLORENZ OP: A. I, p. II, cap. VI.

¹¹³ Franziskus DE VICTORIA: De jure belli II, 2; ebenso Domingo Bannez OP: Sch. com. in. II. IIae 40, dub. 6.

ten, und es wäre ihnen erlaubt, sie zu töten. Ebenso müßten die römischen Soldaten, die Jesus Christus gekreuzigt haben, auf Grund ihrer Unwissenheit entschuldigt werden, weil sie ja nur einen Befehl des Pilatus ausführten«. ¹¹⁴

Das Recht der *Gewissensfreiheit* in der Frage der Beteiligung am Kriege ist wiederum eine Forderung, die von dem modernen Bewußtsein gebieterisch gestellt wird. Die Bewegung der Kriegsdienstverweigerung schwillt unaufhaltsam an. Es mag viel Unheroisches, Unedles, Materialistisches dabei sein. Alles dies wird vom christlichen Gewissen, dem der Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit in allem, was nicht Sünde ist, selbstverständliche Pflicht ist, klar verurteilt, aber die Kriegsdienstverweigerung kann auch von dem höchsten sittlichen Pathos getragen sein und angesichts der Sündflut moderner Kriegsverbrechen heiligste Pflicht werden! Außerordentlich gefährlich ist es allerdings, wenn die moderne Bewegung gegen den Krieg Formen anzunehmen droht, die an die Austreibung des Teufels durch Beelzebub erinnern: rücksichtslose Revolutionierung der Massen gegen die staatliche Autorität, hemmungslose Herrschaft des Individualismus! Aber umso nötiger ist es dann, daß der Schrei des Protestes gegen die schrankenlose Willkür und Grausamkeit des modernen Militarismus da ein Ohr und Echo findet, wo immer noch die größte geistige und sittliche Macht der Erde ihren Thron hat: am Felsen Petri! Von dort aus muß mit aller Kraft und Weisheit das Wahre vom Falschen, das Gute vom Schlechten geschieden werden, es muß zugegeben werden, daß der Protest gegen staatliche Machtüberspannung und militärische Rücksichtslosigkeit, daß auch das Recht, in gewissen Fällen diesen Mächten den Gehorsam um eines höheren Rechtes willen zu verweigern, sich berufen kann auf Schrift und Tradition, auf die edelsten Vertreter der lehrenden und hörenden Kirche! Es muß entgegen einem *anarchistischen* Pazifismus jene klassische Rechts- und Friedenslehre auf den Leuchter gehoben werden, die in der Schule der angesehensten Lehrer der christlichen Welt formuliert worden ist: des hl. Augustinus und des hl. Thomas von Aquin. Ihrem Grundgedanken muß, wie die Vergangenheit bis zum 17. Jahrhundert, so die Zukunft

¹¹⁴ Franziskus DE VICTORIA: De jure belli 1, II.

gehören. Die zur Gerechtigkeit eines Krieges erforderlichen Voraussetzungen, wie sie namentlich der Hauptvertreter des augustinisch-thomistischen Kriegsrechtes, Franziskus de Victoria, aus den Prinzipien der beiden Meister entwickelt hat, lassen sich in folgenden zehn Punkten zusammenfassen:

1. *schweres Unrecht* auf Seiten einer und nur einer der beiden streitenden Parteien.
2. schwere *formelle moralische Schuld* auf einer der beiden Seiten. Bloß materielles Unrecht genügt nicht.
3. zweifelsfreie *Nachweisbarkeit* dieser Schuld.
4. Unvermeidbarkeit der kriegerischen Auseinandersetzung nach Fehlschlagen aller mit ganzem Ernst und ganzer Kraft unternommenen friedlichen Verständigungsversuche.
5. *Proportion* zwischen Schuld und Strafmittel. Ein das Maß der Schuld *überschreitendes* Strafmaß ist ungerecht und unerlaubt.
6. moralische Gewißheit, daß der *Sieg der gerechten Sache* zuteil werden wird.
7. *rechte Absicht*, durch den Krieg *das Gute zu fördern* und das *Böse zu vermeiden*. Das aus dem Kriege zu erwartende Wohl des Staates muß das zu erwartende Uebel übersteigen.
8. *rechte Art der Kriegführung*: Einhaltung der Schranken der Gerechtigkeit und Liebe.
9. *Vermeidung schwerer Erschütterung anderer* nicht unmittelbar in die Kriegshandlung verwickelter *Staaten* sowie der *christlichen Gesamtheit*.
10. *Kriegserklärung* durch eine gesetzlich dazu *autorisierte Obrigkeit* im Namen Gottes zur Vollstreckung seiner Gerichtsbarkeit.

Fehlt eine dieser Voraussetzungen, so wird der Krieg ungerecht. Wann sie in der Vergangenheit vorgelegen haben, in der Gegenwart vorliegen und in der Zukunft vorliegen werden, möge der Leser selbst beurteilen! Sollten sie sich in der heutigen Staatenordnung nicht realisieren lassen, so wird es vielleicht in einem Staatenbunde der Zukunft möglich sein. Dann könnte ein diesem Staatenbund zur Verfügung stehendes internationales Polizeiheer gegen einen rebellischen Gliedstaat eine wirkliche

Strafexekution ausführen. Dann könnte auch die unter Menschen mögliche Sicherheit gegeben sein, daß auf der einen Seite das durch das internationale Rechtstribunal festgesetzte Recht stünde, auf der anderen Seite das Unrecht, auf der einen Seite die Ordnung, auf der anderen Seite die Unordnung. Dann würde auch die sicherste Gewähr bestehen, daß das Unrecht aus der Welt geschafft würde und zwar so, daß den Vollstreckern der Strafe, den Vertretern des Rechtes, vermöge ihrer großen Übermacht und ihrer nur ihnen zur Verfügung stehenden militärischen Machtmittel, möglichst wenig Schaden geschähe. Alles das läge in der Konsequenz des augustinisch-thomistischen Schuld- und Strafgedankens. Eine Schuld, zumal in eigener Sache festzustellen, kann nicht so sehr die Aufgabe einer souveränen Macht allein sein – »niemand ist Richter in eigener Sache« – als vielmehr eines Gerichtshofes, der den streitenden Parteien übergeordnet ist; und eine Strafe zu vollziehen, ist nicht so sehr Sache des Militärs als der Polizei.

Die augustinisch-thomistischen Gedanken entsprechen also in der glücklichsten Weise sowohl den ewig unveränderlichen Forderungen des Naturrechtes wie denen des modernsten Völkerrechtes, wenigstens des von der pazifistischen Schule geforderten. Das heute kodifizierte Völkerrecht kennt nämlich die Frage nach der *moralischen* Erlaubtheit des Krieges nicht mehr: eine Lücke und ein Rückschritt gegenüber dem Mittelalter und dem Altertum.¹¹⁵ Die Synthese alter und neuer Anschau-

¹¹⁵ »Das alte römische Reich hatte noch den Begriff des *bellum justum piumque*. Dieser Begriff war aber ein durchaus formaler. Damit der Krieg ein *bellum justum piumque* sei, war nur die Erfüllung der Vorschriften des Fetialrechtes über die Form der Kriegserklärung erforderlich. Freilich verlangten diese, wenigstens ursprünglich, einen Beschluß des Senates und dessen Ratifikation durch die Centuriatcomitien; später aber trat dieses Erfordernis, dem man doch einige materielle Bedeutung vielleicht nicht immer absprechen konnte, völlig hinter der leeren Zeremonie zurück, die der Pater Patratus an der Grenze des friedlichen Landes mit der in dieses hinübergeschleuderten ›*hasta ferrata et sanguinea praeusta*‹ vornahm. Ja, im Kriege mit Pyrrhus ließ man einen Überläufer aus dessen Heere einen Platz in Rom kaufen, gegen den als friedliches Gebiet der Speer geschleudert wurde, damit der Pater Patratus nicht bis an die Grenze reisen mußte. Auf diese, freilich immer wertloser werdenden Formen gründeten römische Schriftsteller den Ruhm ihres Vaterlandes, daß es niemals einen ungerechten Krieg geführt hätte. Allerdings hat das Fetialrecht wenigstens den Vorteil, daß es den Gegnern eine 33tägige Ueberlegungsfrist offen ließ.« (Heinrich LAMMASCH: Völkermord und Völkerbund, S. 40).

ungen bietet die hier entwickelte Lehre, so daß die Parole lauten muß:
zurück und vorwärts zu Augustinus und Thomas von Aquin!

2. DER KRIEG VOM STANDPUNKT DER OFFENBARUNG

a) Im Alten Testament

Die Untersuchung des Naturrechtes über den Krieg als Gesamterscheinung ergab sehr viel Unnatur und Unrecht. Der Vernichtungskampf der menschlichen Artgenossen untereinander weist schon auf eine Entartung hin, die eigentlich nur auf dem Boden der christlichen Lehre von der tatsächlichen erblichen Belastung der menschlichen Natur durch den Sündenfall am Anfang ihrer Geschichte erklärt werden kann. Immerhin ist der Krieg auch dann noch keine Naturnotwendigkeit. Er ist und bleibt abhängig vom freien menschlichen Willen. Der Krieg ist nur notwendig, wenn der Mensch ihn will, wie er ihn will und solange er ihn will. Daraus folgt die menschliche Verantwortung für den Krieg. Nur als letztes Mittel der Gerechtigkeit darf der Staat ihn unter ganz bestimmten Voraussetzungen gebrauchen, »als Gehilfe Gottes und Rächer seines Zornes gegen den, der Böses tut.«

Die Offenbarung sagt uns, daß Gott dieses Werkzeug in bestimmten Fällen zu bestimmten Zwecken sogar selbst den Menschen in die Hand gedrückt hat. Das Alte Testament berichtet von Kriegen, die nach dem biblischen Wortlaut vom auserwählten Volk im Namen Gottes und auf Geheiß Gottes geführt wurden.¹¹⁶ Es gibt Schrifterklärer, die diese Stellen nicht im buchstäblichen Sinne verstehen. So sagt *Max von Sachsen*: »Das ist alttestamentliche Redeweise, welche alles, was geschieht, auf Anordnung Gottes zurückführt, auch wenn er es genauer Unterscheidung zu folgen nur zuläßt«. Origenes, ein absoluter Kriegsgegner, faßt die alttesta-

¹¹⁶ Andere der dort angeführten Kriege haben mit göttlichem Gebot nichts zu tun. Sie unterliegen wie alle außerbiblischen der Beurteilung des Naturrechtes, waren gut oder schlecht, je nachdem auf der einen Seite die Gerechtigkeit, auf der anderen die Ungerechtigkeit oder auf beiden Seiten die Ungerechtigkeit stand.

mentlichen Kriege sogar allegorisch und typisch auf. Sie sind ihm Schatzenbilder und Vorbilder der geistigen und sittlichen Kämpfe der »erfüllten« Zeit, Kämpfe gegen die Sünde und die Mächte der Finsternis, die den großen Kampf abbilden sollen, den Jesus und die Christen gegen diese führen werden. Einen kriegerischen Gott gibt es nach ihm auch im Alten Testament nicht. »Wären die im Alten Testament erzählten schrecklichen Kriege nicht geistig zu deuten, so hätten die Apostel niemals die jüdischen Geschichtsbücher den Jüngern Christi, der da gekommen ist, Frieden zu lehren, zur Lesung in der Kirche übergeben.«¹¹⁷ Bischof *Ulfilas* ließ bei seiner gotischen Bibelübersetzung aus diesem pädagogischen Grunde die Kriegsbücher des Alten Testamentes überhaupt aus. Allein, wenn wir sie auch in ihrer historischen Echtheit gelten lassen und die göttlichen Kriegsbefehle ganz wörtlich auffassen, so folgt daraus nicht mehr als eine Anordnung Gottes für die ganz bestimmten Fälle und Umstände, in denen jene Kriege geführt werden sollten. Eines würde allerdings auch für die grundsätzliche Beurteilung der Kriege folgen: daß nicht jeder Krieg unsittlich sein kann und als solcher schon zu verwerfen ist. Etwas Unsittliches kann Gott auch nicht als Mittel zum heiligsten Zweck gebieten. Wohl ist es möglich, daß etwas, was sonst unsittlich wäre, dadurch recht und gut wird, daß Gott es für einen bestimmten Fall gebietet. So die Tötung eines Kindes durch den Vater. Wenn also Gott eine solche Tötung gebietet, wie dem Patriarchen Abraham die Tötung seines Sohnes Isaak, so ist ein solcher Akt auf Grund der bloßen Willenskundgebung Gottes gerecht und sittlich, weil Gott die Quelle und die Norm aller Gerechtigkeit und Sittlichkeit ist. Es wäre deshalb auch in sich möglich, daß die Kriege des Alten Testamentes nur darum nicht gegen das Sittengesetz verstießen, weil Gott sie in ganz bestimmten außergewöhnlichen Verhältnissen gebot. Aber wenn bei dem Alten Testament auch kein außergewöhnliches Durchbrechen des gewöhnlichen Sittengesetzes angenommen wird, so kann der Schriftbeweis für die Berechtigung des Krieges doch unter keinen Umständen weiter ausgedehnt werden als nur auf die in der Schrift genannten ganz konkreten Fälle. Es geht nicht an, auf Grund der biblischen Kriege für

¹¹⁷ ORIGINES: Hom. in Jesum Nave. Vgl. Adolf von HARNACK: *Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten 3 Jahrhunderten*, Tübingen 1905.

alle Zeit die Kriege überhaupt in Schutz zu nehmen, wie es häufig geschieht. Auch die Offenbarung steht im Zeichen der Entwicklung, des religiösen, sittlichen und kulturellen Fortschrittes. Nichts ist falscher als zu denken, vom Standpunkt der Offenbarung sei die Welt und die Menschheit eine unveränderliche Größe und alles solle sein, wie es war im Anfange so auch jetzt und in alle Ewigkeit. Das Reich Gottes ist gleich einem Senfkörnlein, das im stillen, aber steten Wachsen zu einem großen Baume wird. Und wenn schon die Menschheit als Ganzes sich nach ihrem tiefen Fall aus rohen Anfängen zu immer höherer Kultur entwickeln sollte, so galt dieses Gesetz für das Reich Gottes ganz besonders. Gott hatte sich zur Verwirklichung seiner Weltregierungspläne ein auserwähltes Volk erkoren, das Träger seiner Gedanken sein, den Monotheismus rein erhalten und mit den sittlichen Grundgesetzen des Dekalogs nach und nach die ganze Menschheit durchdringen sollte. Zu diesem hohen Zwecke mußte es in jenen primitiven Zeiten die außerhalb des Reiches Gottes stehenden und zumeist in heidnischen Unsitten dahinlebenden Völker mit Krieg überziehen. Das Kriegsziel war, auch diese Stämme der Theokratie einzuverleiben und unter den Segen des wahren Gottes zu bringen. Freilich auch unter seine Zucht. Und wenn das Volk Israel die Zuchtrute des Krieges schwang, so mußte es sie auch selber fühlen! Die Israeliten sollten durch eine harte Schule, durch das Gesetz der Furcht und der sühnenden Gerechtigkeit, sich und die sie umgebende Welt hindurchläutern zu einer höheren Gottesordnung, zu einem Reiche des Friedens und der Liebe, als dessen Fürst der Messias, Christus, von Anfang an verheißen war.

Der Krieg hatte also im Alten Bunde ein ganz besonderes Ethos. Es war eine dem damaligen Stande der Menschheit angepaßte Schule Gottes: die Härte des Krieges riß ein der Sinnlichkeit stark ergebenes Volk immer wieder zur physischen und moralischen Kraftentfaltung empor. Es war sodann ein Gericht Gottes: eine Strafe für seine Sünde; endlich auch eine Beglaubigung des wahren Gottes, weil das immer wieder sich behauptende Obsiegen des auserwählten Volkes über alle Feinde, und zwar infolge der unmittelbaren Heerführung Gottes, ein Beweis war für seine göttliche Berufung und Bestimmung. So sind Geschichte und Aufgabe des alttestamentlichen Gottesvolkes ohne Beispiel und ohne Wiederholung. Seine Kriege haben sakralen und manchmal wunderbaren

Charakter. Man kann sogar sagen, daß die menschliche Kriegsführung in jenen Gotteskriegen direkt zur Nebensache und anthropomorphen Verkleidung unmittelbarer Gottestaten wurde, wie es der Ausspruch Gottes im zweiten Buche der Chronik (25,8) dartut: »Wenn du meinst, in der Heeresmacht bestehe der Krieg, so wird dich Gott von den Feinden überwinden lassen, denn Gottes ist's, zu helfen und in die Flucht zu schlagen«.

Demnach ist der Hinweis auf die alttestamentlichen Kriege als Rechtfertigung der jeden religiösen Zweckes baren späteren geschichtlichen Kriege und das Heranziehen alttestamentlicher Texte zur Belebung heutiger Kriegsbegeisterung auf der Höhe neutestamentlicher, christlicher Offenbarung und Entwicklung abzulehnen. Wenn die Befehle Gottes für die Gerechtigkeit und Idealität der Kriege schlechthin etwas beweisen sollen, dann könnte man den Verfechtern dieser Meinung mit ihrem eigenen Argument antworten: gut, Gottes Befehl macht den Krieg gerecht. Zeige mir also den Befehl Gottes für die heutigen Kriege, und auch ich glaube an ihre Gerechtigkeit. Zeigst du ihn mir nicht, so kann ich leider an ihre Gerechtigkeit nicht glauben, weil eine so furchtbare Zerstörung auf allen Gebieten, wie sie zumal der moderne Krieg herbeiführt, nur gerechtfertigt sein kann, wenn Gott sie ausdrücklich gebietet! Dies soll kein Argument schlechthin sein, sondern nur »ad hominem«, für jene Menschen, die die Gerechtigkeit der heutigen Kriege aus den Befehlen Gottes im Alten Testament herleiten.

Ferner wäre das erhabene Ethos und Telos, das den alttestamentlichen Kriegen zugrunde lag, mitzufordern! Die damalige vaterländische Begeisterung war gleichzeitig eine göttliche Begeisterung, die damaligen Soldatenlieder waren religiöse Gesänge, das Töten der Feinde Jahves war für die israelitischen Seelen oft eine religiöse Opferhandlung! Wagt es jemand, den modernen europäischen »Selbstmord« (Benedikt XV.) im Dienste des Militarismus, Kapitalismus und Imperialismus mit dem Kampf für die israelitische Theokratie auch nur von ferne zu vergleichen?

Endlich kennt selbst das Alte Testament etwas Höheres als theokratische Kriegsbegeisterung. Weit charakteristischer für das damals erst in den Anfängen liegende, zu immer höherem Wachstum berufene Gottesreich sind die theokratischen Friedensgedanken. Die vollkommensten

Perioden des alttestamentlichen Gottesbegriffes waren die allerersten und die prophetischen, jene nämlich, die das *universale* Wesen Gottes erkannten und bekannten; es waren gleichzeitig und eben darum auch die Perioden des Weltfriedensgedankens. Gott dachte hier Gedanken der Versöhnung und des Friedens für alle Menschen und Völker. Es waren die unvollkommenen Perioden des religiösen Glaubens und Denkens, wo Gott – auch hier um der Herzenshärte der Menschen willen – sich herablassen mußte, nur ein Bundesgott für ein einzelnes Volk zu sein. Die Propheten als die reinsten Vertreter des alttestamentlichen Geistes erhoben sich über diesen Standpunkt. In ihrem Lichte erscheint der Alte Bund nicht als Stützpunkt für die Verewigung des Krieges, sondern für seine Überwindung!

b) Im Neuen Testament

Öffnen wir das Neue Testament, so sind wir in einer anderen Welt. Gerade, wenn man vom Alten Testament herkommt und die nationale und kriegerische Begeisterung seiner geschichtlichen und poetischen Bücher in sich aufgenommen hat, wirkt der Gegensatz, das vollkommene Fehlen dieses Geistes im Neuen Testament, umso stärker. Kein Wort mehr über kriegerische Heldentaten, gänzliches Verschwinden der nationalen Gesichtspunkte, statt dessen ein überlegenes Hinweggehen über all diesen irdischen Schimmer. Manchmal hat es den Anschein, als sei der Staat für Jesus eine *quantité négligeable*, die gewiß auch ihre Bedeutung hat, der man seine Steuern zahlt und seine Achtung schuldet, die aber gegenüber dem Gottesreich so gar nicht ins Gewicht fällt. Mit welcher Selbstverständlichkeit setzt sich der Heiland über nationale Gegensätze hinweg, wie lieb behandelt er jeden Ausländer, – Ausland war damals schon ein anderer Stamm – der dem Nationaljuden politisch und religiös zuwider war! Aus dieser inneren Überlegenheit heraus muß man die Einstellung des Evangeliums zu Staat und Militär verstehen. Im ersten Stadium des verflorenen Krieges hat man sich große Mühe gegeben, ein weitgehendes Recht des Krieges auch vom Standpunkt des Evangeliums darzutun. Man möchte lächeln über diesen Eifer. Er erinnert an die Unruhe der Jünger, die vom Heiland gern ein Wort über seine irdische Messias Herr-

lichkeit gehört hätten; er wäre ihnen dann lieber gewesen. Die Wahrheit ist, daß Jesus sich weder für noch gegen den Krieg als solchen ausgesprochen hat. Er steht darüber. Ob jemand Zolleinnehmer oder Hauptmann oder Gelehrter oder Priester oder Statthalter, ob er Jude oder Samariter oder Römer, Knecht oder Freier, ob er Mann oder Frau ist, gilt ihm gleich. Er sieht allein auf den Menschen, auf die Seele, auf den Geist, von dem dieser Mensch erfüllt ist. Auch das Waffenhandwerk ist ein Ding, das man gut oder schlecht gebrauchen kann, so wie das Steuereinnahmen und das Rechtsprechen, das Hochzeitfeiern und das Totenbegraben, sogar das Beten und das Sabbathhalten. Wenn der Militärdienst mit allem, was dazu gehört, der Aufrechterhaltung der Ordnung und Gerechtigkeit dient, so ist er gut und wird von Jesus gebilligt. Wenn er in größenwahnsinnigem Hochmut sich anmaßt, zu herrschen, statt zu dienen, zu knechten, statt zu befreien, zu verwüsten, statt zu beschützen, wenn er Ordnung und Gerechtigkeit mit Füßen tritt, Menschen und Staaten gegeneinander hetzt, wenn er in unersättlichem Macht- und Blutrausch Gesundheit und Leben ganzer Völker vernichtet, wenn er vor allem dem Gottesreich unermesslichen Schaden zufügt, es äußerlich und innerlich zerstampft und besudelt – seine Freiheit, seine Tempel, seine Seele – dann muß sich das gütige Auge Jesu in glühende Lohe verwandeln und sein heiliger Mund ihm ein vernichtendes »Weg Satan« entgegenschleudern! Es ist eine Lächerlichkeit, den zu einem Ungeheuer ausgewachsenen Krieg gleichzustellen etwa mit dem Militärdienst des Hauptmanns von Karphanaum; zu sagen: er war diesem Offizier gut und hilfsbereit, also spendet er auch dem Kriege – jedem noch so entsetzlichen Weltkriege – seinen Segen! Es ist eine Blasphemie, den Geist Jesu versöhnen zu wollen mit dem Morast von Sünde, den so ein Krieg, angefangen von seiner verbrecherischen Anzettelung bis zu seiner verbrecherischen Beendigung in einer brutalen »Friedenssicherung« darstellt! Wer wissen will, wie Christus und Paulus über den modernen Krieg denken, der muß ihnen nicht den demütigen Hauptmann von Karphanaum oder den von Jesu Opfertod bis in die Seele hinein erschütterten und umgewandelten Hauptmann unter dem Kreuz oder den frommen Centurio Cornelius gegenüberstellen, sondern jene Politiker und Militärs und Industriellen und Börsenspekulanten, die mit Menschenleibern und Menschenseelen wie mit Würfeln spielen! Zwischen Krieg und

Krieg ist ein gewaltiger Unterschied, es gibt einen gerechten und einen ungerechten Krieg, und es ist, wie wir uns überzeugt haben, fast menschenunmöglich, ohne besonderen Auftrag und Beistand Gottes einen Krieg zu führen, der den Forderungen der Gerechtigkeit und Sittlichkeit entspricht, d.h. dessen Ursache eine sicher feststehende schwere moralische Schuld ist, dessen Ziel die Förderung des Guten und die Vermeidung des Bösen ist, und dessen Weg eine Kriegführung ist, die die Schranken der Gerechtigkeit und Liebe nicht überschreitet. Ein Krieg, der eine so hohe Linie einhielte, wäre ein heiliger Krieg, vor dem man sich in Ehrfurcht neigen müßte, und einen solchen Krieg würde auch Christus, mit dem Evangelium in der Hand, segnen! Man stelle aber die geschichtlichen Kriege mit ihrer Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens (Eroberungssucht, Genußsucht, Herrschaftsucht) vor das Auge und das Herz Jesu! Ob es sich da nicht weinend abwendet mit den Worten: O Welt, o Christenheit, o mystischer Leib der Kirche, von dem ich das Haupt bin – daß du es doch erkannt hättest, was dir zum Frieden diene! So aber ist es vor deinen Augen verborgen!? Von Fall zu Fall, von Soldat zu Soldat, von Krieg zu Krieg urteilt Christus über die Gerechtigkeit, und sein Urteil ist sicher nicht weniger streng als das der mittelalterlichen Theologen! Unmöglich kann man sagen, Christus habe den Krieg als *solchen* als regelmäßiges ordentliches Mittel zur Auseinandersetzung unter den Völkern gut geheißen! Dann kann man aber auch nicht sagen, wie es geschehen ist, das christliche Gewissen sei durch die bloße geschichtliche Tatsache der immer wiederkehrenden Kriege mit ihnen ausgesöhnt. Wenn Christus von Kriegen und Kriegsgerüchten spricht, die sich auf den Untergang Jerusalems, vielleicht auch auf den Untergang der Welt beziehen, so ist darin einmal keine Weissagung enthalten, daß der Krieg eine regelmäßige Erscheinung auch in der christlichen Ära sein werde, besonders aber liegt doch darin keine Billigung! »Greuel« nennt der Herr die mit dem Kriege zusammenhängenden Dinge! Das Evangelium rechnet auch mit der geschichtlichen Tatsache der Sünde, und doch ist eine Aussöhnung des christlichen Gewissens mit ihr ausgeschlossen! Wir sind verpflichtet, die Sünde trotz ihrer sicher eintretenden Wiederkehr für uns persönlich zu vermeiden und, soweit der Einfluß und die Pflicht des einzelnen reicht, auch bei anderen zu beseitigen. Eine ähnliche Pflicht hat das christliche Gewissen gegenüber

dem Kriege, der mindestens eine Folge der Sünde, sicher aber Ursache vieler Sünden und in zahllosen Fällen auch in sich Sünde ist. Das bloße Vorhandensein und geschichtliche Wiederkehren einer unerwünschten Erscheinung kann nie zur Beruhigung des Gewissens genügen.

Man geht weiter und schließt von dem freundlichen Verhalten Johannes des Täufers, des Heilandes, des hl. Paulus gegenüber einigen Militärpersonen auf die Kriegsfreundlichkeit des Evangeliums überhaupt. »Das Evangelium kann unmöglich krieglerfreundlich sein und kriegsfeindlich sein.« Dieser Beweis gleicht folgendem: Das Evangelium kann unmöglich sünderfreundlich und sündefeindlich sein! Jesus macht immer wieder diesen Unterschied zwischen Person und Sache, zwischen Sünder und Sünde: die Sünde verurteilt er, des Sünders erbarmt er sich. Täglich werden wir in die gleiche Lage versetzt. Ein Sozialist kann dem Kapitalismus fluchen und einen einzelnen Kapitalisten segnen, ein Pazifist der grimmigste Gegner des Militarismus sein und der beste Freund eines Soldaten. Wie kann man aus der Tatsache, daß Johannes der Täufer, Jesus und Paulus von den ihnen begegnenden Soldaten mit keinem Wort das Aufgeben ihres Berufes forderten, eine Billigung des Krieges entnehmen! Kommen nicht täglich Christen, Priester, Ordensleute mit Menschen zusammen, deren Weltanschauung und Lebensführung sie vollständig ablehnen, ohne daß es ihnen aber einfällt, die Betreffenden wegen ihres Irrtums zur Rede zu stellen? Christus, Johannes und Paulus sagen den römischen Soldaten ja auch nichts gegen ihre heidnische Religion – haben sie sie deshalb gebilligt? Die evangelische Bekehrungsmethode ist eine überaus zarte: sie läßt ihren Geist langsam wie einen Sauerteig in die jüdischen und heidnischen Massen eindringen und erwartet ein Weichen der entgegengesetzten Irrtümer und Unvollkommenheiten erst allmählich. Aber etwas ganz anderes, dem Kriegsgeist direkt Entgegengesetztes, beweist der freundliche Umgang Jesu und seiner Jünger mit – wohlgemerkt – *fremden* Soldaten: ihr Freisein von jedem Nationalismus!

Es soll hier nicht derselbe Fehler gemacht werden, den die Kriegsverteidiger begehen: den Buchstaben oder eine Zufälligkeit oder ein Bild solange zu pressen, bis der gewünschte Sinn herauskommt, obgleich eine kriegsfeindliche Schriftauslegung viel weniger Mühe haben dürfte als eine kriegsfreundliche! Man kann aus der hl. Schrift alles »bewei-

sen«.¹¹⁸ Ausschlaggebend ist der *Geist* des Evangeliums. Dieser aber ist Gerechtigkeit, Liebe, Demut, Friede. Weil er Gerechtigkeit ist, darum kann er es nicht verbieten, daß man der Ungerechtigkeit unter Umständen mit Gewalt entgegenetrete und sie abwehre. Der radikale Pazifismus, besser: anarchistische Quietismus eines Tolstoi, der auch das nicht gelten lassen will und infolgedessen zu einem Evangelium der Diebe, Räuber und Mörder würde, wenn der Staat sich danach richtete, wird auf evangelischem Boden schon durch den Hinweis auf Jesu Tempelreinigung erledigt.

»Nun war das jüdische Osterfest nahe, und Jesus zog nach Jerusalem hinauf. Im Tempel traf er Leute, die Rinder, Schafe, und Tauben verkauften, und Geldwechsler, die sich dort niedergelassen hatten. *Da flocht er aus Stricken eine Geißel und trieb alle, samt den Schafen und Rindern zum Tempel hinaus, verschüttete den Wechslern das Geld und stieß ihre Tische um.* Zu den Taubenhändlern sprach er: ›Schaffet das weg und machet das Haus meines Vaters nicht zu einer Markthalle!‹ Da gedachten seine Jünger des Schriftwortes ›Der Eifer für mein Haus verzehret mich‹ (Joh 2,14-17)«.

Jesu Wort: »Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen« (Mt 5,39) kann also nicht von einer öffentlichen Duldung öffentlichen Unrechtes verstanden werden. Wohl aber hat er dieses Wort unmittelbar dem alttestamentli-

¹¹⁸ Temperamentvoll schreibt Giovanni PAPINI, dessen »Storia di Christo« im »Hochland« (XX, 12) von Paolo ARCARI als »das wichtigste Ereignis auf dem italienischen Büchermarkt des Jahres 1921« bezeichnet wurde: »Jedesmal noch, so oft Hoftheologen und wirre Poeten es unternahmen, Heldenmut und Christenmut auf einen Reim zu bringen, das Kreuz Christi zum Griff für ein Schwert brauchbar zu machen, Bluttaten, die Haß wecken, zu rechtfertigen mit dem Hinweis auf das Blut, das auf Calvaria geflossen ist, um das Pflänzlein der Liebe zu düngen, jedesmal noch erschien dann, unvermeidlich wie ein Gemeinplatz, die berühmte Stelle aus dem Evangelium auf dem Tapet, die alle auswendig können und die noch selten jemand verstanden hat: ›Glaubt nicht, ich sei gekommen, den Frieden zu bringen, ich bringe das Schwert‹. Welchen Engel soll man vom Himmel rufen, beredt und leuchtkräftig genug, daß er diesen Fälschern mit eiserner Stirne den wahren Sinn dieser Stelle auf tue, die sie so leichtfertig und frech in die Welt hineinschreien? Das Zartgefühl, mit dem sie diese Stelle aus ihrem Zusammenhange herausreißen, ist ungefähr das, mit dem der Orang-Utang in Gärten des Ostens Blumen pflückt.« Zitiert nach Fr. FUCHS: Hochland, September 1923.

chen »Aug um Auge, Zahn um Zahn« (Mt 5,3) entgegengesetzt, d.h. dem »Recht« auf Rache, der Vergeltung des Bösen mit dem gleichen Bösen. Der Sinn seines Gebotes an die Christen ist: Ihr sollt dem Bösen nicht auf böse Weise widerstehen, sondern, wie ich, auf heilige Weise! Meistens wird dieser Widerstand tatsächlich in einem Verzicht auf jede Gewalt bestehen, besonders im Privatverkehr, wenn durch ein zugefügtes Unrecht weiter nichts als die eigene Person verletzt worden ist; immer aber ist es schlechthin Christenpflicht, sich bei der Abwehr eines Unrechtes jedes eigenen Unrechtes zu enthalten. Wenn ein Krieg in dem Geiste geführt werden kann, mit dem Jesus den Tempel reinigte: mit dem verzehrenden Eifer für die Ehre Gottes, als Gehilfe Gottes, als Vollstrecker der Strafe an dem, der Böses tut (Römer 13,4, S. Thom. II. IIae 40,1), dann ist er auch vor dem Richterstuhl des Evangeliums erlaubt, sonst ist er »ungerecht«.

Die Vernunft sagte uns schon, daß die zum kriegerischen Vorgehen berechtigende »gerechte Ursache« mehr sein müßte als eine bloß materielle Schuld. Die evangelische Offenbarung vertieft den Begriff der Gerechtigkeit noch, indem sie – selbst bei schwerer moralischer Schuld des zu Bestrafenden – auch einen ganz reinen *Affekt* bei der Bestrafung fordert. Die Gerechtigkeit des Evangeliums ist eine höhere und tiefere als die der Welt und die des Alten Testaments. Zu den Christen, also auch zu jedem christlichen Politiker, Staatsmann, Feldherrn und Soldaten ist gesagt: »Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde: Du sollst nicht töten, wer tötet wird dem Gerichte verfallen, ich aber sage euch: Wer immer seinem Bruder zürnt, wird dem Gerichte, wer ihn Raka schilt, wird dem hohen Rate, und wer ihn Gottvergessener schilt, wird dem Feuer der Hölle verfallen« (Mt 5,20-22). Das ist die Gerechtigkeit Christi. Sie ist tief, sie ist streng, sie geht bis auf die Herzen und auf die Nieren, d.h. die innerste Gesinnung, sie verbietet nicht nur die ungerichte Tat, sondern schon den ungerechten Affekt.

Wie kann bei solchem Geist noch Raum bleiben für die »Befürwortung« des Krieges durch das Evangelium? Und das ist nur die evangelische Gerechtigkeit, noch nicht die evangelische Liebe! Die evangelische

Liebe verlangt sogar, den Feind zu lieben! Immer: vor dem Kriege, im Kriege, nach dem Kriege:

»Ihr habt gehört, daß gesagt wurde: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen: Ich aber sage euch, liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen und betet für jene, die euch verfolgen und verleumden ... Denn wenn ihr jene liebet, die euch lieben, welchen Lohn habt ihr davon? Tun das nicht auch die Zöllner? Und wenn ihr bloß euren Bruder grüßt, was tut ihr da Besonderes? Tun das nicht auch die Heiden? Seid also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!« (Mt 5,43-47).

Menschen, die gern ganze Christen, aber auch ganze Bürger dieser Erde sein möchten, stehen vor solchen Worten immer wieder ratlos und in ehrlichem, oft schmerzlichem Konflikt ihrer religiösen und weltlichen Pflichten. Es gehört in der Tat eine Weite des Geistes und des Herzens zu ihrem Verständnis und ihrer Befolgung, die nicht eben häufig ist. Alle Sekten lassen diese Weite vermissen. Ihr Sein und Wirken lebt geradezu von der Einseitigkeit. Auf eine Seite, oft nur auf ein Wort des Evangeliums ist ihr Blick gebannt. In dieser Einseitigkeit, die fast immer eine Wahrheit, aber nur eine Teilwahrheit umfaßt, liegt ihre Kraft und ihre Schwäche. Ihre Kraft: weil alles Denken, Streben und Handeln auf den einen Punkt gerichtet sind; ihre Schwäche: weil sie infolgedessen der Universalität ermangeln. Die jeden Krieg unter allen Umständen verwerfenden christlichen Sekten sehen im Evangelium nur Liebe, Duldung und Frieden, nur den Christus, der sanftmütig und demütig von Herzen ist, und der das Unrecht wehrlos leidet. Wenn sie vor der gewaltsamen Reinigung des Tempels durch den Herrn stehen, so sehen sie sich zu so gewundenen Erklärungen genötigt wie dieser:

»Daß der Herr Jesus bei der Reinigung des Tempels sich einer Geißel aus Stricken bediente, zeigt nicht, daß ihm dieses Werk durch die Geißel möglich gemacht wurde oder daß die Krämer die Furcht ergriff um der Geißel willen, sondern es handelte sich um eine göttliche

Machtoffenbarung, welcher sie weichen mußten. Die Geißel mag zur Austreibung des Viehes benutzt worden sein.«¹¹⁹

Ähnlich unbeachtet bleibt auch der ernste Sinn der Worte Pauli, daß die Obrigkeit für das böse Werk zum »Schrecken« sei, »und daß sie das Schwert nicht umsonst trage«, sondern es im Namen Gottes gegen die Übeltäter zu gebrauchen habe (Röm. 13,4). Es wird also über der Betonung der Liebe die der Gerechtigkeit im Evangelium übersehen. Das Evangelium ist weit wie Gott, umspannt äußerste Erbarmung und äußerste Bestrafung, Himmel und Hölle. Die Gerechtigkeit, die Festigkeit, die Strenge, die Abwehr und Züchtigung des Unrechtes dürfen und müssen bleiben – das ist die Antwort an die, die angesichts des Liebesgebotes Christi bis zur Feindesliebe an der Brauchbarkeit des Evangeliums für die Realitäten des Lebens, besonders des Staatslebens, irre werden möchten. Auf der anderen Seite aber dürfen wir sowohl das Liebesgebot wie auch den besonderen Charakter der *evangelischen* Gerechtigkeit nicht abschwächen. Die evangelische Gerechtigkeit ist schon bei der Anwendung von Gewalt frei von jeder sündhaften Leidenschaft, also frei von Haß, Streitsucht, Rachsucht und Habsucht und bedient sich, die äußersten Fälle der Not und des Ärgernisses ausgenommen, überhaupt nicht der gewaltsamen Methode, sondern der geistigen. Und hier ist denen, die mit dem Geist des Evangeliums nicht recht fertig werden, ein Weiteres zu sagen. Sie unterschätzen die *reale Macht* solcher Geistigkeit! Sie glauben, daß die Härte des Lebens und der Menschen über die Methode der Liebe und des Geistes zur Tagesordnung übergehen. Das Schicksal Christi und aller Märtyrer bewiesen es ja! Das Schicksal Christi

¹¹⁹ John HORSCH: Die biblische Lehre von der Wehrlosigkeit, Scottdale Pennsylvanien, Mennonitische Verlagsanstalt, 1920, S. 8. 15. [Anm. ThN: Horsch hat – gegen Stratmann – mit seiner Deutung Recht behalten. Vgl. dazu nur Ulrich WILCKENS: Das Evangelium nach Johannes (Das Neue Testament Deutsch 4) Göttingen 1998, S. 61: »Jesus flicht nun aus Stricken (mit denen die Tiere angebunden warten und die auf dem Boden herumliegen) eine Art Peitsche und treibt damit alle Tiere hinaus, die Schafe zusammen mit den Rindern. (Daß er die Verkäufer selbst zusammen mit den Tieren hinausgepeitscht habe, ist ein häufiges Mißverständnis des Textes)«. Der US-amerikanische Neutestamentler Walter Wink macht zudem darauf aufmerksam: es war »eine Handlung, die diesen Opfertieren das Leben rettet« (Walter WINK: Verwandlung der Mächte. Eine Theologie der Gewaltfreiheit, Regensburg²2018, S. 70).]

und aller seiner wahren Jünger beweisen das Gegenteil! Die von Jesus und seinen Jüngern gehandhabten Waffen der Liebe und des Geistes sind unvergleichlich einschneidender und umwälzender gewesen als die Waffen der kriegerischen Gewalt! Dieses und jenes politische Reich ist durch das Schwert aufgerichtet worden, dann aber auch unausbleiblich durch das Schwert – das eigene oder ein fremdes – innerlich ausgehöhlt, zu Boden geschlagen und letzten Endes überwunden worden. Durch die Methoden des Schwertes bleibt schließlich immer alles nur beim Alten. Die durch sie geschaffenen Werte sind keine Werte, die dem höheren Bedürfnis der Menschheit genügen könnten; solche Werte schaffen allein die Liebe und der Geist! Sie bauen die Welt wahrhaft auf und wahrhaft um. Kultureller Fortschritt (der etwas anderes ist als zivilisatorischer) ist nur da, wo der unkriegerische Geist und die friedfertige Liebe, im besonderen der Geist und die Liebe Christi, wirksam waren. Wo sie gefehlt haben und noch fehlen, ist je nach dem Grade ihres Fehlens nicht der leiseste Unterschied zu der betreffenden Stufe in der heidnischen Antike. Oft geht der Weg des Geistes und der Liebe durch den Mißerfolg. Aber einmal ist dieser Mißerfolg nie ein vollständiger, auch nicht für die ihn unmittelbar angehenden Menschen und Verhältnisse – man denke an den zeitlichen Mißerfolg Christi oder den eines beliebigen Märtyrers – und dann kommt alles auf das Ende an. Dieses ist auf der Bahn, die der Geist und die Liebe zurücklegen, der Triumph!

Leider hat auf dem Gebiete der Politik noch kein Staat den Versuch mit der konsequenten Methode der evangelischen Gerechtigkeit und Liebe gemacht. Es würde sonst dieser Staat der herrlichste und mächtigste der Erde sein! Wie würde die evangelische Menschenbehandlung, die, wie wir sahen, *kein* Verzicht auf Strenge und Strafe ist, die Feinde in Freunde verwandelt haben, so sehr vielleicht, daß sie lieber diesem als dem eigenen Staate hätten untertan sein wollen! Der Wunsch, daß ein solches Reich einmal erstehen werde, wird vor der messianischen Endzeit vielleicht nicht erfüllt werden. Aber das christliche Gewissen muß die Gerechtigkeit und die Liebe Christi als Ideal im Auge behalten, sollte seine Verwirklichung, infolge von Hemmungen, die mehr von außen als von innen kommen müßten, auch nie voll erreicht werden. Die Überwindung des Krieges und alles dessen, was zu ihm führt, ist jedenfalls eines der dringendsten Erfordernisse für eine wahrhaft christliche Politik.

Man greife irgendeinen der zahllosen Anlässe, die im Laufe der Geschichte zum Kriege geführt haben, heraus und messe ihn mit den Augen Jesu! Da ist irgend ein Handelsinteresse des einen Staates durch einen anderen schwer beeinträchtigt worden.

Würde Jesus deshalb dem gekränkten Lande das Recht geben, durch Kriegserklärung Millionen Menschen in den Tod zu schicken, Millionen Sünden heraufzubeschwören? Darf ein König, ein Minister, ein Politiker, der sich Christ nennt, d.h. Jünger Christi, in irgendeinem dieser »casus belli« anders entscheiden als sein Meister Christus? Dies ist die Frage, die für den Christen allein in Betracht kommt. Der Christ, der im politischen Leben eine andere »Gerechtigkeit« zum Grundsatz erhebt als im Privatleben, fällt von Christus ab. Es gibt für ihn keine doppelte Gerechtigkeit, es gibt kein politisches Interesse neben dem religiösen Interesse. Auch die Politik hat religiös zu sein. Die Losung im Staatsleben braucht zwar nicht zu lauten: »Friede um jeden Preis«, sondern »Gerechtigkeit um jeden Preis«! Aber die Gerechtigkeit *Christi*, die das Töten bis auf die Wurzel, den Haß, die Habgier, die Bitterkeit, das Schimpfwort verfolgt! Ein Krieg, der etwas anderes ist als Eifer in dieser und für diese Gerechtigkeit, d.h. für die von Christus verkündete und verlangte sittliche Ordnung, ist vom christlichen Gewissen zu verwerfen. Kann dieses allein erlaubte Ziel – etwa infolge innerer und äußerer Verfassung der heutigen Menschheit – nicht erreicht werden, so verliert der Krieg jedes Daseinsrecht, vor dem Forum des Evangeliums noch dreimal mehr als vor dem des Naturrechtes!

IV.

Der Weltfriedensgedanke

A. In der Vergangenheit

1. AUßERHALB DER KIRCHE¹²⁰

Die Proteste gegen den Krieg werden so alt sein wie dieser selbst. So oft ein Vater, ein Kind, eine Gattin, ein Freund an der Leiche eines Gefallenen stand, war der Schmerz darüber das Ursprüngliche, Natürliche; der Stolz über seinen Heldentod erst das mühsam Abgeleitete, Anerzogene. Zu dem Schmerz gesellte sich unabweislich die Frage nach dem Sinn dieses gewaltsamen Todes, dieser vielen Tode durch Menschenhand, besonders dann, wenn der Hingeraffte dem besiegten Volke angehörte. Welchen Sinn hatte das Opfer, wenn es das Unrecht nicht beseitigt, sondern vermehrt hatte? Wenn der Krieg alle Verhältnisse verschlimmert hatte und der Sieg immer nur ein Beweis für die größere Stärke, nicht aber des Rechtes und der Sittlichkeit war? Auf diese Frage gab es wohl eine Antwort: den Hinblick auf eine doch irgendwie im Völkerleben liegende Notwendigkeit des Krieges; das Fehlen eines irdischen Gerichtes für die Streitfälle der Völker untereinander, infolgedessen das Recht der Selbsthilfe. Aber das Kopfschütteln über die oft so willkürliche und das Maß des Rechtes und Notwendigen wohl immer überschreitende Form der Auseinandersetzung blieb und führte bei allen denkenden und fühlenden Menschen zur Verurteilung dieser Ungereimtheiten und zum Wunsch, es möchte anders werden. Immerhin werden die ältesten

¹²⁰ In diesem Abschnitt werden zwar auch manche Vertreter des Weltfriedensgedankens genannt, die als gläubige Katholiken, sogar als Priester und Ordensleute in jeder Beziehung auf dem Boden der Kirche standen, jedoch ist ihre Stellung zum Friedensproblem mehr eine persönliche oder wissenschaftliche als die offiziell kirchliche. Diese wird im nächsten Abschnitt behandelt.

Völker sich mit dem Kriege leichter abgefunden haben. Nicht nur die Ohnmacht, etwas gegen die unvordenklichen Gepflogenheiten des Völkerlebens auszurichten, sondern auch die weite Kluft zwischen den einzelnen Stämmen der damaligen Welt mußten den Gedanken an eine friedliche Verständigung an Stelle der kriegerischen fernhalten. Der Ausländer war ein unheimlicher Unbekannter, vor dem man auf der Hut sein mußte; er wurde gefühlsmäßig geringer geschätzt als der Volksgenosse. Erst die fortgeschrittene Erkenntnis, daß auch im anderen Lande gleichgeartete Menschen wohnten, deren Freundschaft Vorteil brachte, führte zu Bündnissen und Verträgen. Je mehr der Horizont sich erweiterte, je mehr der Geist das Gemeinsame der menschlichen Natur erkannte, je mehr die Religion den Brudercharakter aller Menschen betonte, je mehr aber auch das nationale und wirtschaftliche Interesse den Nutzen freund-nachbarlicher Beziehungen entdeckte, um so mehr mußte das Bedürfnis nach Frieden wachsen.

Von dem Friedensgedanken im auserwählten Volk wird später die Rede sein. Wie bei den Juden, waren auch bei den Heiden die größten Denker Kritiker des Krieges und zum Teil Propheten eines Friedensreiches. So Plato in der Schilderung der Atlantis. Die erste zwischenstaatliche Einrichtung, die wir kennen, ist der *Amphyktionenbund*, ein von Philipp von Macedonien errichteter Senat zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den einzelnen griechischen Republiken. Nicht weniger als 81 Schiedsfälle sind aus der Geschichte der Hellenen bekannt.¹²¹ Seitdem hat der Bündnis- und der Schiedsgerichtsgedanke immer weitere Fortschritte gemacht. Wenn die Kriege und blutigen Fehden dennoch unaufhörlich weiterdauerten und auch die im Glauben geeinte Christenheit des Mittelalters aus diesen Wirren nicht herauskam, so beweist dies den unendlich langsamen Fortschritt der Kulturentwicklung, aber der Gedanke an eine Ueberwindung dieses Zustandes fand doch immer neue und immer bedeutendere Vertreter. *Augustinus* hat in seinem »Gottesstaat«, *Dante* in seiner »Monarchie« mit dem Problem gerungen. Es waren rein gedankliche Auseinandersetzungen, die der praktischen Durchführung keine Wege weisen wollten. Als erster praktischer Erfolg, dem ewigen Fehdezustand Schranken zu setzen, hat neben häufigen Vermitt-

¹²¹ Anton RAEDER: L'arbitrage international chez les Hellènes, Christiana 1912.

lungsaktionen der Päpste wohl die *Treuga Dei* zu gelten. Mit einer gewissen mittelalterlichen Naivität setzte sie fest, daß wenigstens vom Mittwoch bis Montag die Waffen ruhen sollten.¹²² Endgültig beseitigt wurde die Fehde erst mit der Einführung des »*Ewigen Landfriedens*« durch Maximilian I. auf dem Reichstag zu Worms im Jahre 1495. Eine juristische Instanz, das Reichskammergericht, trat an die Stelle der bewaffneten Selbsthilfe: eine bescheidene, aber typische Etappe auf dem weiten Wege zum Weltgerichtshof.

Den ersten politischen Versuch einer Einigung Europas auf friedlichem Wege scheint um die Wende des 16. Jahrhunderts *Heinrich IV.* gemacht zu haben. In seinen von seinem Minister Sully veröffentlichten »*Mémoires des sages et soziales économiques d'états*« entwickelt er den Plan einer Vereinigung Europas in einer »christlichen Republik« von 15 Staaten, die an Kraft einander gleich sein sollten. An der Spitze dieses Staatenbundes (von 6 Erbmonarchien, 6 Wahlmonarchien und 3 Republiken) sollte ein »gemeinsamer Conseil« aus 60 Vertretern dieser Staaten stehen. Alles war genau bestimmt: die Grenzen, die Zahl der Soldaten, der Pferde, Kanonen und Schiffe und die Höhe der Abgaben. Der Zweck des Planes war ein bewaffneter Dauerfriede unter allen europäischen Bundesstaaten. *Heinrich IV.* wurde ermordet, und so kam der Plan schon aus diesem Grunde nicht zur Ausführung. Er hätte sich auch ohnedies niemals einführen, geschweige denn durchführen lassen. Für einen Staatenbund war Europa noch nicht reif.

Besser waren jene Denker beraten, die sich einstweilen mit der Ausarbeitung eines dem Stande der damaligen Zeit angepaßten *Völkerrechtes* befaßten. Als Vater des Völkerrechtes wird *Hugo de Groot (Grotius)* bezeichnet. Vor ihm haben aber schon der Dominikaner *Franziskus de*

¹²² [Anm. ThN: Der Gottesfriedensbewegung/Treuga Dei kommt erheblich mehr Bedeutung zu als Stratmann ihr hier zugesteht; dies hat die neuere historische Forschung eindrücklich nachgewiesen, vgl. nur Hans-Werner GOETZ: Die Gottesfriedensbewegung im Licht neuerer Forschungen. In: Arno BUSCHMANN / Elmar WADLE (Hg.): Landfrieden – Anspruch und Wirklichkeit, Paderborn 2002, S. 31-54 und die ältere Gesamtdarstellung von Hartmut HOFFMANN: Gottesfriede und Treuga Dei, Stuttgart 1964, sowie zu weiteren Aspekten des Themas »Frieden im Mittelalter« Gerd ALTHOFF (Hg.): Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute, Darmstadt 2011.]

Viktoria¹²³ und der Jesuit *Suarez* bedeutende Arbeiten auf diesem Gebiete geleistet (vgl. das vorige Kapitel). Sie befaßten sich allerdings nur mit der moral-theologischen Seite des Problems, nicht mit der organisatorisch-praktischen. Dies tat Grotius, indem er in seinem berühmten Buche »De jure belli et pacis« (1624) ein internationales Schiedsgericht forderte. Interessant ist der Plan des calabresischen Dominikaners *Thomaso Campanella* (1568 bis 1639) zu einer Universalmonarchie unter der Führung des Papstes. (De monarchia hispanica, erst 1653 veröffentlicht). Einen ähnlichen Vorschlag machte wenige Jahre später ein deutscher Fürst, *Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels* (1623-1693). In der richtigen Erkenntnis, daß im Katholizismus vermöge seiner einheitlichen Gedankenwelt und seiner einheitlichen, strengen Disziplin die stärksten friedeschaffenden und völkerverbindenden Kräfte gelegen sein müßten, schlug er die Errichtung eines Bundes aller katholischen Fürsten vor. Konflikte sollten vor einem Schiedsgericht in Luzern, der zwischen den beiden größten katholischen Mächten, Österreich und Frankreich, besonders glücklich gelegenen Stadt, unter dem Vorsitz des Papstes geschlichtet werden. Die Idee einer derartigen weltpolitischen katholischen Vereinigung, deren Daseinsrecht niemand bestreiten dürfte, ist so bestechend, daß ihre Verwirklichung heute noch mutatis mutandis, ernstlich erwogen werden sollte. An die Stelle der katholischen Fürsten würden heute die führenden katholischen Politiker treten müssen, es wäre ein katholisches Seitenstück der »interparlamentarischen Union«. Die nächsten bedeutendsten Verfechter des internationalen Schiedsgerichtsgedankens waren *Samuel Pufendorf* (1632-1694) und *Christian Thomasius* (1655-1728). Auf das Problem einer über völkerrechtliche Abmachungen hinausgehenden Vereinigung aller Staaten kam um diese Zeit der französische Karmeli-

¹²³ Über seine Persönlichkeit vgl. Anmerkung 78. Ernest NYS, Völkerrechtslehrer in Brüssel, nennt ihn einen »unvergleichlichen Meister« und sagt, eine charakteristische Seite der Lehre Viktorias sei die lebendige Beschäftigung mit den großen politischen Tagesfragen gewesen; bei der Gründlichkeit und Eleganz seiner Werke, die eine so schöne Liebe zur Menschheit atmeten, sei es umso bedauerlicher, daß er und seine Schüler keinen größeren Einfluß auf die Wissenschaft des Völkerrechts gehabt hätten. (Les publicistes espagnols et les droits des Indiens. In: Revue de droit international et de législation comparée (1889) t. XXI, p. 532).

termönch Emeric Crucé zurück. Sein Buch »Le nouveau Cynée¹²⁴« (1623) enthält den ersten vollständigen Plan einer Organisation der ganzen Welt bei Wahrung der Selbständigkeit der Einzelstaaten. Auch die außereuropäischen Staaten sollen also in den Bund einbezogen werden. Crucé erhebt auch schon die moderne pazifistische Forderung nach Freihandel. Ewig beachtenswert bleiben seine Mahnungen an die Fürsten, vor ihren militärischen Ratgebern auf der Hut zu sein und eine Ehre zu verachten, die durch Blutvergießen erkaufte sei. »Der Krieg ist geeigneter, ein Ansehen zu vernichten als eins zu schaffen«. Einen sehr geachteten Namen hat in der Geschichte des Pazifismus der fromme französische Erzbischof *Fénélon* (1651-1715). Alfred Fried sagt von ihm:

»Er ist der erste folgerichtige Pazifist an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, der den Krieg, sofern er nicht zur Verteidigung dient, unbedingt verwirft. Zwischen Diebstahl und Eroberung kennt er keinen Unterschied. Jeder Krieg, selbst der glücklich beendete, stiftet seiner Meinung nach mehr Böses als Gutes: ›Die Nationen der Erde‹, sagt er in seinem ›Telemach‹, bilden nur eine und dieselbe Familie, und anstatt grausamer als die Tiere mit einander zu kämpfen, sollten sie einen großen Bund schließen in einem Kongreß aller Fürsten.«¹²⁵

Fénélons Landsleute, *Pascal, Boileau, La Bruyère, Pierre Bayle* wandten sich gleichfalls gegen den Krieg. Es ist überhaupt erstaunlich, und zugleich erfreulich, wie viele bedeutende Friedensfreunde damals und später gerade unter den Franzosen gewesen sind. Einer der berühmtesten war der katholische Priester *Charles Irénée Castèl de St. Pierre* (1658-1743). Sein dreibändiges Werk »Project de la paix perpetuelle« hat lange Zeit hindurch die politische Literatur beschäftigt und enthielt weniger künstliche Vorschläge als das Werk Heinrichs IV. Ein für die damalige Zeit großzügiger Gedanke liegt in dem Plan einer *gemeinsamen europäischen Heeresmacht* zur Aufrechterhaltung der Ordnung nach innen und außen. *Rousseau* und *Leibniz* traten für das Projekt ein, aber Leibniz vergaß nicht,

¹²⁴ *Cynée* = KYNEAS, dieser soll dem Pyrrhus den Rat gegeben haben, von einem Kriege mit den Römern Abstand zu nehmen.

¹²⁵ Alfred Hermann FRIED: Handbuch der Friedensbewegung, Berlin-Leipzig 1911.

wie schwierig es sei, mit derartigen überstaatlichen Plänen an die dynastisch interessierten Fürsten heranzutreten. In einem Briefe an den Autor schrieb er, nur ein Minister, der im Sterben liege, könne das wagen, und auch nur dann, wenn er keine Familie hinterlasse und nicht gezwungen sei, über sein Grab hinaus Politik zu machen. *Voltaire* übergroß den Plan des Abbé mit grimmigem Spott, aber nicht minder die landläufige Anschauung, daß Pest, Hungersnot und Krieg als gleich unvermeidliche höhere Schicksalsmächte anzusehen seien; das treffe nur für die beiden ersten zu, aber »der Krieg wird von *Menschen* gemacht, von 300-400 Personen, die die Welt beherrschen und unter dem Namen Fürsten oder Minister bekannt sind!« Mit nicht weniger Wahrheit vergleicht *David Hume* die Kriegführenden mit »betrunkenen Tölpeln«, die sich in einem Porzellanladen mit Knüppeln prügeln und nachher noch eine ungeheure Rechnung zu bezahlen haben. Die französischen *Encyklopädisten* waren theoretisch scharf gegen den Krieg, aber als ernst zu nehmende Friedensfreunde scheiden sie aus, weil sie mit ihren Ideen das Feld für die brutale Gewalttat der französischen Revolution bereiteten.

Die Pläne der gewaltsamen Weltverbesserer waren durch die Revolution, die Diktatur der Masse und Napoleon, die Diktatur eines einzelnen, stark ad absurdum geführt worden. Da kam *Immanuel Kant*. Dieser nüchterne und abstrakte Denker zog die Frage aus der praktischen Politik, ja überhaupt gewissermaßen aus der zeitlichen Gebundenheit heraus und erörterte die Idee eines friedlichen Weltstaates lediglich »an sich«. Sein philosophischer Entwurf »Zum ewigen Frieden« (1795) wird immer ein klassisches Werk des Pazifismus bleiben. Schon rein äußerlich betrachtet ist es kein geringes argumentum ex auctoritate, wenn ein Denker wie Kant die Frage des ewigen Friedens der ernstlichen Erörterung für wert erachtet und dann im positiven Sinne löst. Mit dem überlegenen Lächeln über die Bestrebungen des Pazifismus ist es dann doch vorbei. Man kann Kants philosophische Arbeiten, seine Kritik der Erkenntnis, seine religiösen und ethischen Anschauungen bekämpfen, aber man kann sie nicht belächeln. Was bald nach Erscheinen der Kantschen Schrift der Hallenser Professor *Ludwig H. v. Jakob* in den »Annalen der Philosophie« schrieb: »Die Männer und Weiber«, die ihn mit ihren einfältigen Argumenten kritisieren zu müssen meinen, möchten doch bedenken, daß Kant wenigstens ebenso klug wie sie sei und ihre Einwürfe

besser als sie selber hätte durchdenken können, behält seine Geltung. Irreführend ist nur der Titel »Zum ewigen Frieden«. Denn die Schrift ist bei aller idealen Grundeinstellung und Zielsetzung vollkommen frei von utopischen Gedankengängen. *Cuno Fischer* charakterisiert sie richtig, wenn er sagt:

»Sie sei ohne alle Schwärmerei, ohne alle weichliche Philantropie, die beide der Philosophie und dem Charakter Kants gleich fern lagen. Hier bewährt sich an ihm selbst jener Unterschied, den er so nachdrücklich hervorgehoben hat, zwischen Schwärmerei und Enthusiasmus. Es war die Gerechtigkeit, welche er darum so gründlich verstand, weil er sie so gründlich liebte. Die Gerechtigkeit ist nicht philanthropisch, noch weniger schwärmerisch. Und eines wollte sich Kant nie einreden lassen: daß die Gerechtigkeit utopisch sei. Den Satz ›fiat justitia et pereat mundus‹ ließ er gelten und übersetzte ihn so: es geschehe, was recht ist, und wenn alle Schelme in der Welt darüber zugrunde gehen«. ¹²⁶

Der Realismus Kants zeigt sich besonders darin, daß er von der Voraussetzung ausgeht: »Der Friedenszustand unter Menschen, die neben einander leben, ist kein Naturzustand (*status naturalis*), der vielmehr ein Zustand des Krieges ist« (wenn auch nicht in dem Hobbeschen Sinne). Der Friede muß deshalb durch Herrschaft des Geistes und der Moral über die bloße Natur erst »gestiftet« werden. Freilich betont Kant nachdrücklich, daß schon die Natur keineswegs zum Kriege dränge, sondern mit der gleichen Stärke nach Ruhe und Frieden verlange. Den Einwand, den später Bismarck mit Kants Worten wiederholte, »es müsse ein Staat von Engeln sein«, der die zwischenstaatlichen Beziehungen mehr nach Recht als nach Interesse und Gewalt regele, beantwortet er mit der treffenden Bemerkung, daß auf dem Wege der staatlichen und zwischenstaatlichen Organisation »der Mensch, wengleich nicht ein moralisch guter Mensch, dennoch ein guter Bürger zu sein gezwungen« werden könne. »Man kann dies auch an den wirklich vorhandenen, noch sehr unvollkommenen organisierten Staaten sehen, daß sie sich doch im

¹²⁶ Cuno FISCHER: *Geschichte der Philosophie* Bd. V, S. 167.

äußeren Verhalten dem, was die Rechtsidee vorschreibt, schon sehr nähern, obgleich das Innere der Moralität davon sicherlich nicht die Ursache ist.« Alle von Kant aufgestellten Bedingungen zur Herbeiführung eines dauernden Friedens sind maßvoll, einer *allmählichen* Entwicklung und Umbildung Rechnung tragend. So fordert er: »Stehende Heere sollen *mit der Zeit* ganz aufhören.« »Es sollen sich keine Staaten im Kriege (das einstweilige Weiterbestehen der Kriege wird also vorausgesetzt) solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen.« Eine wesentliche Voraussetzung für ein Aufhören der Kriege sieht Kant in der Umbildung der oligarchischen Staatsformen in echt demokratische. Solange noch ein einzelner oder eine kleine Gruppe von Interessenten das Schicksal der Völker in der Hand haben, wird ein Krieg immer wieder leichtfertig wie ein Schachspiel unternommen werden.

»Wenn aber die Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, ob Krieg sein soll oder nicht, so ist nichts natürlicher als daß, da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten, sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen. Dahingegen in einer Verfassung, wo der Untertan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigentümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten und dergleichen durch den Krieg nicht das Mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Corps die Rechtfertigung desselben gleichgiltig überlassen kann«.

Ganz dem heutigen Empfinden entspricht endlich die Art, wie sich Kant eine zukünftige Staatenorganisation denkt. Das Beste, meint er, wäre wohl, wenn die Einzelstaaten, unter Verzicht auf ihr bisheriges schrankenloses Selbstbestimmungsrecht einen einzigen Völkerstaat bildeten, »der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde«.

»Da sie dieses aber nach ihrer Idee vom Völkerrecht durchaus nicht wollen, mithin, was in thesi richtig ist, in hypothesi verwerfen, so kann an die Stelle der positiven Idee einer Weltrepublik, (wenn nicht alles verloren werden soll) nur das negative Surrogat eines den Krieg abwehrenden, bestehenden und sich immer ausbreitenden Bundes, den Strom der rechtscheuenden, feindseligen Neigung aufhalten, doch mit beständiger Gefahr ihres Ausbruches«.

Also nicht eine Vereinigung, sondern nur eine Verbindung; nicht einen Völkerstaat, sondern nur einen Völkerbund fordert Kant und wahrt damit sowohl das nationale wie das übernationale Interesse. Die gleiche Verbindung von fortschrittlichem Idealismus und klugem Realismus zeigt die ganze Schrift. Für die damalige Zeit aber war der philosophische Entwurf zu weltfremd; eine unmittelbare praktische Wirkung hat er nicht gehabt.

Immerhin sorgte eine Reihe von gelehrten Arbeiten dafür, daß seine Ideen nicht untergingen. Im Sinne Kants schrieben in den nächsten Jahrzehnten Lud. Heinr. v. Jakob, Wilh. Traugott Krug, Schelling, Karl Salomo Zachariae, Jacob Fries, der Jurist Gustav Hugo, die Philosophen Herm. Lud. Heeren, Karl Fried. Krause, der Russe Malinowski und die Franzosen Agricola, Batain, und Goudon d'Asson. Sehr energisch trat Jean Paul in mehreren seiner Schriften gegen den Krieg auf. In einer »Kriegserklärung gegen den Krieg« schrieb er: »Das Unglück der Erde war bisher, daß Zwei den Krieg beschlossen und Millionen ihn ausführten, indes es besser gewesen wäre, daß Millionen ihn beschlossen hätten und Zwei gestritten!« Selbst Johann Gottlieb Fichte vertrat in seiner ersten Zeit kantische Ideen, und als er dann in seinen »Reden an die Deutsche Nation« den Befreiungskrieg predigte, hatte er doch das Bedürfnis, ihn gegenüber den bisher üblichen Kabinettskriegen als einen Fortschritt zu preisen und betrachtete den nunmehrigen Volkskrieg sogar als einen Weg, der zum allgemeinen christlichen Völkerstaat führen sollte. Daß sich nach Beendigung des großen Ringens auch die Fürsten und selbst Napoleon einer größeren Verantwortung für die Ruhe und den Frieden der von ihnen abhängigen Menschen bewußt wurden, beweist die »Heilige Alliance«, in der die Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich sich das Versprechen gaben, von nun an »nur nach den Vorschriften der

Gerechtigkeit, der christlichen Liebe und des Friedens« zu regieren und sich »in Hinsicht ihrer Untertanen und Armeen als Familienväter anzusehen.« Napoleon soll in seiner äußeren und inneren Retraite auf St. Helena noch umfassendere Friedensbestrebungen geäußert haben. Las Cases läßt das gebrochene Herrschergenie der Nachwelt sagen:

»Der Friede von Moskau hätte meine Kriegsexpeditionen beendet. Er hätte den Beginn der Sicherheit bedeutet. Ein neuer Horizont, neue Arbeiten, erfüllt vom Wohl und Gedeihen aller hätten sich entwickelt. Das europäische System wäre begründet gewesen, es handelte sich nur mehr darum, es zu organisieren. Auch ich hätte meinen Kongreß und meine Heilige Alliance gehabt. Das sind Ideen, die man mir gestohlen hat Die Aufgabe des Jahrhunderts wäre erfüllt, die Revolution vollendet worden; es handelte sich nur darum, es zu verbessern mit dem, was sie nicht zerstört hatte. Mir oblag diese Aufgabe. Ich hatte sie langer Hand vorbereitet, vielleicht auf Kosten meiner Popularität; das ist aber gleichgültig. Ich wäre der Brückenbogen der alten und neuen Alliance geworden, der natürliche Vermittler der alten und neuen Ordnung der Dinge.«¹²⁷

So gut gemeint, nützlich und notwendig die Friedenspläne der Fürsten und Philosophen sein mögen – eine Ueberwindung des Krieges ist [von] ihnen nicht zu [er]hoffen, wenn nicht das *Volk*, das seine furchtbaren Kosten im wesentlichen allein zu tragen hat, in seiner Gesamtheit oder großen Mehrheit diese von Menschen verfertigte Geißel selbst zerbricht! Die Friedensgedanken und -Bestrebungen müssen, um Erfolg zu haben, im weitesten Umfang *populär* werden. Wenn auch anfänglich außerordentlich langsam, drangen die kriegsfeindlichen Ideen der Philosophen von oben doch mehr und mehr nach unten in die Massen. Viele falsche Ideen kommen von oben und sie wirken sich dann unten in ihrer unerbittlichen Konsequenz umso verhängnisvoller aus. So war es auch mit der Ideensaat, die von den geistigen Urhebern der französischen Revolution kam. Aber was Newman von den religiösen Häresien sagt: daß sie immer von dem Stück positiver Wahrheit lebten, mit dem sie erfüllt

¹²⁷ Emmanuel DE LAS CASES: Memorial of St. Helena V, S. 398.

seien, nicht von dem negativen Irrtum, der schließlich ihre Auflösung herbeiführe, das gilt auch von den politischen Häresien. Auch die französische Revolution hatte ihren Wahrheits- und Rechtsgehalt, und einer ihrer guten Kerne war die alte, aber im politischen und sozialen Leben vergessen gewesene Wahrheit von der Brüderlichkeit aller Menschen. Die Revolution hatte sie zwar aufs schlimmste verzerrt und verunreinigt, aber sie hatte sie doch für die Augen der breiten Masse unter dem Schutt absolutistischer Vergewaltigungen hervorgezogen und mit lautem Lärm in die Welt hineingeworfen. Da ging sie von nun an als gesellschaftsprogrammatische Forderung nicht mehr unter. Von dem Gedanken der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller Menschen ist der Friedensgedanke unzertrennlich. Er wird nun auch immer mehr Gemeingut ganzer Gesellschaftsgruppen, nachdem er, wie wir gesehen, vorher nur von einzelnen Individuen vertreten worden war, wenigstens als weltpolitischer Gedanke. Auch als Reaktionserscheinung gegen allzu viel Blutvergießen begreift er sich. Hinzu kam, daß die Entwicklung des Handels und der Industrie, materielle und geistige Bedürfnisse und ihre leichtere Befriedigung durch verbesserte Verkehrsmöglichkeiten – kurz, daß das zivile Interesse dem militärischen den Rang immer mehr streitig machte. Wenn der Militarismus trotzdem wuchs, so wuchs aber auch der Protest gegen ihn, und zwar nun nicht mehr bloß in einzelnen Köpfen, sondern auch in ganzen Gruppen. Als erster organisierter Kriegsprotest in der Neuzeit hat das entschlossene Vorgehen der *Quäker* in England und Amerika zu gelten. Wir werden ihrer später gedenken. Auf weltlicher Seite rief das im Jahre 1815 veröffentlichte Buch des Dr. Worchester »Kriegsforschungen« eine mächtige Bewegung hervor. Damals bildeten sich an vielen Orten der Vereinigten Staaten die ersten Friedensgesellschaften (*Peace-Societies*). Organisatorisch ganz unabhängig davon entstand in demselben Jahre in *London* eine Friedensorganisation, sechs Jahre darauf in *Paris* die kriegsfeindliche Gesellschaft »der christlichen Moral«, 1830 ein ähnliches Unternehmen in *Genf*. Der erste gemeinsame Versuch, die Weltpolitik praktisch zu beeinflussen, wurde auf einem Kongreß in London von den englischen, amerikanischen und französischen Vorkämpfern unternommen, indem an alle Regierungen der zivilisierten Staaten das Gesuch gerichtet wurde, in allen internationalen Traktaten einen Artikel aufzunehmen, der den Mächten die Verpflich-

tung auferlegt, im Falle von Mißverständnissen wegen der Innehaltung der Verträge die Vermittlung eines oder einiger befreundeter Staaten anzurufen. Der französische König, Louis Philippe, sagte damals dem Kongreßdelegierten: »Der Friede ist für alle nötig und der Krieg kostet zum Glück so viel, daß man nicht häufig zu ihm seine Zuflucht nehmen kann. Persönlich bin ich überzeugt, daß der Tag kommen wird, wo er aus der zivilisierten Welt verschwindet.« In jenen Jahren stand in Amerika ein einfacher Bürger, Elihu Burrit (1810-1879), der vom Grobschmied zu umfassender Bildung emporgestiegen war, als glühender Friedensapostel auf. Burrit erregte nicht nur als Volksredner in den breiten Massen Amerikas und Englands größtes Aufsehen, sondern es gelang ihm auch, zwei große Kongresse in Brüssel und Paris zustande zu bringen, deren letzterer energische Aufrufe an die Geistlichkeit und die Presse ergehen ließ. So wurde die Friedensbewegung immer mehr Volksbewegung. Die Könige vergangener Zeiten brauchten sich um die öffentliche Meinung wenig zu kümmern, zumal das Volk politisch mundtot war. Je mehr aber die Machtverhältnisse sich verbreiterten und anstelle der Wenigen große Körperschaften ihre Träger wurden, um so mehr mußte sich auch die Politik nach den Interessen und Anschauungen des Volkes richten, und dieses war immer in der Tiefe seiner Seele dem Kriege abgeneigt.

Ein imposanter internationaler Friedenskongreß fand vom 22.-24. August 1849 in Paris unter dem Vorsitz *Victor Hugos* und dem Ehrenvorsitz des dortigen Erzbischofs statt. Aus den Vereinigten Staaten waren 23 Delegierte, darunter 2 befreite Sklaven, erschienen, England war mit 300, Frankreich mit 230, Belgien mit 23 Teilnehmern vertreten, aus Deutschland war Dr. Carové (Heidelberg) und Fried. Bodenstedt (Berlin) anwesend, und eine Reihe anderer deutscher Universitätsprofessoren hatten schriftlich ihre Sympathie zum Ausdruck gebracht. Das politische Glaubensbekenntnis dieses Kongresses formulierte Victor Hugo mit folgenden Worten:

»Es wird einst der Tag kommen, an dem die Waffen auch euch aus der Hand fallen werden, an dem der Krieg gerade so absurd scheinen und ebenso unmöglich sein wird zwischen Paris und London, zwischen Petersburg und Berlin, als er jetzt unmöglich ist zwischen Basel und Zürich, zwischen Glarus und Schwyz. Ein Tag wird kommen, an

dem du Frankreich, du Rußland, du England, du Deutschland, an dem ihr alle, ihr Länder des Festlandes, euch eng zu einer höheren Einheit zusammenschließen werdet wie die Kantone der schweizerischen Eidgenossenschaft, die sich vereinigten zu unserer Schweiz, ohne ihre verschiedenen Eigenschaften und ihre rühmlichen Eigentümlichkeiten zu verlieren. Ein Tag wird kommen, an dem es keine anderen Schlachtfelder geben wird als die Märkte, die sich dem Handel, und die Geister, die sich den Ideen öffnen. Ein Tag wird kommen, an dem die Kugeln und Bomben ersetzt werden durch die Stimme, durch das allgemeine Wahlrecht der Völker, durch das Friedensgericht eines großen souveränen Senates, der für Europa das sein wird, was das Parlament für England ist, der Reichstag in Deutschland, die Bundesversammlungen für die Schweiz. Ein Tag wird kommen, an dem man eine Kanone im Museum zeigen wird, wie man dort heute ein Folterinstrument schaut, und wo man staunt, daß das hat sein können!«

Der dritte dieser internationalen Friedenskongresse fand im August des nächsten Jahres in *Frankfurt/M.* statt. Deutschland war hier schwach beteiligt, aber denkwürdig ist wieder die Äußerung eines seiner besten Köpfe, *Alexanders von Humboldt*, der an den Kongreß ein Schreiben richtete, in dem der Satz vorkam: »Die ganze Vergangenheit lehrt, wie unter dem Schutz eines höheren Waltens in dem Leben der Völker eine lang genährte Sehnsucht nach einem edlen Zweck gerichtet, doch endlich ihre Befriedigung findet.«

Die wachsende Abneigung der öffentlichen Meinung gegen den Krieg kam zum Ausdruck in einer Kundgebung, die die katholisch-konservative »*Ligue internationale et permanente de la Paix*«, gegründet 1867 in Paris von *Frédéric Passy*, auf ihrem Pariser Kongreß im Jahre 1869 in die Welt gehen ließ:

»Die Rechtfertigung des Krieges gleicht einer Herausforderung an das öffentliche Gewissen. Neue Kräfte sind aufgetreten, die dem Kriege ein größeres Gegengewicht entgegenstellen als in vergangenen Zeiten; es sind dies die Industrie und die politische Freiheit. Die gewaltige Mehrzahl der Bevölkerung Europas wünscht den Frieden,

und trotzdem befindet sich ganz Europa seinen eigenen Interessen entgegen unter Waffen. Als einziges Mittel zur Beseitigung dieses Zustandes erscheint eine engere und allseitige Gemeinschaft der Menschen und eine politische Vereinigung nach Art der in den Vereinigten Staaten bestehenden«.

An die Seite dieser katholischen Organisation trat im gleichen Jahre die in Genf gegründete freisinnige »Ligue internationale de la Paix et de la Liberté«, die in kurzer Zeit nicht weniger als 60.000 Mitglieder, darunter erste Namen zählte. Auf deutscher Seite ist der im Jahre 1869 von dem bekannten Gelehrten und Führer der freisinnigen Partei *Rudolf Virchow* eingebrachte Antrag bemerkenswert:

»In Erwägung, daß die Höhe der Ausgaben des Norddeutschen Bundes wesentlich durch den Militäretat bestimmt wird, und daß die dauernde Erhaltung der Kriegsbereitschaft in fast allen Staaten Europas nicht durch die gegenseitige Eifersucht der Völker, sondern durch das Verhalten der Kabinette bedingt wird, ist die königliche Regierung aufzufordern, dahinzuwirken, daß durch diplomatische Verhandlungen eine allgemeine Abrüstung herbeigeführt wird.«

Alle diese Anstrengungen blieben weit hinter ihrem Ziel zurück. Es waren Bewegungen, die, wenn sie zehn Schritte vorwärts getan hatten, um neun zurückgeworfen wurden, aber dieser eine Schritt blieb doch getan. Die Kriege wurden noch nicht seltener, aber das öffentliche Gewissen wurde mehr und mehr gegen den unsinnigen und unsittlichen Kriegesgeist geschärft. Ein praktisches Ergebnis dieser Stimmung war einstweilen nur die *Genfer Konvention vom Jahre 1864*, verbessert 1867. Sie stellte Lazarette, Verwundete und Sanitätspersonen unter internationalen Schutz und schuf die internationale Organisation vom »*Roten Kreuz*«.

Einen ungeheuren Rückschlag bedeutete vom Standpunkt der Kultur- und Menschheitsgeschichte der *Deutsch-Französische Krieg von 1870-71*. Der Friedensschluß barg den Keim einer neuen Auseinandersetzung zwischen den beiden Ländern in sich, auf die sich dann auch Kriegsindustrielle und Schriftsteller an der Seite der beiderseitigen Armeen mit unerhörtem Zynismus vorbereiteten. Die Friedensorganisationen hielten sich zwar, es fanden auch weiterhin große internationale Kongresse,

auf denen Fred. Passy immer wieder eine führende Rolle spielte, statt, aber die Massen standen nicht hinter ihnen. Die Franzosen huldigten dem Militarismus aus Hoffnung, das Verlorene wiederzugewinnen, die Deutschen aus Furcht, das Gewonnene wieder zu verlieren und auf eine Entladung der Welt gegen sie gefaßt sein zu müssen. Da konnte der Friedensgedanke keine Eroberungen machen. Aber der politische Idealismus kann nie ganz aussterben. Im besiegten Frankreich entstand 1887 die heute noch bestehende und führende pazifistische Gesellschaft »*La paix par le droit*«. Französische Studenten waren es, die ihn ins Leben riefen. Noch bedeutungsvoller sind die im folgenden Jahre, ebenfalls auf französischem Boden beginnenden Verhandlungen über eine starke internationale Organisation aller Friedensgesellschaften. Neun englische und 25 französische Parlamentarier beschlossen im Oktober 1888 in Paris, regelmäßige interparlamentarische Konferenzen abzuhalten, und legten den Grund zu der »*Interparlamentarischen Union*«. Nach Tagungen in London, Bonn und Bern entstand das »*Interparlamentarische Büro*«, das als Berner Büro heute das Hauptquartier des organisierten Pazifismus ist. Auch auf deutscher Seite regte es sich nun. Führend war hier nicht das deutsche Organisationstalent oder der deutsche Verstand, sondern das deutsche Gemüt. Eine Frau steht an der Spitze der deutschen Friedensbewegung, *Berta von Suttner*, deren Roman, »*Die Waffen nieder*« wohl zum ersten Mal in deutschen Landen mit kühnem Mut dem Krieg die Gloriole vom Haupte riß und ihn als abscheuliche Unmenschlichkeit an den Pranger stellte. Der Roman, der 1890 erschien und in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, ist in der Motivierung manchmal zu weich und wegen häufigerer einseitiger und halbwarer Urteile über religiöse Dinge für religiöse Leser kein reiner Genuß. Aber die Tapferkeit und Energie, mit der hier die Kehrseite der kriegerischen Ruhmesmedaille gezeigt wird, ist zu loben und von historischer Bedeutung. Das Buch machte Epoche, ähnlich wie der Propagandaroman für die Sklavenbefreiung »*Onkel Toms Hütte*«, den ebenfalls eine Frau, die Amerikanerin *Beecher Stowe*, verfaßt hatte. Frau von Suttner gründete ein Jahr darauf die Österreichische Friedensgesellschaft, der nach einem weiteren Jahr die Deutsche Friedensgesellschaft folgte. Mit dem Titel des weltberühmt gewordenen Suttnerschen Romans wurde auch von H. Fried im gleichen Jahre die erste pazifistische Zeitschrift gegründet.

Einer besonderen Darstellung würde die Entwicklung des *Schiedsgerichtsgedankens* bedürfen. Die nachstehenden Zahlen liefern den Beweis, daß die Geneigtheit der Völker, ihre Streitigkeiten auf dem *Rechtswege* zu schlichten, trotz der nebenher laufenden Liste der *kriegerischen* Auseinandersetzungen, seit 100 Jahren stetig zugenommen hat. Völkerstreitigkeiten wurden schiedsgerichtlich geschlichtet in den Jahren 1821 bis 1840: 10; in den Jahren 1841 bis 1860: 25; in den Jahren 1861 bis 1880: 54; in den Jahren 1881 bis 1900: 111¹²⁸. Näheres muß hier übergangen werden. Nur ein Wort über die erste Aufnahme dieses Gedankens in den deutschen Parlamenten. Bei einer Interpellation des Abgeordneten Dr. Barth im Jahre 1893 im deutschen Reichstag, »ob sich die Regierung den Bestrebungen Englands und der Vereinigten Staaten, internationale Streitigkeiten durch Schiedsgerichte zu lösen, anschließen wolle,« sowie bei einer gleichzeitigen Militärdébatte zeigte sich besonders das Zentrum diesem Gedanken geneigt. *Dr. Lieber* sagte damals:

»Es würde eine schöne und große Aufgabe des neuen Kurses sein, eine Aufgabe, deren Lösung ihn weit über alle früheren Triumphe höbe, wenn er von dem Bismarckschen Gewaltboden auf einen neuen europäischen Rechtsboden überzutreten und zu ganz Europa überzuführen die Weisheit und die Kraft hätte.«

Zwei Jahre später bezeichnete in der Bayerischen Kammer *Fürst Löwenstein-Wertheim im Rosenberg* (gestorben als Dominikanerpater im Jahre 1921) die Errichtung eines internationalen Tribunals als den »Abschluß und die Krönung einer der Vernunft, der Humanität und dem christlichen Gedanken entsprechenden Rechtsordnung.«

Ihre äußerlich höchsten Triumphe erreichte die Weltfriedensbewegung in dem Zustandekommen der beiden *Haager Konferenzen*. Ein Manifest des russischen Zaren hatte sich im Jahre 1898 gegen das immer unerträglicher werdende Wettrüsten der Großmächte gerichtet und zu einer internationalen Konferenz eingeladen, auf der über Maßnahmen zu allgemeiner Abrüstung beraten werden sollte. Die Konferenz kam im Mai 1899 in Haag zustande. Wie wenig utopistisch der systematische

¹²⁸ Nach Otto UMFRIED: Völkerevangelium, Eßlingen 1915.

Pazifismus war, beweist die Tatsache, daß gerade von seiner Seite die stärksten Zweifel über den Wert der vorgeschlagenen Rüstungsverminderung erhoben wurden. Es sei politisch zweck- und aussichtslos, an Abrüstung zu denken, wenn nicht vorher ein internationales Recht geschaffen sei, das die verminderten Gewaltmittel ersetze. Der Pazifismus erstrebt eine organisierte Überwindung der kriegerischen Auseinandersetzung von innen nach außen. Rüstungsabbau gilt ihm nichts, wenn nicht vorher oder mindestens gleichzeitig ein internationaler Rechts- und Erziehungsaufbau den durch die militärische Abrüstung entstehenden Ausfall an staatlicher Sicherheit ersetzen und überbieten kann. Die Konferenz ging zwar über den rein negativen Vorschlag der bloßen Abrüstung hinaus, indem sie manches internationale Rechtsabkommen zur Überbrückung bestehender oder auftretender Gegensätze und zur Abschwächung allzu großer Grausamkeiten im Kriege beschloß, aber das alleinige Verhütungs- oder wenigstens Verminderungsmittel für kriegerische Auseinandersetzungen: obligatorisches Untersuchungs- und Schiedsgerichtsverfahren in allen ausbrechenden Konflikten drang nicht durch. Die Anwendung der Schlichtungsverfahren blieb wahlfrei und sollte sich auch dann nur auf Meinungsverschiedenheiten beziehen, die weder die »Ehre« noch die »Lebensinteressen« der beteiligten Mächte berührten! Was aber rechnet eine Nation, die sich einem Schiedsgericht zu entziehen wünscht, nicht zu ihrer »Ehre« und ihren »Lebensinteressen«? Nicht viel mehr wurde in diesem Punkt, hauptsächlich durch den Widerspruch Deutschlands, auf der zweiten Haager Konferenz erreicht (1907). Aber abgesehen von einer ganzen Reihe konkreter völkerrechtlicher Abmachungen war der moralische Fortschritt des pazifistischen Gedankens unverkennbar und seine Methode, durch internationale Verständigung und organische Weiterbildung des Völkerrechtes die zwischenstaatlichen Differenzen auf dem Rechtswege zu beseitigen, mehr und mehr anerkannt.

Ideale Bestrebungen bedürfen, um zu Ansehen zu gelangen, »realer« Unterstützung. Reale Mächte sind die herrschenden Regierungen und die herrschenden Wissenschaftskreise. Beide sind von dem pazifistischen Gedanken, wie die Haager Konferenzen und das Eindringen ihrer Ergebnisse und Untersuchungen in die Gesetzbücher und Lehrbücher beweisen, wenigstens zum Teil erobert worden. Eine andere reale Macht

ist – das Geld! Noch kann sich das für Friedenszwecke zur Verfügung stehende Kapital mit dem für Kriegszwecke bereitgestellten nicht vergleichen. Aber ein Anfang wurde auch auf diesem Gebiete gemacht durch die beiden Stiftungen, die sowohl der finanziellen wie der moralischen Kraft des Friedenswerkes zugute kommen mußten: die *Nobel- und die Carnegiestiftung*. Der Schwede *Alfred Nobel* (1833-1895) stellte durch ein Testament die materielle Förderung der Friedenssache auf die gleiche Stufe wie die Medizin, Physik, Chemie und Literatur, indem er jeder dieser fünf Geistesmächte je ein Fünftel der Zinsen seines ungefähr 35 Millionen schwedische Kronen betragenden Vermögens alljährlich zur Verfügung stellte. Der amerikanische Großindustrielle *Andrew Carnegie* (geb. 1837) stiftete im Jahre 1910 zehn Millionen Dollar, »um die Abschaffung der internationalen Kriege, dieses häßlichsten Fleckens unserer Zivilisation, zu beschleunigen«, außerdem baute er den palastartigen Schiedsgerichtshof im Haag und finanzierte zwei amerikanische Friedensinstitute.

2. INNERHALB DER KIRCHE

Das Christentum trat mit dem Ruf in die Welt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden! Es war ein wunderbares, Himmel und Erde umspannendes Programm! Eine große Einheit sollte die himmlische und die irdische Welt bilden, zusammengefaßt durch den, der in der Mitte von beiden stand, beiden Welten angehörte, beide versöhnend, beide in seinem innersten Wesen wie in einem Brennpunkt verknüpfend: durch den Gottmenschen Jesus Christus. Wahrer Gott vom wahren Gott, konnte Christus dem Vater in der Höhe die Ehre geben, die ihm gebührte; wahrer Mensch vom wahren Menschen konnte er alle Menschen als seine Brüder und Schwestern in sein göttliches Lob-, Dank-, Sühn- und Bittopfer mit hineinziehen und den aus dieser Gottesgemeinschaft quellenden Frieden mit ihnen teilen. Das war die Aufgabe des *historischen* Christus. Aber Christus ist derselbe, gestern, heute und in Ewigkeit (Hebr 13,8). Was der historische Christus auf Erden tat und erstrebte, tut und erstrebt der zur Rechten des Vaters im Himmel *verklärte* Christus weiter. Noch mehr: als *eucharistischer* Christus steigt er vom

Himmel auf die Erde immer wieder nieder, um als Weggenoss, Mahlgenoss, als Speise selbst, mit den Seinen für Minuten sich wieder zu verbinden. Und noch mehr: als *mystischer* Christus bleibt er dauernd mit ihnen zu einem Leibe verwachsen, wie der Weinstock mit der Rebe, wie das Haupt mit den Gliedern. So *bleibt* sein und der Seinen Zeit- und Ewigkeitsprogramm: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden!

»Den Menschen seiner Huld« heißt es im griechischen Urtext, den Menschen »guten Willens« in der lateinischen Vulgata. Hier liegt die große Bedingung und Beschränkung für den Frieden! Der von Christus gegebene und hinterlassene Friede wird nur den Menschen zuteil, die in der Huld und Gnade Gottes stehen und sich durch guten Willen dieses Geschenkes würdig machen. Das Eingehen der Menschen in die göttliche Gnade ist die Bedingung und ihr Nichteingehen die Beschränkung für den Frieden. Je nach dem *Maße* der Stärke, der Tiefe, der Dauer, mit dem der einzelne Mensch in Gott eingeht, hat er wenig oder viel, kurz oder lang Frieden. Und je nach der Zahl der Menschen, die dem Gnaden- und Friedensrufe Gottes folgen, ist der Friede ausgedehnt oder eingeschränkt auf viele oder wenige Menschen. Noch in einem anderen Sinn ist der Friede Christi beschränkt. Er ist nicht nur kein absoluter Friede, wie bei Gott und den Seligen, sondern nicht einmal ein ungetrübter Erdenfriede, da er Leiden und Kämpfe jeder Art nicht ausschließt. Er ist vielmehr ein verborgenes Etwas innerhalb und oberhalb aller dieser Wechselfälle, ein leicht auf der Seele ruhender Abglanz des Gottesglanzes, den Christus immer schaute in der Arbeit und in der Ruhe, beim Wandern und Lehren, beim Beten und Schelten, auf Tabor und vor Gericht, im Abendmahlsaal und auf Kalvaria. Nur selten wird aus der leichten Berührung mit dieser Gotteskraft ein tiefes, gesättigtes Hineinversinken voll überirdischer Freude, die dann auch das Haus der Seele, den Körper, überflutet und aus ihren Fenstern, den Augen, wie ein Schein des Himmels leuchtet. Wenn dieser Gottesfriede also unabhängig ist von irgendwelchen rein irdischen Bedingungen, sogar von irdischer Unruhe und Beschwerde, dann ist er erst recht nicht gleichbedeutend mit welt-politischem Frieden! »Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt ihn gibt,« hatte Christus gesagt. Dann kann es aber auch nicht die zunächst liegende Aufgabe der Kirche sein, einen anderen als den inneren

Frieden der Seele zu verkünden und zu verbreiten. Unter diesem Gesichtspunkt muß man die Friedensmission der Kirche stets betrachten. Ihre erste und größte Aufgabe ist die Förderung der Ehre Gottes und des Friedens Christi. Sie wird gelöst durch die Verkündigung des Evangeliums, durch Werke der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit und Auspendung der Geheimnisse Gottes. Wenn die Diener der Kirche zu einer gefesselten und gepeitschten Sklavenherde oder in eine tobende Schlacht geschickt würden, so wäre ihre erste Aufgabe nicht die Heilung der körperlichen Qualen, sondern die Rettung der Seelen, nicht die Herbeiführung des sozialen und politischen Friedens, sondern des Friedens der Seele.

Das alles muß man sich vor Augen halten, wenn man die Geschichte des Weltfriedensgedankens innerhalb der Kirche aufrollt. Es wäre ein ungerechtes und unwissenschaftliches Verfahren, würde man in erster Linie nach der Arbeit und den Erfolgen der Kirche in der Bekämpfung des Krieges fragen. Zweifellos ist die Herbeiführung auch des weltpolitischen Friedens von der Mission der Kirche auf die Dauer nicht zu trennen. Aber ihre erste und nächstliegende Aufgabe konnte es nicht sein und wird es nie sein. Man fängt ein Haus nicht mit dem Dache an und einen Baum nicht mit der Krone. Man beginnt beim Hause mit dem Grundstein und beim Baum mit der Wurzel. Das Grund- und Wurzelement des politischen Friedens ist aber und wird immer bleiben die Befriedung des einzelnen Menschen, in seinem eigenen Innern, in seinem Verhältnis zu Gott und seinen nächsten Nebenmenschen. Es könnte an und für sich geradezu eine streng geschiedene Arbeitsteilung bei der Befriedung der Welt stattfinden: dem Staate könnte man sagen: Sorge du für den politischen Frieden; der Kirche: Sorge du für den seelischen. Die weltlichen Mächte müßten dankbar und zufrieden sein, wenn die Kirche ihnen Menschen zuführte, die nichts als den Frieden Christi besäßen und bewahrten, die Staaten, könnten dann ein Haus errichten, in dem es keinen Krieg mehr gäbe.

Und doch muß auch die Kirche sich um den politischen Frieden kümmern! Warum? Weil er als Wirkung und zum Teil sogar als Ursache mit dem seelischen Frieden aufs engste zusammenhängt. Wenn die Ehre Gottes und der Friede Christi sich im Kriege behaupten könnten, wie ein Öltropfen im Wasser, wenn Seelenreinheit und Krieg zwei Elemente

wären, die sich nur berührten, aber nicht vermischten und bekämpften, dann könnte die Kirche den Krieg ganz auf sich beruhen lassen und ohne Sorge dulden, daß ihre Glieder sich mit ihm befreundeten. Aber der Krieg ist ja kein sittlich indifferentes Geschehen, sondern aufs engste mit der Sünde verknüpft und zum großen Teil selbst Sünde. Und die ihn führen, sind, zumal nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, nicht Menschen, die von der Kirche getrennt lebten, sondern zum großen Teil ihre eigenen Glieder. Es sind Christen, die in das Meer von Wut und Haß und Rachsucht hineingerissen werden, es sind Glieder des mystischen Christus, die nicht selten gegeneinander wüten, d.h. die Glieder Christi zerfleischen. Insofern ist die Kirche nicht nur am Kriege interessiert, sondern beteiligt! Bei einem Kriege von Christen gegen Christen ist gleichsam der mystische Christus selber Kriegsschauplatz! Er selbst führt Krieg, Krieg gegen sich selbst!

Dieser Gesichtspunkt schied freilich für die ersten Christen aus, denn sie bildeten nur eine Minderheit innerhalb des großen römischen Staates, und wenn einmal ein Christ Krieger war, so stand er schwerlich gegen einen Christen im Felde. Aber der Krieg blieb auch ohnedies ein Genöß der Sünde, und die Kirche als Mutter und Hirtin hatte allen Grund zu befürchten, daß ihre Kinder durch ihn nicht nur Gesundheit und Leben des Leibes, sondern auch der Seele verlören. Dies war die negative Seite ihres Interesses: Der Krieg brach vielfach *als Sünde* in ihre Domäne ein. Die positive lag in der Konsequenz ihres Friedensgedankens. Gewiß hatte sie zunächst nur um den Seelenfrieden der Ihrigen besorgt zu sein. Aber wenn dieser innere Friede sich auswirkte, wenn das Reich Gottes sich mehr und mehr verbreitete, Christus mehr und mehr zur Herrschaft in der Welt gelangte, dann mußte der innere Friede auch nach außen treten und am Ende dann der allgemeine Friede stehen. So war es nicht nur denkbar, so war es sogar sicher verheißen! Der allgemeine Friede am Ende der Zeit und am Anfang des messianischen Reiches gehörte zum Glaubensgut der Christenheit, die diesen Glauben und diese Hoffnung herübergenommen hatte aus den prophetischen Büchern des Alten Testaments. Schon war der erste Teil der Verheißung in Erfüllung gegangen. Daniels Zeit- und Ortsbestimmung für die Geburt des Messias war bestätigt worden, das Reis aus der Wurzel Jesses war emporgesproßt, eine Jungfrau hatte den Emanuel geboren, der Geist Jahves hatte sicht-

lich auf ihm geruht, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke. Als wunderbarer Ratgeber, starker Gott hatte er sich gezeigt, auf dem Füllen einer Eselin war er in Sion eingezogen, dann war er als Mann der Schmerzen wie ein Wurm zertreten und durchbohrt worden – alles dies von den Propheten Vorherverkündete war schon geschehen. Nun würde auch – wann, wußte niemand – seine Herrschaft vollendet werden. »In Gerechtigkeit wird regieren ein König, und der Gerechtigkeit Werk ist Friede, der Gerechtigkeit Wirkung Ruhe und Sicherheit auf ewig. Dann wohnt mein Volk in des Friedens Anmut, in sicheren Wohnstätten in reich gesegneter Ruhe« (Jes 32,1.17.8). »Und Bogen, Schwert und Krieg zerbrech' ich von der Erde weg und lasse sie wohnen in Sicherheit.« (Hos 2,20). »Dann wird er die Völker richten und zwischen vielen Nationen entscheiden; und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen umschmieden und ihre Lanzen zu Sichel; nicht mehr wird Volk gegen Volk das Schwert ziehen, noch werden sie ferner die Kriegskunst lernen« (Jes 2,4).

Die ersten Christen, besonders ihre Lehrer, die Apostel, waren sich bewußt, daß sie in diese messianische Friedenszeit *eingetreten* seien. In eine neue Weltzeit eintreten, heißt: die ersten Schritte in ihr machen, es heißt in unserm Falle: nunmehr den Friedenscharakter des Messiasreiches nicht mehr aus dem Auge verlieren und ihn mit vieler Geduld mehr und mehr zu verwirklichen trachten. Den Anfang bildet, wie gesagt, der *innere* Friede, etwas durchaus Großes und Neues, etwas, was nur Christus geben konnte und schon ein messianisches Geschenk von ihm war. Die Überwindung des *Krieges* konnte erst am *Ende* in Betracht kommen. Ihn jetzt schon aus der Welt zu schaffen, lag nicht in der Macht der ersten Christen. »In historischer Beziehung« sagt Solovjeff,

»führte das Christentum, das die römische Welt (den römischen Frieden) ablöste, nicht von heute auf morgen eine wesentliche Umwandlung in der Frage von Krieg und Frieden herbei. Es ist wahr, daß das Christentum durch seine absolute Verurteilung allen Hasses und aller Feindschaft von seinen moralischen Grundlagen aus, den Krieg im Prinzip abschaffte. Die Wurzeln beschneiden, heißt aber noch nicht, den Baum fällen; und die Verkündiger des Evangeliums wollten auch gar nicht diesen Baum des Nebukadnezar stürzen, denn

sie wußten, daß sein Schatten der Erde noch notwendig sei, bis zu der Zeit, wo aus dem kleinen Samenkorn, wahren Glaubens an seiner Statt jener Riesenbaum erwachsen werde, unter dessen Schutz sich die Menschen und die Tiere des Feldes sicher bergen könnten.«¹²⁹

Aber hätten nicht wenigstens die *Schriften der Apostel* Aussprüche gegen den Krieg, Aufforderungen an die Christen, an seiner Beseitigung zu arbeiten, enthalten sollen? Das hätte sein können und wäre auch wohl der Fall gewesen, wenn sich den Aposteln, insbesondere dem hl. Paulus, ein unmittelbarer Anlaß dazu geboten hätte. Man darf nicht vergessen, daß die hl. Schriften, trotz ihres absoluten Charakters, *Gelegenheitsschriften* waren, und zweifellos diese oder jene Stelle anders geschrieben oder ergänzt worden wäre, wenn andere »Gelegenheiten« dagewesen wären. Was hätte Paulus wohl geschrieben, wenn er das moderne Wettrüsten, die Fabrikation von Giftgasen, den Kriegsgeist und die Kriegsreden von Christen in Parlamenten und Zeitungen, die Nichtachtung apostolischer Mahnungen, kurz das ganze widerchristliche Treiben der heutigen nationalistischen Atmosphäre vor Augen gehabt hätte? Wer meint, daß die paulinischen Briefe auch dann keine paulinischen Peitschenhiebe gegen den Krieg und seine Verewigung enthalten hätten, dürfte den Apostel schlecht kennen! Damals aber gab es weder einen Weltkrieg noch einen Kleinkrieg. Es herrschte die Pax romana. Es gab keinen politischen Nationalismus, aber einen religiösen: Juden dünkten sich vor Gott allein wegen ihrer Abstammung besser als Hellenen und Barbaren, und gegen diesen Nationalismus machte der Apostel darum Front.

Sobald das Christentum in die staatlichen Verhältnisse mehr hineingewachsen war und die Christen zum ersten Mal persönlich vor dem Problem des Krieges und des Kriegsdienstes standen, begann eine tiefgehende Auseinandersetzung damit. Das Beispiel Christi, der Geist seines Evangeliums, die Lehre und das Verhalten der Apostel brachte den ersten Christen weit lebhafter als den heutigen¹³⁰ die starke Spannung zum Bewußtsein, die zwischen Christentum und Krieg besteht. Wohl war damals der Kontrast in gewisser Beziehung größer als heute. Denn

¹²⁹ Wladimir SOLOVJEFF: Die Rechtfertigung des Guten, S. 432.

¹³⁰ Es gibt Ausnahmen selbst unter den Militärs. Kaiser FRIEDRICH III. schrieb in seinem Tagebuche 1870: »Der Krieg ist eine Ironie auf das Neue Testament.«

mit dem Heeresdienst war nicht selten ein Stück Götzendienst verknüpft – die Soldaten mußten beispielsweise nach errungenem Siege mit einem Kranze um die Stirne dem heidnischen Opfer beiwohnen oder dem heidnischen Kaiser den Eid absoluten Gehorsams leisten – aber auch abgesehen davon, erschien vielen das rohe und blutige Soldatenhandwerk mit der Nachfolge Christi überhaupt unvereinbar. Unbedingte Gegner des Militärdienstes waren *Tertullian*, *Origenes* und *Laktanz*. Wenn *Tertullian* seine Anklageschrift gegen den Heeresdienst («De Corona») in seiner montanistischen Zeit schrieb, so darf man doch nicht sagen, daß er formell wegen seiner Kriegsgegnerschaft häretisch war. Viele treue Anhänger der Kirche und sogar Märtyrer dachten in diesem Punkte wie er. Statt darin vorwiegend das von der heutigen katholischen Auffassung Abweichende zu sehen, wie es fast durchweg geschieht, sollte man bedenken, wie solche Anschauungen im Gegenteil weit mehr aus dem Geiste des Evangeliums geboren waren als die heutigen. J.B. v. Hirscher sagt von der Verwerfung des Krieges und des Soldatenstandes durch viele der ältesten Christen und einiger Kirchenschriftsteller, sie habe »ihren Hauptgrund in der unerschöpflichen Versöhnlichkeit des Christentums und in seiner Bereitwilligkeit, Unrecht zu dulden«¹³¹ also keineswegs in einer unchristlichen Denkweise. Immerhin war *Tertullian* im ganzen zu rigoros, um als vollgültiger Vertreter des christlichen Geistes gelten zu können, z.B. wenn er die Flucht bei der Verfolgung oder die zweite Ehe oder das Spenden der hl. Sakramente an die Gefallenen verbot. Gewichtigere Zeugen sind *Origenes* und *Laktanz*. *Origenes* zeigte als feiner und edler Denker überall eine so vergeistigte Auffassung der rohen Wirklichkeit, daß er, wie bereits erwähnt, selbst die Kriege des Alten Testaments typisch und allegorisch aufgefaßt wissen wollte. *Celsus* hatte nach heidnischer Manier den Christen vorgeworfen, daß sie minder patriotisch seien, da sie sich vom Heeresdienste fernhielten; da machte *Origenes* ihn darauf aufmerksam, daß es noch einen anders garteten Patriotismus gebe:

»Indem wir die Dämonen überwinden, die den Krieg erregen und den Frieden stören, leisten wir den Herrschern bessere Dienste als

¹³¹ Johann Baptist v. HIRSCHER: Die christliche Moral, S. 715.

die, die das Schwert tragen. Mehr als jeder andere kämpfen wir für den Kaiser. *Wir ziehen zwar nicht mit ihm ins Feld, auch nicht, wenn er es verlangt*, aber wir kämpfen für ihn dadurch, daß wir ein eigenes Lager bilden, ein Lager der Frömmigkeit, von wo wir unsere Gebete an die Gottheit senden.«¹³²

Beim hl. Paulus findet Origenes die Lehre, daß die Christen überhaupt keine »fleischlichen« Kriege führen dürfen, sondern nur noch geistliche, und mit Bezug auf den Krieg sind ihm alle Jünger Christi Priester; Priester aber dürfen kein Blut vergießen. Ganz klar spricht sich *Laktanz* mit folgenden Worten gegen jede Gewalttat aus: »Dem Gerechten ist es nicht erlaubt, Waffen zu tragen; sein Dienst ist die Gerechtigkeit; er darf nicht einmal einen Kapitalverbrecher anklagen, denn es verschlägt wenig, ob man jemanden mit dem Schwerte oder dem Worte tötet, da eben das Töten verboten ist. Es gibt nicht die geringste Ausnahme von dem göttlichen Gebot.«¹³³

War diese strenge Auffassung auch nicht die der Kirche, so scheint ihr doch das fromme Empfinden der ersten Gläubigen im wesentlichen recht gegeben und den *Heeresdienst im großen und ganzen praktisch ausgeschlossen* zu haben. »Hatte Jesus«, so interpretiert Harnack dieses Empfinden, »nicht jede Rache, ja jede Vergeltung des Unrechtes verboten und vollkommene Sanftmut und Geduld gelehrt? Und war nicht der Soldatenstand überdies durch seine Erpressungen, Gewalttätigkeiten und Schergendienste verächtlich? (Das Militär versah in jenen Zeiten vielfach auch die Funktion der Polizei, wodurch es zu manchen häßlichen Ausschreitungen kam. [Anmerkung] *F. Str.*). Gewiß, und daraus folgte unzweifelhaft, daß ein Christ nicht freiwillig Soldat werden durfte. Diese Regel innezuhalten, war aber nicht schwer, und gewiß haben sie die ältesten Christen beobachtet. Eine allgemeine Wehrpflicht bestand nicht im Kaiserreich – es entstand keine Soldatenfrage, der getaufte Christ wurde eben nicht Soldat.«¹³⁴ *Athanasius* schildert den großen Umschwung, der sich nach der Bekehrung der Griechen und der Barbaren zum Christentum in deren ganzer Lebensart bemerkbar machte.

¹³² ORIGENES: *Contra Celsum* VIII, 73.

¹³³ LACTANTIUS: *Divinae institutiones*, cap. VI. 18 und 20.

¹³⁴ Adolf v. HARNACK: *Militia Christi*, Tübingen 1905.

»Diese Menschen, die nicht eine Stunde ohne Waffen leben konnten, haben sie, seit sie die christliche Lehre kennen gelernt, verlassen, um sich dem Ackerbau zu widmen und ihre schwertgewohnten Hände heben sich nun zum Himmel im Gebet. Anstelle der gegenseitigen Kriege, die sie miteinander führten, ist jetzt der Krieg gegen den Teufel für die Tugend und Reinheit der Seele getreten. Die, die die Lehre Christi verstanden haben, führen nur noch Krieg gegen die Versuchungen, und ihre Waffen sind die Tugenden und der Glanz ihrer Sitten.«¹³⁵

Trat der Zwang zum Heeresdienst an die ersten Christen heran, so verweigerten manche offen die Gefolgschaft und starben lieber den Märtyrertod, so der hl. *Maximilian*, der Sohn eines alten Legionärs. Als er gezwungen werden sollte, ins Heer einzutreten, erklärte er, es sei ihm nicht erlaubt, Soldat zu werden, da er Christ sei. Er wurde dafür enthauptet (im Jahre 295).¹³⁶ Ähnlich verhielt sich der hl. *Victricius* und der hl. *Paulinus*. Der hl. *Martinus* blieb seinem Hauptmann zu Liebe zwei Jahre im Heere, dann aber legte er mit den Worten, daß er von nun an nur noch ein Soldat Christi sein wolle, die Waffen nieder.¹³⁷ Christliche Katechumenen gab es zahlreiche im Heere, aber mit dem vollen Eintreten in die Kirche durch die Taufe schieden die meisten aus dem Soldatenstande aus. Manche blieben aber auch nach der Taufe Soldaten und erlangten auch in diesem Stande die Märtyrerpalme.

Die Kirche hat den Heeresdienst als solchen nie verboten. Tertullian blieb nicht katholisch, und auch Origenes und selbst Laktanz können als kirchliche Außenseiter gelten. Aber der Geist der ältesten Kirche war unzweifelhaft dem Kriege und allem, was mit ihm zusammenhing, stark abgeneigt. Das beweist die erwähnte Praxis der einfachen Gläubigen gegenüber dem Heeresdienst, das beweisen auch die Schriften so durch und durch katholischer und heiliger Männer wie *Cyprian*, *Chrysostomus* und *Ambrosius*. So scharfe Worte wie Tertullian, Origenes und Laktanz

¹³⁵ ATHANASIUS: Lib. de Incarnatione Verbi Dei, Migne [= Patrologia Latina]. P.S.G. 25, col. 185.

¹³⁶ Thierry RUINART: Acta primorum Martyrum sincera, Ratisbon 1859, S. 340-342.

¹³⁷ Acta sanctorum Okt. tom. XII. p. 531.

haben sie über den Krieg nicht gesprochen, aber wer zu lesen versteht, wird auch aus ihren Werken entnehmen, was sie im Herzen über ihn dachten und was sie von ihren Glaubensbrüdern erwarteten. Der hl. *Cyprian* spricht an einer Stelle den Gedanken aus, der heute tausendfach von der *vox populi* dem Kriege entgegengeknirscht wird: »Der Mord ist ein Verbrechen, wenn ein einzelner ihn begeht; aber man ehrt ihn als Tugend und Tapferkeit, wenn viele ihn begehen! Also nicht mehr die Unschuld sichert Straflosigkeit zu, sondern die Größe des Verbrechens!«¹³⁸ Dieses Wort eines Mannes, von dem Joseph Wittig, gestützt auf Augustinus, sagt: »Viele Bischöfe waren, aber ihn nannte man *den* Bischof; viele Märtyrer waren, aber ihn nannte man *den* Märtyrer. Viele Lehrer waren, aber sie waren für ihre Länder, ihre Kirchen, ihre Zeiten; Cyprian war der *Lehrer der ganzen Christenheit, der Erdenkirche, der Jahrhunderte*«¹³⁹ und Bardenhewer¹⁴⁰: man habe die Produkte der Feder Cyprians so hoch gewertet, daß man sie dicht an die Offenbarungsurkunden gerückt und sie sich fast kanonischer Autorität erfreut hätten – dieses Wort aus den besten Zeiten des Christentums über den Krieg als »Mord« und »Verbrechen« wiegt schwer! Aus der weltfernen, aber darum christusnahen Höhe des Evangeliums predigt auch St. *Chrysostomus*: »Zunächst darf man niemandem Unrecht tun, dann Unrecht nicht mit Unrecht vergelten, sondern es freiwillig hinnehmen; endlich den nicht hassen, der es getan hat; vielmehr muß man ihn lieben, ihm Gutes tun und für ihn beten.«¹⁴¹ Und St. *Ambrosius*: »Die, die dem Evangelium gemäß leben, verlangen nicht nach Vergeltung. Sie erwarten sie von dem, der gesagt hat: mein ist die Rache. Es geziemt sich nicht für einen Christen, Unrecht mit Unrecht zu vergelten.«¹⁴²

»Unrecht nicht mit Unrecht.« Aber dem Unrecht mit aller Macht das Recht entgegenzusetzen, das blieb eine harte Notwendigkeit. Und aus diesem Grunde konnte die Kirche nicht zur absoluten Kriegsgegnerin werden. Wenn der hl. Ambrosius sagte: »Die Tapferkeit, die im Kriege

¹³⁸ CYPRIAN: Ad Donatum 6.

¹³⁹ JOSEPH WITTIG: Wiedergeburt, Habelschwerdt 1923.

¹⁴⁰ OTTO BARDENHEWER: Geschichte der altkirchlichen Literatur. Band 2, Freiburg ²1914, S. 443.

¹⁴¹ CHRYSOSTOMUS: Homilien über das Evangelium des heiligen Matthäus, XVIII, cap. V.

¹⁴² AMBROSIIUS: Chron. Matth. V.

das Land gegen die Barbaren beschützt, die im Innern die Schwachen verteidigt, diese Tapferkeit ist voll Gerechtigkeit,«¹⁴³ so war dies ein Standpunkt, den jeder billigen muß. Nach der Anerkennung der christlichen Religion als Staatsreligion durch Kaiser Konstantin konnte die Kirche auch der Sorge enthoben sein, daß die Soldaten zu irgendwelchen unmittelbar heidnischen Bräuchen gezwungen würden. Endlich darf nicht vergessen werden, daß die Kriege des spätrömischen Weltreiches, wenigstens für die formalrechtliche Betrachtung, weit mehr den Voraussetzungen für den sog. gerechten Krieg entsprachen als die modernen. Denn es handelte sich doch immer entweder um Unternehmungen gegen rebellische Provinzen dieses Riesen-Einheitsstaates, also gewissermaßen um Polizeiaktionen, oder um Abwehrkriege gegen die Einfälle der Barbaren. Solche Unternehmungen konnten also – immer wieder vorausgesetzt, daß auch die Form und die Folgen der Abwehr rechtlich blieben – »voll Gerechtigkeit« sein. Die Kirche hatte auch als Kirche ein Interesse und zwar ein sittliches daran, daß der Bedrohung des staatlichen und kirchlichen Bestandes durch die gänzlich unerzogene außerrömische und außerchristliche Barbarenwelt eine bewaffnete Macht entgegenstand.

Notwendigkeit und Gerechtigkeit sind die einzigen Titel für die Erlaubtheit des Krieges. Eine Verirrung ist es, wenn der Krieg um seiner selbst willen geliebt wird, wenn man sich für ihn begeistert wie für eine ideale Sache, wenn man den Kriegerstand gar als den höchsten feiert. Von solcher Auffassung finden wir in der Literatur des christlichen Altertums nicht eine Spur. Die heutige Begeisterung für kriegerische Heldentaten war in den ersten und besten Jahrhunderten des Christentums unter Christen völlig unbekannt. Nicht ein einziges enthusiastisches Wort über das Soldaten- und Kriegerhandwerk findet sich da. So wie Christus dachten die ersten christlichen Jahrhunderte über das Reich der Welt. Der Staat muß auch sein, und es ist traurig, wenn er zusammenbricht, aber schließlich: welcher echte Christ wird *mit* ihm zusammenbrechen? Der Christ steht mehr über als in dem Staate, jedenfalls hängt sein Herz nicht an staatlichem und militärischem Glanz. So dachten sie alle, die von nationaler Beschränktheit noch nicht verkümmerten Chris-

¹⁴³ AMBROSIIUS: De offic. I. 1. c. 27. (Decr. Grat. Causa XXIII.).

ten der ersten Epoche. Es gab keine Preislieder auf den Waffenruhm, und wenn es welche gab – ein Christ hätte sie nie in den Mund genommen! St. *Augustinus* schrieb: »Wer an den Krieg denken kann, ohne tiefen Schmerz zu empfinden, muß alles Gefühl der Menschlichkeit verloren haben.«¹⁴⁴ »Der Friede soll uns über alles teuer sein, es gibt keinen größeren Ruhm als den Frieden zu erhalten. Wie verächtlich ist doch der durch Greuelthat erlangte Siegesruhm!«¹⁴⁵ »Es ist ruhmreicher, den Krieg mit dem Worte zu töten, als Menschen mit dem Schwerte, den Frieden durch den Frieden zu gewinnen, nicht durch den Krieg.«¹⁴⁶

Blutvergießen galt vielmehr als körperliche und seelische Befleckung. Die christliche Kirche wollte darin nicht hinter der Synagoge zurückstehen.

»Das Töten im gerechten Kriege«, schreibt *Isidor von Pelusium*, »ist kein Verbrechen, aber warum, fragt ihr, hat Moses denn denen, die aus dem Kriege zurückkehrten, befohlen, sich zu reinigen? Weil, antworte ich, obwohl das Töten der Feinde im Kriege erlaubt erschien, obwohl man den Siegern Triumphsäulen errichtete und ihre Taten feierte, man doch in Anbetracht der höheren Verwandtschaft aller Menschen, das Töten im Kriege nicht frei von jedem Tadel nennen kann!«¹⁴⁷

Tief in das Dunkel der kriegerischen Leidenschaften leuchtet der deutsche Benediktinerabt *Rhabanus Maurus von Fulda*, später Erzbischof von Mainz (gest. 856), wenn er in seinem an den Bischof Heribald gerichteten Poenitentiale schreibt:

»Man behauptet, daß niemand (von den Kriegern) Buße zu tun habe, weil jeder nur den Befehl seines Fürsten befolgt habe, aber man muß zusehen, ob die, die sich so gegen die Schuld des Tötens zu verteidigen suchen, in den Augen Gottes wahrhaft zu entschuldigen sind, wenn die Habgier, die dem Götzendienste vergleichbare Quelle aller

¹⁴⁴ AUGUSTINUS: Civ. Dei. LXIX, c. 7.

¹⁴⁵ AUGUSTINUS: Civ. Dei. I. III. c. 14.

¹⁴⁶ AUGUSTINUS: Epist. 229 c. 2.

¹⁴⁷ ISIDOR VON PELUSIUM: Epist. 200 lib. IV. Ophilio grammatico.

Übel, oder der Wunsch, sich die Gunst ihrer zeitlichen Herren zu sichern, sie dazu verführt hat, die Gebote des ewigen Herrn zu verachten und Menschen zu töten, nicht etwa zufällig, sondern mit voller Überlegung!«¹⁴⁸

Buße tun mußten die, die in der alten Kirche einen Menschen getötet hatten, wenn auch im gerechten Kriege! »Unser Vater«, schreibt der hl. *Basilius*, »hatte die Tötung im Kriege nicht auf gleiche Stufe mit dem Mord gestellt, in der Überzeugung, wie mir scheint, daß man denen verzeihen muß, die für das Gute und die Gerechtigkeit kämpfen, aber ich möchte den Rat geben, sie *drei Jahre lang von der Kommunion fernzuhalten*, weil ihre Hände mit Blut befleckt sind!«¹⁴⁹ Vanderpol, der die kirchlichen Stimmen des Altertums über den Krieg zusammengestellt hat, sagt, daß diese Weisung des hl. Basilus zwar nicht befolgt worden sei, die Bischöfe sich aber auf den kanonischen Brief ihres Metropoliten gestützt hätten, als der Kaiser Phokas ihnen zugemutet hätte, die im Kriege gefallenen Soldaten den Märtyrern gleichzustellen. Das Bußbuch des hl. Egbert, Erzbischof von York, (um 750) legt dem, der einen Menschen getötet hat, eine Buße von 40 Tagen auf.¹⁵⁰ Ebenso eine Verordnung des Abtes Reginos noch um das Jahr 915. Ein in der Kirchenprovinz von Rheims im Jahre 923 abgehaltenes Konzil belegte alle mit einer Buße, die an der Schlacht von Soissons zwischen Kaiser Karl dem Einfältigen und seinem Gegner Robert, dem von Südfrankreich aufgestellten Gegenkönig, teilgenommen hatten. Dieser Krieg wurde als Bürgerkrieg betrachtet, und die Buße wurde über beide Parteien verhängt. Sie bestand im Ausschluß aus der Kirche während einer ganzen Fastenzeit, Fasten bei Wasser und Brot an mehreren Tagen der Quadragesima und des Advents und erstreckte sich auf drei Jahre.¹⁵¹

Daß die von den mittelalterlichen Theologen festgehaltene Auffassung über die Beteiligung an einem ungerechten Kriege (vgl. das vorige

¹⁴⁸ RHABANUS MAURUS von Fulda: Poenitentiale, cap. IV (Migne [=Patrologia Latina] P.S.L. CX., col. 471).

¹⁴⁹ BASILIUS: Epist. canonica 245 ad Amphilochium 13. (M.S.G. XXXII, col. 681, 26).

¹⁵⁰ EGBERT: Lib. I.c. XXIV (Migne [=Patrologia Latina] LXXXIX. p. 407).

¹⁵¹ Joannes Dominicus MANSI ed.: Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio (1774) XVIII, p. 345/46.

Kapitel) dem Gewissen der Krieger vielfach entsprach, beleuchtet ein Vorkommnis aus der Zeit *Wilhelms des Eroberers* von England. Einer Reihe seiner Mannen waren Zweifel an der Gerechtigkeit seiner Sache gekommen, und die verübten kriegerischen Gewalttaten ließen ihrem Gewissen keine Ruhe. Da unterbreiteten sie ihre Bedenken den Bischöfen. Ein Konzil in Winchester im Jahre 1087 stellte daraufhin eine Reihe von Bußverordnungen auf, die der päpstliche Legat bestätigte: für jeden getöteten Feind ein Jahr Buße; für jede Verwundung, deren tödlicher Ausgang sich nicht nachweisen ließ, 40 Tage Buße. War die Zahl der von ihm getöteten oder verwundeten Feinde dem Soldaten nicht bekannt, so mußte er während seines ganzen Lebens an einem Tage in der Woche Buße tun; die Bogenschützen hatten sich während drei Fastenzeiten der Buße zu unterziehen.¹⁵²

So gilt in der ganzen kirchlichen Praxis der Satz: »*ecclesia abhorret a sanguine*«, die Kirche schaudert zurück vor dem Blutvergießen! Dieser selbstverständliche Standpunkt hat freilich Jahrhunderte hindurch selbst Priester und Bischöfe nicht gehindert, sich aktiv an kriegerischen Unternehmungen zu beteiligen oder sogar sie selbst ins Werk zu setzen. Kein Wort kann scharf genug sein, um diesen ungeheuerlichen Mißbrauch der priesterlichen und bischöflichen Würde zu brandmarken! Das hat die offizielle Kirche auch stets getan. Das *Konzil von Toledo* im Jahre 400 erklärt alle Priester, die es gewagt haben, ihre Hände mit Blut zu beflecken, ihrer kirchlichen Würde für verlustig und läßt sie zur Buße lebenslänglich in ein Kloster sperren. »Wenn«, so erklärt dasselbe Konzil, »ein Kleriker im Kriege oder im Streite getötet worden ist, sollen für ihn weder Gebete noch das Opfer dargebracht werden: er falle vielmehr in die Hände seines Richters, nur das Begräbnis soll ihm gewährt werden.«¹⁵³

Fulbert, Bischof von Chartres (gest. 1029), schreibt an die hl. Hildegard, man solle Kirchenmänner, die das Kriegshandwerk besser verstünden als weltliche Fürsten und sich nicht scheuten, den Frieden der

¹⁵² Joannes Dominicus MANSI ed.: *Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio* (1774) XX. p. 459.

¹⁵³ Dekret. Grat. dist. LI. c. 4 et 8.

Kirche zu stören und das Blut der Christen zu vergießen, nicht Bischöfe, sondern Tyrannen nennen!

Papst Nikolaus I. (858-867) hatte gesagt: »Die Kirche kennt nur ein Schwert, das Schwert des Geistes, und sie tötet nicht, sondern gibt das Leben!«¹⁵⁴

Im zehnten und elften Jahrhundert, als das Fehdewesen so an der Tagesordnung war wie heute das Prozeßwesen, hat die Kirche viel zu seiner Beseitigung oder Einschränkung getan. Das Zustandekommen der *Treuga Dei*, wonach wenigstens während des größten Teiles der Woche, von Mittwoch abends bis Montag morgens innere und äußere Kriege unter den strengsten kirchlichen Strafen verboten waren, war zeitgeschichtlich etwas Großes und beweist einen energischen Friedenswillen der damaligen kirchlichen Macht.

Aber hat die Kirche nicht bald darauf selbst das Kriegsschwert in die Hand genommen, indem sie die *Kreuzzüge* veranlaßte? Diese Frage darf in diesem Zusammenhange nicht überhört werden, wir müssen uns gewissenhaft und wahrheitsmutig mit ihr auseinandersetzen.

Was war das Ziel der gewaltigen Bewegung? Die Gewinnung des hl. Landes für die Christenheit und der freie Weg dorthin! War es ein erlaubtes Kriegsziel? Wäre nichts Weiteres damit verbunden gewesen – zweifellos *nicht!* Es ist unerlaubt, ein religiöses Ziel, etwa die Bekehrung Andersgläubiger oder den Besitz eines religiösen Gutes, mit kriegerischen Gewalttaten erzwingen zu wollen. Es hat zwar im Mittelalter nicht an Neigungen gefehlt, diesen Standpunkt einzunehmen. Nach der Ankunft Christi sei jeder Mensch verpflichtet, an ihn zu glauben. Wie der König von Spanien rebellische Franzosen zum Gehorsam gegen ihren französischen König durch kriegerisches Vorgehen zwingen könne, so könnten die Könige der Erde die Ungläubigen zum Gehorsam gegen den König des Himmels zwingen. Würde etwa Christus noch auf Erden wandeln und ganze Völker würden ihn beleidigen, so hätte man das Recht, für ihn das Schwert zu ziehen; dasselbe gelte auch nach Christi Tode. *Franziskus de Victoria* antwortet darauf¹⁵⁵, daß kein Ungläubiger schuldig sei, dem man das Evangelium nicht verkündigt habe, und selbst wenn

¹⁵⁴ MIGNE [=Patrologia Latina] CLXI. p. 258.

¹⁵⁵ Franziskus DE VICTORIA: De Indis.

es geschehe und man ihm erklärte, das Christentum sei die wahre Religion, so würde er immer noch leichtsinnig und unklug handeln, wenn er ohne weiteres glaubte, weil er ja nicht wisse, ob die Prediger Vertrauen verdienen, solange sie keine ganz glaubwürdige Legitimation und Begründung beibrächten. An ein Recht zum Kriege sei also nicht zu denken, die Ungläubigen seien im gedachten Falle unschuldig, und ein gerechter Krieg könne nur geführt werden gegen moralisch Schuldige. Ja wenn sie sich auch durch böswilligen Widerstand gegen eine von den größten Wundern begleitete Glaubenspredigt vor Gott schwer schuldig gemacht hätten, so würde immer noch kein Recht zum kriegerischen Einschreiten vorliegen, weil niemand zum Glauben gezwungen werden kann, denn, so sagt St. Thomas, der Glaube sei ein Akt des Willens und die Furcht schwäche den Willen (II. IIae X. 8.). Vittoria hatte besonders die spanischen Eroberer in Amerika im Auge, die weit schlimmer waren als die Indianer, aber ihrem Verbrechen gern ein religiöses Mäntelchen umgehängt hätten. *Sie* waren die Schuldigen, nicht die armen Indianer!

Lag der Fall ebenso bei dem kriegerischen Vordringen der Christen in den Orient? Nein. Die Mohamedaner hatten Jahrhunderte hindurch das christliche Abendland schwer heimgesucht. Der Krieg war dem Islam das Hauptmissionsmittel, der Kampf gegen den Unglauben war Glaubensartikel, religiöser und politischer Grundsatz. So hatten die Sarazenen fast ganz Spanien und ganz Sizilien unterworfen, Gallien und Italien bedroht, viele Menschen getötet oder geschädigt und besonders an den Rhone- und Alpenstraßen den Verkehr unterbunden. Was die Christen aber am tiefsten kränken und reizen mußte, war die schwere Bedrängung ihrer Pilgerfahrten zum hl. Lande. Mancher kam infolgedessen nach mühsamsten, langwierigsten Wanderungen überhaupt nicht ans Ziel, viele wurden mißhandelt oder in die Sklaverei verschleppt.

Die zuverlässigsten Augenzeugen, wie *Peter der Einsiedler*, erzählten es in der Heimat, Peter selbst wurde nicht müde, seine Erlebnisse, auf einem Esel durch Stadt und Land reitend, in glühenden Farben zu schildern, und der Eindruck seiner heiligmäßigen Persönlichkeit verstärkte noch die Wirkung seiner Worte. So entstand eine ehrliche, von religiösen und sittlichen Motiven getragene leidenschaftliche Erregung und Bewegung. Ein kaiserlicher Hilferuf aus Byzanz gab den zahlreichen Klagen

und Bitten der morgenländischen Pilger Nachdruck und Feierlichkeit, und so war eine Stimmung und eine Rechtslage vorhanden, in die Papst Urban II. nur den zündenden Funken hineinzuworfen brauchte, um die Begeisterung für einen Kreuzzug zum Schutze der mißhandelten Christen und zur Wiedergewinnung entrissener Heiligtümer zu heller Flamme zu entfachen.

Es war von vornherein klar, daß der Wille, den Türken unter allen Umständen die heiligen Stätten zu entreißen und von den Pilgerfahrten in Zukunft jede Belästigung fernzuhalten, zu einem regelrechten Kriege führen würde. Aber der Kriegsgrund schien gerecht. Der hl. Bernhard sprach aus dem moralischen Bewußtsein der ganzen Kreuzzugszeit heraus, wenn er sagte: Sicher dürfte man die Ungläubigen nicht mit dem Tode bestrafen, wenn es ein anderes Mittel gäbe, sie an der Unterdrückung der Christenheit zu hindern. Aber zur Zeit sei es besser, diesen äußersten Weg zu beschreiten als die Geißel der Sünde gegen die Gerechten wüten zu lassen und sich dadurch noch der Ungerechtigkeit mitschuldig zu machen.¹⁵⁶ Das Mittelalter lebte sogar der Überzeugung, daß ein Krieg gegen den Islam *immer*, auch ohne neu auftretenden Anlaß, gerecht sei. Katholiken und Protestanten waren darin noch im 16. Jahrhundert einer Meinung. Der Canonist Guerrero (gest. 1587) erklärte:

»Die Ungläubigen, die friedfertig sind, können nicht ohne gerechten Grund angegriffen werden, außer jedoch denen, die, *wie die Sarazenen*, bekämpft werden müssen, selbst wenn sie Frieden haben wollen: denn man muß voraussetzen, daß sie, wenn sich ihnen eine günstige Gelegenheit bietet, die Christen angreifen werden; sie kämpfen gegen die ganze Welt, und die ganze Welt kämpft gegen sie; sie halten niemals Frieden und deshalb darf man keine Nachsicht mit ihnen haben.«¹⁵⁷

Man muß solche Anschauungen aus dem Geiste der damaligen Zeit heraus verstehen, man kann ihnen, vorausgesetzt, daß der Islam wirklich

¹⁵⁶ MIGNE [=Patrologia Latina] CLXXXIV. c. 3.

¹⁵⁷ GUERRERO: De bello justo et injusto. Ganz so der Protestant GENTILIS: De jure belli, lib.I.c. 12.

prinzipiell und faktisch die kriegerische Überwältigung der Christenheit zum Ziele hatte, heute noch recht geben. Wenn jemand als Bestandteil seiner religiösen Weltanschauung den Grundsatz vertritt und befolgt, alles, was nicht mit ihr übereinstimmt, gewaltsam auszurotten, so ist das schlimmer, als wenn jemand den Diebstahl und den Raub zum Prinzip erhebt und zur Quelle seines Lebensunterhaltes macht. Nur sektiererische Einseitigkeit und Verblendung kann behaupten, daß man derartigen Gewalttätigkeiten schon in jenen Zeiten nichts anderes als passiven Widerstand hätte entgegensetzen dürfen. Es liegt darin eine fundamentale Verkennung der damaligen Verhältnisse. Aber die unerläßliche Voraussetzung für ein gewaltsames und sogar kriegerisches Vorgehen, selbst gegen die ärgsten Mißstände und Verbrechen, mußte, wie der hl. Bernhard sagte, sein: daß es kein anderes Mittel gab! Ferner mußte, wiederum nach moral-theologischer mittelalterlicher Theorie eine moralische Gewißheit bestehen, daß durch die kriegerische Aktion das Übel wirklich abgestellt und nicht vergrößert wurde!

Nachdem wir einen vielhundertjährigen Abstand von der Kreuzzugsperiode gewonnen haben und in der Lage sind, sie leidenschaftslos nach Ursache und Wirkung zu beurteilen, können wir zwar nicht bestreiten, daß diese beiden Voraussetzungen für die Kreuzfahrer subjektiv gegeben waren, müssen aber ihre objektive Richtigkeit teils stark bezweifeln, teils geradezu verneinen. War ein derartig ausgedehnter Krieg gegen die Sarazenen zur Erreichung des gesteckten Zieles wirklich am Platze, war er das einzige und das sichere Mittel? Das wird von der modernen Forschung wohl durchweg in Abrede gestellt, und auch der Katholik muß sich diesem Urteil anschließen. Mit voller Zustimmung tut das Albert von *Ruville*, ein für die katholische Kirche sicher begeisterter Historiker.¹⁵⁸ Er leugnet zunächst, daß in der Kreuzzugsperiode überhaupt ein Grund zur kriegerischen Abwehr der Sarazenen vorgelegen habe. Die Gefahr der Überwältigung durch sie hätte wohl im 8., 9. und 10. Jahrhundert im hohen Maße bestanden, aber nachdem eine christliche Gegenbewegung sie beseitigt habe, sei eine ernstliche Bedrohung am Ausgang des 11. Jahrhunderts, wo die Kreuzzüge begannen, nicht mehr vorhanden gewesen. Diese seien vielmehr »reine Offensive« gewesen,

¹⁵⁸ A. v. RUVILLE: Die Kreuzzüge, Bonn und Leipzig 1920.

hervorgegangen aus der Kampfes-, freilich auch Glaubensfreudigkeit der abendländischen Staatengesellschaft. Diese

»war in dieser Hinsicht weit ähnlicher ihrem legalen Vorbild, dem alten, königlichen Israel als es dem friedlichen Sinne ihres göttlichen Gründers entsprach. Die Waffe war das unentbehrliche Zubehör des christlichen Mannes. Selbst hohe Geistliche zogen gerüstet in den Kampf, da sie als Inhaber weltlicher Fürstentümer und Lehen sich behaupten und kriegerische Pflichten erfüllen wollten ... Die urwüchsige Frische und Kraft der germanischen und vom Germanentum durchsetzten Völker, sowie seine vom Heidentum überkommene Roheit, die von der Kirche in ihnen, ja in ihr selbst noch nicht hatte überwunden werden können, sprach sich in allem aus. ... Es galt ja kämpfen und erobern, es eröffnete sich jedem Ritter die Aussicht, Feudalherr, wenn nicht regierender Fürst zu werden, zum wenigsten beträchtliche Beute zu erjagen. Die Kreuzzüge waren in ausgesprochenem Maße ritterliche Unternehmungen.«

Ruville bestreitet es nicht, daß Papst und Kirche die Kreuzzüge billigen und mit ihrem Segen begleiten durften, wenn sie ihnen gerecht erschienen – er gibt schwerwiegende Gründe für die Offensive zu: die Rückeroberung geraubter Gebiete und altverbrieft Privilegien des Abendlandes in Palästina, die Sühnung schwerer Kränkungen, wodurch vielleicht künftigen Gefahren vorgebeugt wurde – aber daß die geistliche Macht selbst, die Sachwalterin des Friedensfürsten, die Kreuzzüge *angeregt, organisiert* und *durchgeführt* habe, das macht er ihr zum Vorwurf.

»Merkwürdig! Niemals hat das Christentum dem Islam innerlich und äußerlich näher gestanden als in der Zeit, da es ihn und seine Anhänger am erbittertsten bekämpfte. Die Päpste verhielten sich damals ähnlich wie die Kalifen, indem sie den Glaubenskrieg entzündeten und leiteten. Die volle Hingebung an die blutige Aufgabe war bei den Christen dieselbe wie bei den Muslimen. Islam heißt ja Hingebung, und so war Islam auch für die Christen das Charakteristikum ihrer Denkweise geworden. Der Gedanke durch Bluttat den Himmel zu erwerben, dominierte auf beiden Seiten.«

Es ist gefährlich, über Motive und Gesinnungen zu urteilen. Der gewaltige Idealismus der Kreuzfahrer, den auch Ruville nicht unterschätzt, mag doch reiner gewesen sein als der der Mohamedaner; dazu stand doch die Schule, aus der die Christen kamen, zu hoch über der islamitischen! Uns interessiert hier aber mehr die tatsächliche Durchführung des Unternehmens als die gute Absicht. Wenn auch Grund und Absicht (*causa justa* und *intentio recta*) der Kreuzzüge den Anforderungen der Moral entsprochen haben sollten, wenn sie sogar notwendige Defensive und nicht Offensive gewesen wären, so würden sie den Namen »gerechte Kriege« nach den früher entwickelten moral-theologischen Bedingungen immer noch nicht vollauf verdienen, wenn die zu jeder sittlichen Handlung erforderliche Umsicht, Rücksicht und Voraussicht gefehlt haben sollte. Um ein so furchtbares Unternehmen wie einen Krieg vor der Vernunft, vor Gott und den Menschen, vor der Umwelt und Nachwelt, rechtfertigen zu können, muß überlegt werden, ob der Erfolg auch dem Einsatz einigermaßen entsprechen wird, das heißt: das Gedeihen der gerechten Sache muß moralisch gewiß sein (s. oben, Kap. III B 1); es muß ferner auch in der Form, in der Art der Durchführung, so sein, daß es der vom Evangelium geforderten, die bloß natürliche und alttestamentliche Gesetzesgemäßheit übersteigenden Gerechtigkeit Christi entspricht! In beiden Punkten haben die Kreuzzüge auf das vollständigste versagt! Von jener Umsicht und Vorsicht, mit der nach dem Gleichnis des Heilandes ein König, der gegen einen anderen zu Felde ziehen will, zuvor sich hinsetzen und überlegen muß, ob seine Streitkräfte ausreichen (Lk 14,31), war keine Rede. Jeder, der nicht auf ein Wunder rechnete – und das tun, heißt Gott versuchen – mußte sich sagen, daß schon das geordnete Erreichen des weit entfernt liegenden hl. Landes ein Ding der Unmöglichkeit war. Besonders die Bauernzüge, die nicht in Begleitung regulärer Truppen ihres Weges zogen, waren weiter nichts als sinnlose Abenteuererwanderungen. Und erst die Kinderkreuzzüge! Waren sie nicht Irrsinn? Von den sieben Schiffen, die den Kinderpilgern in Marseille zur Verfügung gestellt wurden, gingen zwei schon vor Sardinien unter. Die anderen kamen bis Alexandrien, wo die unglücklichen Kinder mit 400 Priestern in die Sklaverei verkauft wurden. Einem deutschen Kinderkreuzzug ging es nicht besser. Die Kinder verhungerten oder verelendeten massenhaft, und viele Mädchen fielen Kupplern in die Hände!

Nicht der Sieg derartiger Unternehmungen war für jede menschliche Berechnung moralisch gewiß, sondern die absolute Niederlage! Und die rechte, die Schranken der Gerechtigkeit und Liebe nicht überschreitende *Art* der Kriegführung! Das von Christus geforderte äußere und innere Verhalten den Feinden gegenüber! Grauenhaft war es, was sich die Kreuzfahrer in dieser Beziehung zu Schulden kommen ließen! Schon auf dem Wege nach Palästina und schon bei dem ersten Kreuzzug, als der Idealismus noch am reinsten war, kam es zu scheußlichen Judenmorden und Brandschatzungen, und als die hl. Stadt endlich erreicht war, da raste das Christenschwert gegen alles, was erreichbar war, auch gegen Frauen und Kinder, und des Mordens und Plünderns war kein Ende. Und dann zog man in tiefer Andacht in feierlicher Prozession zum Grabe des Erlösers! »Man fragt da wohl entsetzt«, schreibt Ruville, »wie sich das beides vereinigen ließ, das blinde unterschiedslose Morden und das unzweifelhaft aufrichtige tief empfundene Dankgebet an heiliger Stätte.«

»Die Erklärung liegt beschlossen in der alttestamentlichen Färbung des damaligen abendländischen Christentums. Die lateinische Christenheit fühlte sich fast wie ein auserwähltes Volk Gottes, das ins gelobte Land zog, um es den Heiden zu entreißen. Die Heiden, d.h. die Mohamedaner waren, wenn sie sich nicht bekehrten, dem Blutbann verfallen, zur Vernichtung bestimmt. Die Kreuzfahrer hatten danach den Bann zu vollstrecken, ob es ihnen zusagte oder nicht. Das galt als ihre heilige Pflicht, als durch Gelübde übernommene Arbeit. Nicht ein gewöhnliches Kriegswerk war es, bei dem man die Wehrlosen grundsätzlich schonte, sondern Vollstreckung eines göttlichen Urteils, bei dem Schonung als unzulässig galt. So zogen die Streiter nach getaner Arbeit, erfüllter Pflicht mit ruhigem Gewissen in die Kirche zu Andacht und Meßopfer.«¹⁵⁹

Der Segen Gottes hat auf den Kreuzzügen nicht geruht. Es war nicht nur ein Mißerfolg, wie er nach Lage der Dinge aus rein natürlichen Gründen eintreten mußte, sondern darüber hinaus eine geradezu auffallend von ganz besonderen Unglücksfällen heimgesuchte Unternehmung. Gerade

¹⁵⁹ A. v. RUVILLE: Die Kreuzzüge, S. 109.

die obersten Führer, Konrad III., Friedrich Barbarossa, Heinrich VI., Friedrich II., wurde wie von höherer Hand durch Krankheit, plötzlichen Tod und andere »Zufälligkeiten« der Führung entrissen.

»Auf 15 Jahre nur wurde Jerusalem wieder zurückgewonnen. Also das Ziel selbst muß den weltgeschichtlichen Plänen Gottes zuwidergelaufen sein. Jeder, der sich daran versuchte, biß auf Granit, aber der Granit war nicht der Feind, sondern der entgegenstehende Wille Gottes, der sich tausend natürliche Umstände, Zufälligkeiten, menschliche Schwächen und Stärken dienstbar machte.«¹⁶⁰

Ruville findet diesen Willen Gottes in der Weissagung ausgesprochen:

»Jerusalem wird von den Heiden zertreten werden, bis die Zeiten der Heiden erfüllt sind«. Erst, wenn das große Missionswerk sich den Sieg gesichert hat, soll das Zertretenwerden Jerusalems aufhören. Die Jerusalemiten sollen erst gegen Ende der Zeiten des Heidentums entledigt werden, weil sie sich durch Verwerfung des Messias der Ehre, die ersten zu sein, unwürdig gemacht haben, entsprechend den anderen Worten Jesu: »Die ersten werden die letzten sein.«¹⁶¹

Ob das zutrifft, entzieht sich menschlicher Erkenntnis. Sicher ist nur, daß Gott anders lenkte, als der Mensch dachte.

Wir haben uns bei der Kreuzzugsperiode so lange aufgehalten, weil sie für die grundsätzliche und entwicklungsgeschichtliche Betrachtung des Kriegs- und Friedensproblems so außerordentlich interessant und lehrreich ist. Zunächst war es nicht möglich, in dem Abschnitt über den »Weltfriedensgedanken in der Vergangenheit innerhalb der Kirche« die Kreuzzugsperiode gewissermaßen als *Einwand*, als »Gegenbeweis« für die Friedensmission der Kirche, zu umgehen. Wer sich in der Psyche katholischer und nichtkatholischer Gebildeter und Nichtgebildeter auskennt, weiß, wie niederdrückend es auf sie wirkt, wenn alles und jedes, was in der Kirche vorgekommen ist und vorkommt, apologetisch zu

¹⁶⁰ A. v. RUVILLE: Die Kreuzzüge, S. 14.

¹⁶¹ A. v. RUVILLE: Die Kreuzzüge, S. 15.

rechtfertigen gesucht wird; und wie befreiend, wenn Schatten als Schatten, Entgleisungen als Entgleisungen, Rätsel als Rätsel stehen gelassen werden! Wieviel besser ist es, zuzugeben und laut zu beklagen, daß die kirchliche *Wirklichkeit*, das praktische Leben und Wirken der katholischen Laien, Priester, Bischöfe und Päpste, von der Idee der Kirche als Trägerin des Geistes und des Amtes Christi, als Mutter aller Menschen, als mystischer Leib Christi im Laufe der Geschichte vielfach so weit, weit entfernt war und in der Gegenwart entfernt ist! Wieviel höher und reiner steht dann die katholische Idee da! Diese Idee, wie sie in der Glaubens- und Sittenlehre der Kirche enthalten ist, ist schlechthin unantastbar, unwiderlegbar, unübertreffbar! Und sie hat zu allen Zeiten große und reine Vertreter gefunden, auch in der Kreuzzugsperiode, auch unter den Kreuzzugspredigern und Kreuzfahrern selbst! Peter der Einsiedler, Bernhard von Clairveaux, Ludwig der Heilige waren Männer, die zu den edelsten Gliedern am mystischen Leibe Christi gehörten. Und wie tief religiös der Idealismus vieler, vielleicht der meisten Kreuzfahrer selbst war, ermessen wir am besten, wenn wir ihn mit der Glaubenskraft der Gegenwart vergleichen. Wer das Kreuz nahm, zerbrach fast seine soziale Existenz! Weib und Kind, Haus und Hof ließ er hinter sich und zog den denkbar größten Strapazen und Gefahren entgegen um seines Erlösers willen! Eine allgemeine Wehrpflicht gab es damals nicht; freiwillig geschah das alles! Es war sicherlich viel Abenteuerlust, Waffenleidenschaft und Ehrgeiz dabei, aber auch eine Glaubens- und Opferkraft, die wir in der heutigen Christenheit in diesem Umfange nicht mehr kennen. Ewig ergreifend bleibt der Abschied des Landgrafen von Hessen und Thüringen von seinem geliebten jungen Weibe, der hl. Elisabeth. Zwei Herzen rissen sich auseinander, die ineinander gewachsen waren in köstlichster, reinsten Liebe. Sie brachten das Opfer dem, den sie noch mehr liebten als sich selbst, ihrem Heiland Jesus Christus. Solcher heiliger Begebenheiten mag es viele gegeben haben. Sie gereichen auch der Kirche zum Ruhme, weil sie es war, die solche Menschen erzogen hatte.

Der Vorwurf, daß die Kreuzzüge eine verfehlte Unternehmung der Kirche waren, trifft nur eine Seite ihres Wesens und ihrer Aufgabe. Die Aufgabe der Kirche ist es, für die Ehre Gottes zu leben und zu streiten, im Geiste Christi, ihres Hauptes. Das Entfachen der religiösen Begeisterung für den Herrn, für die Heilhaltung selbst seiner irdischen Heimat,

Palästina, war ein Akt edelster Liebe und Pietät. Verfehlt aber war die Art der Durchführung, das grausame und wegen zahlloser, klarster Beweise für die Aussichtslosigkeit des Unternehmens unglaublich hartnäckige Beharren bei der einmal gefaßten Idee. Ein fast 200 jähriges vergebliches Anrennen gegen die unzweideutigsten Erfahrungen! So sind die Kreuzzüge ein Schulbeispiel für das, was dieses Buch nachzuweisen sich bemüht: wie die allseitige »Gerechtigkeit« eines Krieges (die einzige Bedingung für seine Erlaubtheit) selbst da nicht erreicht werden zu können scheint, wo Anlage und Bestimmung des Unternehmens den idealsten Beweggründen entspringen! Einen nach Anlage und Bestimmung idealeren Krieg als die komplexe Kreuzzugsbewegung hat es in der Geschichte seit Christi Geburt nie gegeben. Und doch war nicht einmal dieser Krieg »gerecht« in dem Maße, wie es das Evangelium Christi und die kirchliche Theologie verlangen!

Dies zum Grundsätzlichen. Wie hat man *entwicklungsgeschichtlich* über die Kreuzzugsperiode, die die höchste und charakteristischste Kraftäußerung der mittelalterlichen Christenheit darstellt, zu urteilen? War sie gegen die ihre vorausgegangene Periode ein Fortschritt oder ein Rückschritt, und ist die Gegenwart gegen sie vorangekommen oder zurückgegangen? Wir sahen, wie die Kirche noch im 11. Jahrhundert, an dessen Ausgang die Kreuzzüge begannen, über die Beteiligung am Kriege dachte: wie sie das Blutvergießen, selbst in einem »gerechten Kriege«, als Befleckung ansah, von der man sich irgendwie reinigen mußte. Wenn diese Auffassung durch die Kreuzzüge verloren ging, so ist es tief zu beklagen, und sicher kein Fortschritt. An weltpolitischer Einflußkraft, vielleicht auch an Begeisterungsfähigkeit für die Kirche als geistige Weltmacht, war die Kreuzzugsperiode über das erste Jahrtausend hinaus gestiegen, sie war auch in missionsgeschichtlicher Beziehung insofern ein Fortschritt als die wissenschaftliche und künstlerische Kultur, die militär- und seetechnische Leistungsfähigkeit durch die hin- und herflutende geistige und materielle Austauschbewegung zwischen Abendland und Morgenland vielfache Anregung erfuhr, was die kulturelle Kraft des Abendlandes hob und auch die Kirche befähigte, ihr Missionswerk auszubauen. »Die Kreuzzüge waren die Hochschule für das Entdeckungszeitalter und die ganze moderne Kolonisation, mit der die Mission immer Hand in Hand geht für die Gewinnung der Vormacht-

stellung auf dem ganzen Erdenrund. Das ist ihre eigentliche Bedeutung!«¹⁶² Insofern war also die Kirche über eine gewisse Enge im ersten Jahrtausend hinausgewachsen. Daß es ein Fortschritt auch nach innen war, kann nicht behauptet werden. Auch von der Kirche muß man sagen: was nützt es ihr, wenn sie die ganze Welt (äußerlich) gewinnt, aber Schaden leidet an ihrer Seele! Wir meinen die Seelen ihrer einzelnen Glieder, nicht die Seele des Gesamtkörpers, des Corpus Christi mysticum. Diese Seele ist der hl. Geist, ausgegangen vom Vater und vom Sohne; unalterierbar wie sie, dieselbe gestern, heute und in Ewigkeit.

In ihrer zeitlichen Entwicklung und ihrer menschlichen Fehlbarkeit – dem Gegenstück zu ihrer gottmenschlichen Absolutheit und Unfehlbarkeit – kann die Kirche aber auf Nebenwege gedrängt werden, und auch Päpste können bei allen die Glaubens- und Sittenlehre nicht berührenden Maßnahmen Fehlgriffe tun. Der *Griff* ans materielle Schwert war sicher ein Fehlgriff. Nochmals: insoweit die Kreuzzüge schwere Türkenschuld sühnen, wichtige Interessen der Christenheit verteidigen sollten, durften die Päpste das Unternehmen segnen. Aber sie hätten es nicht selbst unmittelbar »anregen, organisieren und durchführen« sollen. Da sie es taten, wurden sie – in diesem Punkt – die Nachfolger des mit dem Schwerte dreinschlagenden Petrus. Hätte der Meister noch sichtbar an ihrer Seite gestanden, wie am Ölberg an der Seite Petri, er hätte die Worte wiederholt: stecke Dein Schwert in die Scheide! Oder wie dem Jakobus und Johannes, als sie über eine Ortschaft der Samariter, die dem Herrn keine Herberge geben wollte (wie die Mohamedaner) Feuer vom Himmel herabrufen wollten, gesagt: »Ihr wißt nicht, weiß Geistes Kinder ihr seid. Der Menschensohn ist nicht gekommen, Seelen zu verderben, sondern zu retten!« (Lk 9,52.ff.). Durch das Rasen der Christenschwerter gegen die Mohamedaner wurden ja auch nicht nur Leiber getötet, sondern auch – nach menschlichem Ermessen – Seelen in die Hölle gestürzt, d.h. Seelen verdorben! Ob auch Seelen durch *diese* Manifestation des Christentums geläutert, geheiligt, gerettet worden sind? Wir wissen es nicht. Sichtbar sind solche Früchte nicht geworden!

In der Gegenwart wäre ein kriegerischer Kreuzzug unmöglich. Ist das ein Fortschritt oder ein Rückschritt gegen damals? Ein offenerer

¹⁶² A. v. RUVILLE: Die Kreuzzüge, S. 16.

und tief entmutigender Rückschritt wäre es, wenn unser Geschlecht bei weitem nicht mehr so viel Glaubens- und Opferkraft besäße, um ein mit so großen und langwierigen Mühen und Leiden verbundenes Werk, wie es die Kreuzzüge waren, für die Sache Christi und der Kirche auf sich zu nehmen. Man wird zunächst geneigt sein, der gegenwärtigen Christenheit diesen Idealismus ohne weiteres abzusprechen. Und zweierlei ist auch ausgeschlossen: daß sich *solche Massen* für ein großes opfervolles Glaubenswerk bereit fänden und daß die Kirche noch einmal zu dem Mittel eines Krieges greifen würde, um einen religiösen Zweck zu erreichen. Dies letztere ist ein unleugbarer *Fortschritt* in der Entwicklung des Gottesreiches. Pessimisten, die an ein Absterben der kriegerischen Instinkte nicht glauben, sollten schon durch die einfache Tatsache zum Nachdenken kommen, daß sowohl die mohamedanische wie die christliche Welt zu einer derartigen *kriegerischen* Begeisterung, wie die Kreuzzüge sie boten, auch nicht im entferntesten mehr fähig ist. Wenigstens der religiöse Enthusiasmus für den Krieg ist dahin. Der Grad des Fortschrittes seit der Kreuzzugsperiode bis heute erinnert in diesem Punkte an den vom Alten zum Neuen Testament. Wie steht es mit der Fähigkeit moderner Christen, für ihren Glauben große Opfer zu bringen? Wir glauben, daß sie vorhanden ist. Nicht bei so vielen wie im Mittelalter und nicht für den Krieg. Aber – vielleicht für den Frieden? Wenn die Staaten heute zu einem neuen Weltkriege riefen und die Kirche die Beteiligung verböte (gestützt auf die Argumente der Moraltheologie), und wenn die Staaten die Kriegsdienstverweigerung mit Gefängnis und Tod bestrafen, die Kirche aber fest bliebe und den so Verurteilten sagte: ihr leidet und sterbt für die Gerechtigkeit, für das Evangelium, für Christus – ich glaube, die religiöse Opferkraft zahlloser Christen hielte stand!

Daß die Kirche seit den Kreuzzugstagen weder für noch gegen den Krieg weitgreifende *praktische* Maßnahmen unternommen, sondern es der kirchlichen Theologie überlassen hat, die Theorie für die Erlaubtheit oder Unerlaubtheit des Krieges zu entwickeln, liegt im Wesen des Krieges als einer in sich indifferenten Sache begründet. Tausendfach werden auch Reichtum, Rauschgetränke und viele andere Dinge dieser Welt mißbraucht, aber die Kirche verlangt solange keine Totalabstinenz von ihnen, als es möglich ist, sie mit Maß und mit guter Absicht zu gebrauchen. Der Krieg läßt sich allerdings weder mit Luxus noch mit Wein noch

mit einem anderen Lebensgut in eine Linie stellen, weil er im Gegensatz zu ihnen immer ein Übel ist; aber er braucht nicht in jedem Fall bei einer der beiden streitenden Parteien ein *moralisches* Übel zu sein, es bleibt ihm ein Rest von Indifferenz und Güte, wie dem Henkerbeil. Und um dieses Restes willen steht er – wenigstens theoretisch – noch gerade diesseits der Grenze, die die sittlich indifferenten Dinge von den unsittlichen trennt, und um dieses Restes willen hat die Kirche es bis jetzt der persönlichen Freiheit der Ihrigen überlassen, sich seiner, wenn sie es glauben verantworten zu können, im Falle der Not zu bedienen. Daß die Kirche das Recht hat, diese Freiheit zu beschränken, wird später gezeigt werden. Es gibt innerhalb des Gottesreiches einen Fortschritt nicht nur vom Alten zum Neuen Testament, sondern auch von einer in bestimmten Dingen noch unreifen Christenheit oder – besser – Zeit zu einer reiferen, bis zur ganz reifen messianischen Endzeit.

B. In der Gegenwart

1. AUßERHALB DER KIRCHE

Die Menschheit hat im Verlaufe ihrer Geschichte unendlich viel Erfahrungen mit dem Kriege gemacht. Wenn er auch keine Naturerscheinung war, wie Sturm und Gewitter, wo Naturkräfte und Naturstoffe nach Naturgesetzen sich zusammenballen und sich dann über die Erde entladen, so kam er doch über die Menschen, die ihn nicht herbeigeführt hatten, wie eine elementare Naturkatastrophe, der gegenüber sie zunächst ganz machtlos waren. Zunächst. Denn die Erfahrung und Beobachtung machte sie mit der Zeit klüger. Gegen das Gewitter erfand man den Blitzableiter und gegen den Sturm wandte man andere Schutzmaßregeln an. So hat auch der Krieg, je länger er sein Spiel mit den Völkern trieb, um so mehr sie zum Nachdenken über seine Ursache und seine Vermeidbarkeit gebracht. So wie die Menschen vor den Elementen des Wassers, des

Feuers, der Luft zunächst nur schweigende Furcht oder Verehrung empfanden, sich, wenn diese wild geworden waren, vor ihnen versteckten, die Hände in den Schoß legten oder sie nur zum Gebete gegen sie erhoben, dann aber anfangen, im ersten Kahn, auf dem ersten Herd und – ganz spät – im ersten Flugzeug, den Kampf mit ihnen aufzunehmen, sie sich immer mehr dienstbar machten, bis sie fast spielend die Herrschaft über sie ausübten, so haben die Menschen zuerst auch den Krieg nur wie gelähmt angestaunt, halb in Ehrfurcht, halb in Furcht, unfähig, das wilde Element zu bändigen. Aber dann standen immer mehr Menschen auf, zuerst nur Denker und Dichter, später auch die Massen, und fragten sich, ob sie denn ganz machtlos gegen ihn seien, ob es nicht Mittel gäbe, diesen freiwilligen Totentanz, zu dem die Männer in Friedenszeiten sich besonders ausbildeten, zu dessen Einstudierung und Ausführung sie besonders bunte Kleider, schimmernde Metallstücke, Uniformen genannt (zuerst ganz prunkhafte und schwerfällige mit Haarbüscheln und dergleichen, dann immer einfachere), anzogen, – ob es nicht möglich sei, diesen gleißenden und doch so dunklen Wahn zu überwinden.

Wir sahen, wie vom Anfange der Geschichte an neben den größer und größer werdenden Kriegszügen auch eine Friedensbewegung einherschritt, unendlich schwach und schüchtern in der ersten Zeit, oder, wenn nicht schüchtern, dann im Gegenteil allzu kühn, allzuviel mit einem Wurf erstrebend und eben dadurch ebenso ohnmächtig wie der schüchternste Protest. Wie jedoch nach und nach die Bewegung für den Frieden achtunggebietender wurde, maßvoller und nüchterner zwar in ihren Plänen und Forderungen, aber eben dadurch praktischer, diskutabler. Die ersten Proteste, sagt *Johann von Bloch*,

»flossen aus dem Herzen von Personen, die so tief von dem Gefühl der Humanität durchdrungen waren, daß ihnen der rauhe Krieg selbst Abscheu erregte. Sogar Philosophen, die das Prinzip des ewigen Friedens auf ihr Panier erhoben hatten, appellierten mehr an das Gefühl als an den Verstand und zogen die Aufstellung von Utopien einer gründlichen und beweiskräftigen Untersuchung vor. Dies ist in der Regel das Schicksal von Ideen. Sie frappieren früher durch ihre Schönheit als durch ihre Wahrheit. Aber sobald eine Idee eine Zukunft hat, tritt sie in eine andere Phase ein, es erscheint die Wissen-

schaft, die das von der Phantasie geschaffene Gebäude verändert und meistens dessen Dimensionen verkleinert, es dafür aber auf dem festen und unerschütterlichen Fundament ihrer Wahrheiten errichtet.«¹⁶³

Die philosophische Klärung ist aber immer noch nicht die letzte Etappe, die eine zur Verwirklichung bestimmte Idee zu durchlaufen hat. Der philosophische Gedanke muß vielmehr von seiner aristokratischen Höhe wieder in die Massen, aus denen er in roher Form aufgestiegen ist, gereinigt und vertieft herabsteigen, und da eine zielsichere, stoßkräftige *Bewegung* hervorrufen. Dazu ist eine, wenn auch noch so lose *Organisation* erforderlich. Die Organisation endlich schreitet vor zur systematischen, in den Lauf der Dinge unmittelbar eingreifenden *Aktion*.

Die Friedensidee hat diesen Entwicklungsprozeß durchlaufen. Am längsten hat sie sich in der Gefühls- und Wunschregion aufgehalten, lange auch in der dünnen Luft des spekulativen Gedankens, und erst seit 100 Jahren etwa kann man von einer *Friedensbewegung* sprechen, in der die Wünsche und Gedanken der einzelnen systematisch und organisatorisch zusammengefaßt und auf praktische Arbeit an der Erreichung des fernen Zieles durch schrittweises Vorgehen hingerichtet sind.

a) *Der klassische Pazifismus*

So entsteht das geschlossene System, das man *Pazifismus* nennt. Es ist, wie jeder Ismus, zunächst eine Anschauung, ein Glaube des Geistes und des Herzens. Als Ausdruck dessen dann ein Bekenntnis, eine in Wort und Werk gelebte Überzeugung. Gemeinsam ist allem Pazifismus der Glaube, daß die staatlichen Konflikte sich auf anderem Wege als auf dem der internationalen Kriege austragen lassen, und der Wille, diesen anderen Weg zu beschreiten. Verschieden sind die Motive dieses Glaubens und dieses Willens und die Wege zu ihrer Erfüllung. Aus dieser Verschiedenheit entstehen die besonderen pazifistischen Arten. Wir behandeln zunächst jene, die gewissermaßen das Mutterelement der anderen

¹⁶³ Johann von BLOCH: Der Krieg, Band V, S. 27.

ist, und die wir wegen ihrer Priorität, ihrer wissenschaftlichen Begründung und ihrer klaren, ruhigen Form den *klassischen* Pazifismus nennen. Der klassische Pazifismus hat »das von der Phantasie geschaffene Gebäude« noch mehr vereinfacht und verkleinert. Schon Kant hatte ein durchaus illusions- und gefühlsfreies Programm aufgestellt, aber er nannte diesen philosophischen Entwurf noch »zum ewigen Frieden«. Das täte heute kein Mensch mehr. Das Wort »ewig« ist zum mindesten für die Tagesarbeit überflüssig. Für die Zugkraft der Friedensparole ist es sogar schwer belastend, und auch sachlich führt es irre. Aus der pazifistischen Terminologie der Gegenwart ist es deshalb gänzlich verschwunden. *Alfred Fried*, durch dessen umfangreiches Schrifttum die Friedensbewegung seit den Tagen Berta von Suttners in ein neues Stadium getreten ist, erklärt, die ewige Dauer des Friedens interessiere den modernen Pazifismus eben sowenig wie den Ingenieur die Ewigkeit einer Eisenbahnbrücke, eines Tunnels, eines Kanals. Das alles soll zunächst einmal für die jetzt lebende Generation geschaffen werden, eine spätere mag dann die Verbindungswege noch mehr befestigen und ausbauen oder durch noch bessere ersetzen. Es handelt sich heute nicht mehr, wie noch bei Kant, um letzte Zielsetzungen und Gedankenbauten, sondern um das heute und morgen Erreichbare. Dieses Erreichbare ist eine unverdrossene und wissenschaftliche Arbeit am Abbau der Kriegs- und am Aufbau der Friedensgrundlagen. Kurz kann man sagen: *klassischer Pazifismus ist die wissenschaftliche und praktische Überwindung des internationalen Gewaltsystems durch ein internationales Rechtssystem*. Pazifist dieser Richtung ist, wer sich zu diesem Programm bekennt und ohne Kompromisse dafür eintritt. Sofort wird damit klar, wie groß das Gebiet des Pazifismus ist, wie weit entfernt von jener sektenhaften Beschränktheit und Einseitigkeit, die Unwissende ihm beilegen. »Überwindung des internationalen Gewaltsystems« bedeutet wissenschaftliche Erforschung des ganzen Erscheinungskomplexes »Krieg« mit Einschluß seiner Ursachen und Wirkungen, es bedeutet also Philosophie, Geschichte, Medizin, Statistik. »Herbeiführung eines internationalen Rechtssystems« bedeutet Rechts- und Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Ethik, Pädagogik, Politik. Und alles das muß münden in die Propaganda, die Popularisierung der wissenschaftlichen Erkenntnisse und Zielsetzungen, und in die Aktion, das entschlossene Handeln.

Wir sehen denn auch den modernen Pazifismus auf allen diesen Gebieten tätig. Zur Erforschung der Kriegsursachen – logisch die erste seiner Aufgaben – ist er wissenschaftlich und ethisch befähigter als eine nationalbefangene Geschichtsforschung und besonders – Darstellung, weil er im Unterschied zu ihr seiner Natur nach übernational gerichtet ist und infolgedessen in der hier besonders notwendigen Überparteilichkeit und Objektivität weniger gehemmt ist. Als ein Beispiel für die wissenschaftliche Erforschung der technischen, volkswirtschaftlichen und politischen Seiten des Krieges und seiner Folgen kann das sechsbändige Werk des russischen Staatsrates Johann von Bloch »Der Krieg« gelten, dessen Aufstellungen durch den verflorenen Weltkrieg in überraschender Weise bestätigt worden sind. Was heute alle Welt weiß: daß der Krieg durch die entsetzenerregende Entwicklung der Geschößtechnik, durch seine maßlosen täglichen Kosten, durch die aus der Militarisierung der ganzen Bevölkerung hervorgegangene Anspannung, Aussaugung und Zermürbung aller Volkskräfte ein so ungeheures Zerstörungswerk ist, daß er für *beide* kriegführenden Parteien ein Unglück ist und es einen Sieg, der den Einsatz lohnte, nicht mehr gibt – das hat Bloch 15 Jahre vor diesem Erlebnis klar voraus berechnet. Er meint, *nicht der Friede, sondern der Krieg werde zur Utopie*, d.h. er grabe sich wegen seiner Unerträglichkeit für Menschen und Staaten, wegen seiner Übersteigerung und damit Ruinierung aller verfügbaren Kräfte auf die Dauer sein eigenes Grab. Wenn Wissenschaft und Erfahrung zu solchen Ergebnissen kommen, kann der Pazifismus bei seiner Aufklärungsarbeit sich jeder aufdringlichen Tendenz enthalten; es genügt, die Tatsachen objektiv mitzuteilen. Von anderer Seite geschieht das ja nicht. Der Krieg ist für alle nicht pazifistischen Kreise (d.h. solche, die nicht die Überwindung des internationalen Gewaltsystems durch ein internationales Rechtssystem erstreben) immer noch ein Mittel zur Herstellung von Recht, Moral, Ordnung und Ehre, ein fast heilig gehaltenes Kräutchen »Rüchmichnichtan«, nicht aber der Ruin aller dieser Dinge und, wie Klopstock sagte, »der untersten Hölle lautestes Hohngelächter.«

Der wissenschaftliche Pazifismus legt jedoch Wert darauf, zu erklären, daß er seine Aufgabe weniger in der Negation des Krieges erblicke, als in der positiven Schaffung dauernder Friedensgrundlagen. Alfred Fried polemisiert stark gegen Bestrebungen, die er – wohl nicht glücklich

– »Reformpazifismus« nennt. Er versteht darunter jene Kriegsgegnerschaft, die sich nur gegen das Symptom »Krieg« richtet, statt gegen seine Ursache, die zwischenstaatliche Rechtlosigkeit. »Reform« ist immer nur »die Umwandlung der äußeren Form einer Einrichtung, ohne daß deren Wesen verändert wird, die Abänderung der Symptome, die Umgestaltung der Erscheinung.« Im Gegensatz dazu nannte er sein eigenes System zuerst »revolutionären Pazifismus«¹⁶⁴. Das Wort »revolutionär« meinte er nicht im politischen Sinne, nicht als *gewaltsame* Herbeiführung neuer Verhältnisse, sondern im entwicklungsgeschichtlichen Sinne, als »Umwandlung des Wesens einer Einrichtung, die Erneuerung des Inhaltes, die Veränderung eines Prinzips«. Später änderte Fried das Wort »revolutionär« in »ursächlich«.¹⁶⁵ Dieser ursächliche Pazifismus ist heute der klassisch-wissenschaftliche. Er beschäftigt sich nicht so sehr mit dem Krieg als mit der zwischenstaatlichen Anarchie. Er wendet seine Heilkunst nicht den am Menschheitsorganismus aufbrechenden Geschwüren zu, sondern seinem Knochengerüst und seinen Organen. Was nützt es, sagt er sich, wenn »Reform-Pazifismus« oder, wie man wohl besser sagt, eine allgemeine, unklare und unbestimmte Friedens- und Menschheitsliebe, den Krieg immer nur hinauszuschieben und im Falle seines Eintritts ihn zu mildern, zu »humanisieren« sucht? Was nützt selbst die Beseitigung des Militarismus, der nationalen Heere und Rüstungen, wenn an deren Stelle nur ein Loch tritt, d.h. die Preisgabe jeder Sicherheit? Wer abbauen will, muß vor dem Abbau etwas anderes aufbauen. Deshalb wurde ja auch gerade aus den Kreisen des wissenschaftlichen Pazifismus gegen die erste Haager Konferenz 1899 mit fast doktrinärer Starrheit der Einwand erhoben, daß die Parole Abrüstung solange nichts bedeute, als nicht eine positive damit verknüpft, ja an die erste Stelle gesetzt werde, nämlich der Wille zum Aufbau einer internationalen Rechtsorganisation. In seiner jeder utopistischen Ideologie baren Logik und Systematik hält der ursächliche Pazifismus nicht einmal die Einrichtung und den Ausbau der *Schiedsgerichtsbarkeit* für ein in erster Linie anzustrebendes, ausreichendes Mittel gegen den Krieg. Denn es ist klar, daß die Kriege in ihren tiefsten Ursachen nicht aus Vernunft- und

¹⁶⁴ Alfred Hermann FRIED: Die Grundlagen des revolutionären Pacifismus, Tübingen 1908.

¹⁶⁵ Alfred Hermann FRIED: Die Grundlagen des ursächlichen Pazifismus, Zürich 1916.

Rechtskonflikten stammen, aus kühlen Meinungsverschiedenheiten und Rechtsansprüchen, sondern aus den irrationalen Tiefen menschlicher und völkischer Leidenschaften, die sich oft genug – wenn auch nur auf Grund der Machenschaften Weniger – gegen klar erkannte Vernunft- und Rechtsgründe zu elementaren Stimmungswellen, zu überhitzten Hypnosen und Psychosen zusammenballen. Dieser und jener akute Streitfall ist vielleicht nur ein Vorwand, nur die Zündschnur, die jene geladenen Gefühlsmassen zur Entladung bringt. Dann stürmen sie natürlich über die Schranken eines in vornehmer Ruhe dasitzenden, den Weg versperrenden Schiedsgerichts hinweg. Kein Vernunft- und Rechtspruch hält sie auf. Die Schiedsgerichtsbarkeit kann deshalb so wenig wie die Abrüstung *auf dem Boden des gegenwärtigen Staatenverhältnisses* den Kriegswillen der einzelnen Gruppen bändigen. Das vermag erst eine innere Entspannung der Gefühle. Wer vermag eine solche herbeizuführen? Unsere letzte Überzeugung darüber soll an dieser Stelle noch nicht ausgesprochen werden, sondern nur die Auffassung des rein gedanklich konstruierenden Pazifismus. Seine Antwort ist: eine übernationale Staatenorganisation! Konflikte entstehen aus dem Mangel an Zusammengehörigkeitsgefühl und aus der Tatsache, daß den Menschen und Völkern dieses Zusammengehörigkeitsgefühl durch die heutige politische Absperrung auch äußerst erschwert wird. Wird sie beseitigt, so geschieht damit nichts Unnatürliches, sondern im Gegenteil etwas von den letzten Konsequenzen der menschlichen Natur und der geschichtlichen Entwicklung geradezu Gefordertes. Denn der Mensch ist als zoon politikon auf den Nebenmenschen angewiesen, und je mehr er auf organischem und mechanischem Wege – durch Blutmischung Verkehr, Kultur und Wirtschaft – biologisch, kulturell und zivilisatorisch mit dem Bruder in anderen Ländern zusammenwächst, umso mehr muß er es auch politisch. Ist die politische Verbundenheit einmal da, dann hören wenigstens die außenpolitischen Konflikte auf. Ein Beispiel ist jeder aus kleinen Einzelstaaten zusammengewachsene Bundesstaat. Der Krieg, der vorher leicht unter ihnen ausbrach, war von nun an unter ihnen überwunden. Wenn wir von den unnormalen schwerkranken Verhältnissen absehen, die gegenwärtig in Deutschland herrschen, können wir uns einen Krieg zwischen Nord- und Süddeutschland nicht mehr vorstellen. Vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert, ehe die Kuppel des einen Deutschen

Reiches beide Hälften überwölbte, fand aber noch ein solcher Waffengang statt. Die Vereinigung der Interessen, die bewußte Pflege der Gemeinsamkeiten, die freiwillig eingegangene bundesstaatliche Verfassung hat eine Wiederholung so trauriger Kämpfe wohl für alle Zeiten ausgeschlossen. Können solche Vereinigungen nicht weit größere Dimensionen annehmen, ganze Nationen immer enger aneinander ketten und sie, wenn nicht mit einem gemeinsamen Staatenband, so doch einem gemeinsamen Rechtsband umschlingen? Gewiß ist ein solcher Zusammenschluß schwieriger als der von nahverwandten Stämmen derselben Sprache, aber letzten Endes sind alle Menschen Brüder, und ihre Interessen können so zusammenwachsen, daß der politische Zusammenschluß nur den natürlichen Abschluß ihrer zum Bedürfnis gewordenen Beziehungen bildet. Wenn einer, sagte *Victor Hugo* auf dem Pariser Friedenskongreß im Jahre 1849,

»vor vier Jahrhunderten zu den Bewohnern von Lothringen, von der Picardie, von der Normandie, von der Bretagne gesagt hätte: eines Tages werdet ihr keinen Krieg mehr führen, ihr werdet wohl noch miteinander streiten, aber an Stelle der Gewehre, Kanonen und Sensen werdet ihr eine tannene Schachtel setzen, die ihr Wahlurne nennen werdet – wenn das euch einer gesagt hätte zu dieser Zeit, so hätten alle ernsthaften und verständigen Leute, alle großen Politiker ausgerufen: o der Träumer! Wie wenig kennt dieser Mensch die Menschen! Was für eine Narrheit, was für eine absurde Einbildung! Aber die Zeit ist fortgeschritten, und so ist dieser Traum, diese Narrheit, diese Einbildung zur Wirklichkeit geworden.«

(Daran schloß *Victor Hugo* die Worte, die im vorhergegangenen Kapitel angeführt sind). Der Pazifismus glaubt auf Grund der bisherigen kulturellen und wissenschaftlichen Entwicklung, daß der Prozeß des politischen Zusammenschlusses weitergeht und sucht ihn, ohne die Gesetze des organischen Wachstums zu verkennen, zu beschleunigen. Nicht, weil die Menschen klüger und besser würden, aber weil die Logik der Tatsachen und der Mechanismus der staatlichen Interessen und vielleicht auch ein immanentes Weltgesetz stärker sind als selbst der böse Wille der Menschen, darum liegt die bezeichnete Entwicklung durchaus

im Bereich der Möglichkeit, wenn nicht Notwendigkeit. Der *wirtschaftliche* und *wissenschaftliche* Internationalismus ist trotz des schweren Rückschlages während des Weltkrieges bereits ein fester Bestandteil der heutigen Welt. Eine fortgesetzte politische und gar krieglerische Auseinanderreißung verträgt er nicht und wird er sich auf die Dauer nicht gefallen lassen. Denn Politik und Krieg müssen sich auf die Dauer nach den Lebensinteressen der wirtschaftlich und geistig Starken im eigenen Lande richten. Deren Sonderinteressen sind gerade im Kriege Staatsinteressen z.B. dadurch, daß der Staat ohne die ausländischen Geschäfte der großen Firmen und Schiffahrtsgesellschaften das Volk nicht mehr ernähren kann, oder daß er sich weder den Vermögens noch den Stimmungszusammenbruch dieser und anderer einflußreicher Kreise in seinem eigenen Innern gestatten kann. Diese Gruppen bilden die Pfeiler einer mehr und mehr sich ausbauenden Weltgemeinschaft.

Die Organisation dieser latent schon vorhandenen Weltgemeinschaft betrachtet der ursächliche Pazifismus als seine erste Aufgabe. Sie erst bildet einen sicheren Boden für die Wirksamkeit der Schiedsgerichte. Solange die Staaten noch wie nebeneinander stehende isolierte Dampfessel keine gemeinsamen Regulatoren haben, solange sie sich nicht durch gegenseitige Pflichten miteinander verbinden und einen Teil ihrer Souveränität an ein höheres gemeinsames Bindeglied abtreten, solange wird natürlich auch ein dazwischen stehendes Schiedsgericht bei einer durch das Fehlen von Ventilen hervorgerufenen Explosion mit in die Luft fliegen. Auf dem Boden der zwischenstaatlichen Anarchie ist die äußerste Skepsis über den Wert von internationalen Schiedsgerichten ganz berechtigt. Um ihre Funktion als Schlichtungsorgane der staatlichen Konflikte in wünschenswertem Umfange erfüllen zu können, müssen diese Staaten bereits einen irgendwie gearteten Bund miteinander geschlossen haben.

Immerhin hat der Pazifismus das größte Interesse daran, daß eine übernationale Schiedsgerichtsbarkeit schon vor dem Ausbau des Staaten- und Völkerbundes das ihr Mögliche leistet. Sie hat es im Laufe der Geschichte im wachsenden Maße auch getan. Es gibt »eine Liste der nicht geführten Kriege«. Die blutigen Zusammenstöße der Nationen hinterlassen im Buch der Geschichte die tiefsten Spuren, ihre Verhütung aber erfährt die Nachwelt kaum, und selbst der Griffel des Historikers geht

leicht über diese geräuschlose und doch wahrhaft weltgeschichtliche Tat hinweg. Fried weist in seinem Handbuch allein aus der Zeit von 1904 bis 1910 siebzehn Fälle nach, die einen casus belli darstellten, in früheren Zeiten nach menschlichem Ermessen sicher zum Kriege geführt hätten, durch Schiedsspruch aber friedlich geschlichtet wurden. Als Beispiel sei der erste dieser Fälle hier mitgeteilt.

»Die auf der Ausreise nach dem fernen Osten befindliche baltische Flotte Rußlands bombardierte in der Nacht vom 21. Oktober 1904 bei der Doggerbank eine aus 50 Booten bestehende in Hull beheimatete englische Fischerflottille. Großer Materialschaden, Verluste an Menschenleben. Hochgradige Erregung in England, die an Bedeutung gewinnt durch den Umstand, daß die Schwächung Rußlands, infolge seines Krieges mit Japan, die ungünstige Lage seiner Flotte in englischen Gewässern, die angeblich unumgängliche Auseinandersetzung mit Rußland für England in jenem Augenblick sehr günstig gestaltet hätte. Im Hafen von Portsmouth werden kriegerische Vorbereitungen getroffen. Am 28. Oktober wird der Zwischenfall auf Vorschlag Rußlands einer internationalen Untersuchungskommission überwiesen, die am 9. Februar 1905 in Paris zusammentrat, und durch Entscheidung vom 25. Februar desselben Jahres den schweren Konflikt friedlich beilegte.«¹⁶⁶

Aus der jüngsten Zeit (Herbst 1923) ist die schiedsgerichtliche Beilegung des äußerst gefährlichen griechisch-italienischen Streitfalles aus Anlaß der Ermordung einer italienischen Grenzkommission durch Angehörige des griechischen Staates von der größten Bedeutung. So kann eine erfolgreiche Schiedsgerichtsbarkeit die Möglichkeit und den Wert des unblutigen Interessenausgleiches dem Bewußtsein der Völker immer näher bringen und sie einem organisatorischen Zusammenschluß immer geneigter machen. Erst nach dieser Weiterentwicklung werden ein oder mehrere übernationale Rechtstribunale ihren vollen Zweck erfüllen können.

¹⁶⁶ Alfred Hermann FRIED: Handbuch der Friedensbewegung, S. 96. ff.

Was aber, wenn auch dann ein Staat, der dieser Weltorganisation angeschlossen ist, sich weigert, dem Urteilsspruch des obersten Gerichtshofes sich zu fügen? Es wird, die volle Teilnahme an dem großen Organismus vorausgesetzt, nicht leicht und nicht oft geschehen, denn das Interesse an einer reibungslosen Kommunikation mit den übrigen Bundesvölkern ist zu groß. Wenn es aber doch geschieht, dann stehen gerade einem so gearteten Völkerbunde fürs erste starke unkriegerische Druckmittel zur Verfügung, wie Warenboykott, Sperrung des Post-, Eisenbahn- und Kreditverkehrs. Erst wenn das nicht hilft, kann und soll Gewalt angewendet werden. Für diese Fälle ist es nötig, daß eine gemeinsame, d.h. *internationale Armee* vorhanden ist, die kraft eines Urteilsspruches der obersten Rechtsinstanz gegen den rebellischen Gliedstaat eingesetzt werden kann. Sehr interessant ist die Diskussion über diesen Punkt im laufenden Jahrgang (1923) der »Friedenswarte«. Ein deutscher Politiker, Hellmuth von Gerlach und vier Militärs, der französische General Sarraill, der deutsche Major F.C. Endres und die Generale von Schönau und von Daimling erörtern die Frage der »Völkerbundsarmee«, wobei sie dem Gedanken nicht nur grundsätzlich zustimmen, sondern sogar schon ins Einzelne gehende militär-technische Vorschläge machen und ihre Durchführung schon im Rahmen des gegenwärtigen, noch so unvollkommenen Völkerbundes erwägen. Die beiden Generale v. Schönau und v. Daimling glauben allerdings, daß man nicht ein nur dem Völkerbund als solchem verpflichtetes *internationales* Heer zu fordern brauche, sondern daß es genüge, wenn man die *nationalen* Polizeitruppen, die jedes Land für die Aufrechterhaltung der Ordnung in seinem eigenen Innern behalten müsse, für eine gemeinsame Völkerbundsaktion unter dem Oberbefehl des Völkerbundes zusammenstelle. Wie auch die Frage im einzelnen zu lösen sein wird, beachtenswert bleibt, daß Militärs von Rang die Auflösung der heutigen rein nationalen Heere für notwendig und möglich halten und mit der vollen Verwirklichung des Völkerbundsgedankens rechnen. »Ewiger Friede« wird also auch nach der Meinung dieser Pazifisten (die genannten Offiziere bekennen sich unumwunden zum Pazifismus) in der Staatenorganisation der Zukunft nicht herrschen. Aber der Krieg im *bisherigen* Sinne wird aufhören. Das Fehlen einer überstaatlichen Rechtsinstanz ruft bei Völkerstreitigkeiten Krieg hervor *an Stelle* des Rechts. Das Völkertribunal mobilisiert

die Völkerbundsarmee aber nur *im Dienste* des Rechts. Ihr Vorgehen ist nichts anderes als ein Kampf gegen innere Revolten, eine streng gerichtliche Polizeiaktion. Ein auswärtiger *Krieg* wäre nur möglich gegen Staaten, die dem Völkerbunde nicht angeschlossen sind, z.B. gegen unzivilisierte Kolonialvölker. In der Tendenz des Völkerbundsgedankens liegt aber die Einbeziehung aller Völker in den einen Staatenbund. Sollte sie erreicht werden, dann wäre jeder auswärtige Krieg vorbei.

Wie sucht nun der »ursächliche« oder »organisatorische« Pazifismus dieses große Werk der Zukunft zu erreichen? Die Antwort, die Fried darauf gibt, ist ein neuer Beweis für die ruhige, von utopischer Überspannung freie Denkart jener Kreise. Fried erklärt:

»Aus dem Wesen der Weltorganisation ergibt sich auch die Art ihres Werdens und die Rolle, die dem Pazifismus dabei zufällt. Die Gegner machen uns den Vorwurf, als wollten wir das Welttriebwerk ändern, wenn wir mit einer Organisation der Staatenfamilie rechnen; als wollten wir Lenker spielen und das Getriebe nach unserem Gefallen lenken, es einfach unserer Idee anpassen. Das könnten wir armen Sterblichen allerdings nicht. Wir können ja auch den Frühling nicht machen. Die Milliarden Blüten entwickeln sich nach ewigen Gesetzen. Ebensovienig wie wir die Erde aus ihrer Bahn um die Sonne bringen könnten, ebensovienig könnten wir die Staaten organisieren. Diese Vorwürfe wären daher ganz richtig, wenn nur ihre Voraussetzungen nicht so falsch wären; wie ja alle Einwände unserer Gegner an falschen Voraussetzungen leiden. Wir haben eben nichts zu erschaffen, wir haben die Welt nicht zu organisieren! Lediglich die Erkenntnis dafür wachzurufen, daß sich die Welt organisiert, ist unsere Aufgabe. Nicht den Lauf der Dinge haben wir zu ändern; wir haben ihn bloß zu erklären, die Richtung der Geschehnisse zu weisen. Wir sagen nicht vermessen ›Es werde!‹, wir sagen bescheiden ›Es wird!‹. In dieser bescheidenen Stellung, die wir uns selbst zuweisen, liegt aber unsere Stärke, unsere Unüberwindlichkeit. Denn uns überwinden wollen, heißt dann eben, die natürliche Entwicklung überwinden wollen, heißt das tun wollen, was man irrigerweise uns zumutet, tun zu wollen, nämlich die Welt aus den Angeln zu heben. Unsere Aufgabe besteht demnach in erster Linie nur darin, das Sehvermögen unserer

Zeitgenossen zu schärfen. Sie sollen den Gang der Entwicklung kennen lernen, damit sie ihre Handlungen danach einrichten. Darauf, daß diese Handlungen zu bewußten werden, kommt es an. Solange die Menschen blind handeln, lediglich von der Mechanik des Geschehens getrieben, werden sie nicht zum Genusse der höheren Werte gelangen, die ihnen aus der Organisation der Staaten erwachsen. Sie werden den Blinden gleichen, für die die Pracht der Natur nicht besteht, obwohl sie inmitten dieser Pracht leben. An dem Tage, an dem die Mehrheit der Menschen die sich entwickelnde Weltorganisation erkannt haben wird, an dem sie ihre Handlungen dieser Erkenntnis anpassen werden, wird die zwischenstaatliche Organisation auch vollendet sein. Der Pazifismus ist also im Grunde genommen nichts anderes als ein Problem der geistigen Optik.«¹⁶⁷

Damit soll es allerdings nicht sein Bewenden haben. Nach der Erkenntnisvermittlung folgt die Tat, die praktische Arbeit. Sie besteht außer der »Aufklärung über das kulturwidrige Wesen des Krieges« (erster Punkt des Programms der Deutschen Friedensgesellschaft) in der Herstellung, Erweiterung und Vertiefung internationaler Beziehungen durch private und öffentliche Zusammenkünfte, insbesondere auf den seit 1889 jährlich stattfindenden Weltfriedenskongressen und interparlamentarischen Konferenzen, durch Ausbau ständiger pazifistischer Einrichtungen, unausgesetzte Propaganda in Vereinen und Zeitschriften. Die Meinungs- und Willensäußerungen der Friedensfreunde bleiben keineswegs in den eigenen Reihen stecken, sondern werden durch Wort und Schrift in die breite Öffentlichkeit getragen und auch an den maßgebenden Regierungsstellen zum Ausdruck gebracht. Es muß anerkannt werden, daß in zugespitzten außenpolitischen Situationen, bei erfolgten oder drohenden Rechtsbrüchen, die pazifistischen Organisationen auf dem Plan erschienen sind, um bei den verantwortlichen Stellen auf eine streng rechtliche und friedliche Lösung hinzuwirken. Dabei ist oft Gelegenheit gewesen, eine im besten Sinn patriotische Tat zu vollbringen. Deutsche Pazifisten haben z.B. keinen Augenblick gezögert, gegen den Versailler Vertrag oder den Ruhreinbruch oder andere das Recht und die Mensch-

¹⁶⁷ Alfred Hermann FRIED: Handbuch der Friedensbewegung, S. 40.f.

lichkeit verletzenden Maßnahmen nachdrücklich Einspruch zu erheben. Dazu sind die Friedensfreunde infolge ihrer überparteilichen Einstellung, aber auch vermöge ihrer internationalen Beziehungen innerlich und äußerlich berufener und befähigter als diejenigen Kreise, die selbst stets den Gewaltstandpunkt vertreten, wenn es sich um ihre Interessen handelt und wenn sie dazu in der Lage sind. Niemand hat ein Recht zu erwarten, daß seine Proteste in der Welt Beachtung finden, wenn er das Unrecht und die Gewaltmethode nicht *grundsätzlich* verurteilt, auch wenn sie von der eigenen Nation begangen werden. Alle an das Weltgewissen von nationalistischer Seite aus gerichteten Appelle sind von vornherein dazu verurteilt, im leeren Raum zu verhallen oder mit Hohn beantwortet zu werden. Ein pazifistischer Protest dagegen hat wegen seiner inneren Wahrhaftigkeit ein Recht, gehört und geprüft zu werden, und findet darum auch viel eher den Resonanzboden der Welt.

b) Der religiöse Pazifismus

Der geschilderte Pazifismus, den man seinem Ursprung und seiner Form nach den *klassischen*, seiner Motivierung nach den *humanitären*, seiner Methode nach den *wissenschaftlichen* oder *ursächlichen*, seinem Inhalt und Zweck nach den *rechtschaffenden*, seinem Verlauf nach den *evolutionären* nennen könnte, ist derart, daß ein vernünftiger Widerspruch gegen seine *positive* Seite kaum möglich ist. Man kann seine Verwirklichung bezweifeln, aber seine Idee, die nichts anderes ist als Ausbau und Geltung des Rechtssystems gegenüber dem anarchistischen Gewaltssystem, kann niemand ablehnen, ohne sich als Feind der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu entlarven.

Angreifbar aber ist dieser Pazifismus von seiner *negativen* Seite her, im Hinblick auf das, was er nicht zum Ausdruck bringt. Zweierlei kann man an ihm vermissen: die *Einsicht in die tiefe Zerrüttung*, die in der *Wurzel* aller Völkerkonflikte zu finden ist, in der menschlichen Natur; und auf der anderen Seite eine *zu geringe Aktionskraft* gegenüber der gewaltigen Macht seiner Gegner, des Militarismus und des Nationalismus. Aus beiden Mängeln folgt ein starker Optimismus, der die Erreichung des pazifistischen Zieles zu leicht nimmt und die Arbeit daran zu wenig

gründlich und tief anpackt. Wenn Fried leichten Herzens zugibt, daß durch die pazifistische Aktion die Gegensätzlichkeit der verschiedenen nationalen Massen nicht vollständig beseitigt werde und dann fortfährt: »Das ist aber auch gar nicht notwendig, die Völker sollen gar nicht zu Engeln gemacht werden. Der Pazifismus predigt gar nicht Verbrüderung und die Herrschaft der Liebe. Er predigt nur Vernunft,« so bekundet er damit einen Mangel an dem, was Friedrich Wilhelm Foerster »eine tragische Lebensanschauung, ein starkes Bewußtsein von der ungeheuren Beharrungskraft der ererbten Sünde, eine realistische Würdigung der hemmungslosen Triebhaftigkeit der meisten Menschen« nennt.¹⁶⁸ Gewiß ist es möglich, daß schon der »Mechanismus der Natur«, wie Kant es nannte, die politische Entwicklung der Weltorganisation entgegenführt, aber wenn dieser mechanischen Weltorganisation keine Kräfte aus der Höhe zuströmen, wenn der technische Riesenbau nicht ethisch unterbaut und religiös überwölbt wird, dann ist doch nicht viel damit gewonnen. Ob die unausbleiblichen Spannungen nur auf »mechanischem« Wege niedergehalten werden können? Und ob ein nur mit Menschenwitz und Menschenkraft errichteter und zusammengehaltener Bau nicht ein neuer Turmbau zu Babel werden könnte, der eines Tages doch wieder zusammenstürzen und eine heillose Verwirrung hinterlassen müßte?

Dieser Einwand wird von der religiösen Seite gegen den bloßen Vernunftpazifismus erhoben. Es wird bestritten, daß Vernunft und Mechanik zur Herstellung und Aufrechterhaltung des Weltfriedens genügen und eine Vertiefung durch Ethik und Religion gefordert. So entsteht der *religiöse Pazifismus*, der sich auch durch die *Motivierung* der Friedenspflicht vom bloß humanitären unterscheidet. Um Gottes und seines Reiches willen oder – wenn dieser religiös objektive Grund subjektiv ausgedrückt wird – »um des Gewissens willen« sollen Gerechtigkeit und Liebe erstrebt werden. Endlich sind auch die Mittel der religiösen Friedensfreunde andere: einfachere, spontanere, radikalere. Zeitlich gehen die religiösen Friedensbestrebungen den humanitären voraus, wenn die letzteren auch früher in ein System gebracht worden sind. Nachdem im

¹⁶⁸ Friedrich Wilhelm FOERSTER: Angewandte politische Ethik, Anmerkungen zum Verständnis der gegenwärtigen Weltlage, Ludwigsburg 1922.

ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung die Kirche dem Kriege ihre Abneigung gezeigt, die Kriegsteilnehmer vielfach wie Sünder, die sich erst von einer Befleckung reinigen mußten, behandelt hatte, trat eine bedeutendere religiös begründete grundsätzliche Gegnerschaft gegen den Krieg erst wieder bei den *Quäkern* hervor.¹⁶⁹ Da sie in der Gegenwart ungeschwächt weiter besteht, muß sie hier eingehender behandelt werden.

Das Quäkertum ist ein besonders sprechendes Beispiel für die in einem der voraufgegangenen Abschnitte (III B 2b) charakterisierte Eigenart christlicher Sekten, eine bestimmte Wahrheit derartig zu betonen, daß diese zwar mit außerordentlicher Kraft und Fruchtbarkeit hervortritt, alles andere aber, was auch zum christlichen Wahrheitsgut gehört, ungebührlich zurücktritt oder gänzlich übersehen wird. Die Quäker üben das Liebesgebot Christi und die aus ihm folgende werktätige Barmherzigkeit mit einer Hingebung, die der der ersten Christen gleichkommen, und in ihrer Anpassung an die Bedürfnisse der Zeit kaum von einer anderen Gemeinschaft erreicht werden dürfte. Im 17. Jahrhundert von dem exstatisch ergriffenen *Georg Fox* gegründet, bildete sich eine Gemeinde von religiösen Enthusiasten, die sich wie Fox nur auf das »innere Licht« beriefen, jede menschliche Autorität oder Offenbarung aus zweiter Hand ablehnten oder doch der persönlichen Erleuchtung unterordneten, – auch die heilige Schrift! Mitten aus der andächtig lauschenden Versammlung in der Kathedrale von Nottingham hatte Fox den Prediger mit dem Ruf unterbrochen: »Es ist nicht die Schrift, es ist der Geist, aus dem die hl. Propheten geredet und geschrieben haben!« Er wollte sagen: Der Buchstabe nützt nichts, und wäre es der der hl. Schrift, der Geist ist

¹⁶⁹ [Anm. ThN: Die folgenden Ausführungen über die Quäker und ihre aus dem Evangelium begründete Kriegsdienstverweigerung stehen in der katholisch theologischen Literatur nicht nur der 1920er Jahre einzig da. Unklar ist allerdings, warum Stratmann das frühe 16. Jahrhundert fast völlig ausklammert. Damals wurde durch Erasmus von Rotterdam der frühkirchliche Pazifismus wieder in den philosophischen wie theologischen Diskurs eingeführt, vgl. jetzt Wolfgang Fr. STAMMLER / Hans-Joachim PAGEL / Theo STAMMEN (Hg.), *Über Krieg und Frieden. Die Friedensschriften des Erasmus von Rotterdam*, Essen 2017. Zudem gab es mit der täuferischen Bewegung ab 1524 eine erste friedenskirchliche Strömung in der westlichen Christenheit. Stratmann muss, wie mehrfach aufgezeigt, Erasmus gekannt haben, und er zitiert das Buch des mennonitischen Theologen John Horsch, der die Theologie der frühen täuferischen Gemeinschaften explizit aufgreift.]

es, die uns unmittelbar von Gott kommende innere Gnade, Erleuchtung und Kraft, wodurch ein Mensch ein lebendiger Christ wird. Freilich eine Wahrheit! Aber eine, die die andere von dem objektiven und allseitig verbindlichen Charakter des hl. Buches nicht hätte außer acht lassen dürfen. Das taten jedoch die Quäker, und sie tun es bis heute. Sie vertreten ein vollständig dogmen- und symbolloses Christentum, sie haben weder ein bestimmtes Glaubensbekenntnis noch ein Sakrament (nicht einmal die Taufe) noch eine Liturgie. Alle die strengen Worte, die Christus über die Notwendigkeit des Glaubens, der Kirche und der kirchlichen Autorität gesprochen hat, glauben sie durch das Zeugnis des in ihnen sprechenden Geistes ersetzen zu können. Nur die sozial-ethischen Gebote Christi erkennen sie als unbedingt verpflichtend an und suchen sie ohne alle Kompromisse mit großem Opfermut zu befolgen. Den »Kirchenchristen« werfen die Quäker vor, daß sie allzu jenseitig gerichtet seien, sie betrachteten diese Welt vorwiegend als Jammertal, das in einen besseren Zustand umzuwandeln, sich eigentlich nicht verlohne. Also mögen Sklaverei, Krieg und andere Leiden ruhig fortbestehen. Wir kommen an anderer Stelle auf diesen Vorwurf zurück.

In der unreflektierten Übung der Liebesethik Jesu ist den Quäkern die Verwerfung jedes Krieges eine Selbstverständlichkeit. Sie ist nie Gegenstand einer Erörterung oder eines Beschlusses gewesen, sie war als Geist vom Geiste Christi einfach da. Mögen die Welt, der Staat, das materielle Interesse sagen, was sie wollen: Christus verbietet jeden Haß, jede Rache, jede Habsucht, gebietet, jeden Menschen zu lieben, auch die Feinde, ja sogar ihnen Gutes zu tun und das Böse einzig und allein durch das Gute zu überwinden. Wer diesen Geist besitzt, kann keinen Bruder töten oder verwunden, also nicht in den Krieg ziehen. Das Recht der staatlichen Obrigkeit findet seine Schranke am Worte Gottes und am Gewissen. Beide sagen: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Außerdem wird durch den Krieg niemals das wahre Wohl des Staates gefördert. Die wahren Patrioten sind wir, die ihn daran erinnern, daß, wer das Schwert ergreift, d.h. seine Macht auf Blut und Eisen stützt, durch das Schwert, d.h. eben diese Blut- und Eisenmacht, wenn auch erst nach langer Zeit, umkommen wird. Die Quäker geraten durch ihre absolute Kriegsdienstverweigerung mit dem Staate und seinen Gerichten in schwersten Konflikt. Aber das wissen sie und wollen sie.

»Sie glauben«, heißt es in einer ihrer Programmschriften, »daß das Reich Gottes einzig und allein dadurch herbeikommen kann, daß sich ein Grundstock von Menschen zusammenfindet, die es schon hier, in dieser heutigen, so überaus schwierigen Welt in Taten umsetzen, deren Glaube daran stark genug ist, um den Versuch zu wagen, nach ihm zu leben und nötigenfalls dafür zu sterben. Endlich sind sie fest davon überzeugt, daß Christi Treue und Hingabe daran, die ihm selbst das Leben kostete, diesen Weg für ewig zu einer hl. Pflicht gemacht hat«. [...]

»Der Quäker ist davon überzeugt, daß die Verwirklichung eines wahrhaftigeren, freieren, vollkommeneren Zukunftsreiches gewissermaßen von seinem jetzigen Verhalten abhängt [...] er handelt im Namen einer noch ungeborenen Gemeinschaft, für deren heiligen Rechte er verantwortlich ist.«¹⁷⁰

In dieser Gesinnung sind die Quäker im Laufe der Geschichte oft scharfenweise ins Gefängnis gewandert. Zuletzt im verfloßenen Weltkriege. Der Glaube an die Notwendigkeit eines Verteidigungskrieges, ja einer Art Kreuzzug gegen Deutschland hat eine Reihe von anglikanischen Quäkern den Grundsatz der Waffenlosigkeit preisgeben lassen, aber die meisten blieben ihm treu. Sie teilten sich in zwei Richtungen. Die einen traten in den staatlichen Hilfsdienst als Krankenpfleger und dergleichen, die anderen aber verweigerten jede, auch indirekte Unterstützung des Krieges. Diese letzteren mußten im Kerker ihre Überzeugung erproben. Sie taten es freudig. Die nicht dienstpflchtigen männlichen und weiblichen Mitglieder der Quäkergemeinde aber widmeten sich einem Werke, das sicher zu den edelsten der aus christlicher Gesinnung geborenen gehört: sie nahmen sich der »Feinde« an. Mit dem Augenblick der Kriegserklärung waren alle in England befindlichen Deutschen (wie die Nichtdeutschen in Deutschland) in die Rubrik der »feindlichen Ausländer« versetzt. Studenten und Kaufleute, alle, die auch nur vorübergehend in England weilten, verloren Stellung und staatlichen Schutz und standen auf der Straße, den Anfeindungen und Bedrückungen der kriegshypno-

¹⁷⁰ *Die Quäker und der Krieg*. Eine neue Darlegung des Quäkerstandpunktes, beschlossen von der Gesamtkonferenz der Quäker, 1920, S. 13.

tisierten Massen preisgegeben. Die jede derartige Barbarei verabscheuenden und tätig bekämpfenden Quäker waren es, die diesen »Feinden« halfen. Sie richteten Heime für sie ein, gaben ihnen Nahrung, Arbeit und Freude. In einem Aufruf hieß es: »wer immer Hilfe braucht, ist auch in dieser Kriegszeit unser Nächster. Feindesliebe bleibt das unterscheidende Merkmal derer, die unserem Herrn die Treue halten.« 6800 durch den Krieg ruinierte deutsche Familien wurden in London und in Nachbarorten von etwa 200 Quäkern betreut. Zehntausende Einzelpersonen erhielten Hilfe. Auf Bitten der französischen Regierung eilten die Quäker, wie sie es 1870 getan hatten, bereits 1914 ins verwüstete Frankreich und leisteten auch hier in ihrer modernen, praktischen Weise an vielen Orten Samariterdienste. 1916 trieb sie ihre Liebe in das verhungerte Rußland mit Nahrungsmitteln, Kleidern und Schuhen. Als der europäische Blutausch im Jahre 1918 sein Ende erreicht hatte, machten sich die Quäker daran, das Elend in den Ländern der Besiegten zu mildern, eine Hilfe, die immer noch nicht abgeschlossen ist.

So viel Liebe, so viel Güte, so viel praktisches Christentum wird frei, wenn man seine Kräfte aus Liebe zu Christus dem kriegerischen Zerstörungswerk verweigert und sie in den Dienst des Lebens stellt! Die Quäker erklären, daß sie alle Bestrebungen des organisatorischen Pazifismus unterstützen, aber dessen Arbeit genügt ihnen nicht. Sie vermissen an ihm sowohl die religiöse Beseelung wie die durchgreifende Tat. In einem Manifest »an die christlichen Kirchen in allen Ländern«, das für die durch den Versailler Vertrag hervorgerufene neue Kriegsstimmung unserer Tage bestimmt ist, sagen sie:

»Wir sind fest davon überzeugt, daß dieses Ziel (der Friedenserhaltung) nur erreicht werden kann, durch die Weigerung, selbst am Kriege teilzunehmen, aus dem einfachen und vollständig ausreichenden Grunde, weil der Krieg seinem ganzen Wesen nach im Widerspruch steht zu der Botschaft, dem Geist, dem Leben und Sterben Jesu Christi [...] Die aus den Tiefen des Christentums geschöpfte Friedensidee verlangt die entschiedenste Ablehnung des Krieges unzweideutig und ohne Kompromiß. Mit dieser Losung kann die christliche Kirche ein stets klares und nicht mißzuverstehendes Urteil über jede einzelne vorgeschlagene staatsmännische Maßnahme fällen; we-

der Überzeugungskunst noch Gewalt werden sie so verleiten oder zwingen können, irgendwie an Kriegsvorbereitungen mitzuwirken oder irgendeiner Kriegführung christliche Weihe zu geben. Immer noch hat den großen sittlichen Umwälzungen in der Geschichte das Aufkommen einer tiefen religiösen Überzeugung in den Herzen der Menschen voraufgehen müssen. Einem lebendigen und entschiedenen Christentum hat es in ernstesten Krisen der Menschheit nie an Kraft gefehlt, das Reich Gottes auf Erden seiner Verwirklichung einen Schritt näher zu bringen [...] *Welch' größere Botschaft der Freude und des Wiederaufbaus könnte der Menschheit heute gebracht werden als die Versicherung, daß alle, die den Namen Christi tragen, in allen Ländern feierlich beschlossen haben, an keinem Kriege und an keiner Kriegsvorbereitung mehr teilzunehmen, sondern von nun an vereint für den Frieden allein mit friedlichen Mitteln zu arbeiten? Sollten wir nicht dieses Glaubenswagnis in inniger Gemeinschaft unternehmen in dem Geist der Liebe, die alles trägt und glaubt und hofft und alle Dinge überdauert und nie zuschanden wird? Soll die Fackel des geistigen Heldentums von der Kirche des lebendigen Christus vorangetragen werden oder soll die Führerschaft in der äußersten Zurückweisung des Krieges unseren Händen entgleiten und von anderen Menschen aufgenommen werden, die von tapfererem und treuerem Geiste beseelt sind?*«

Ein schönes Zeugnis für den durch keine nationalen Rücksichten getrübeten Gerechtigkeitssinn der Quäker ist ihre *rücksichtslose Verurteilung des Versailler Friedensvertrages*. Die Quäker gehören fast ausnahmslos den angelsächsischen, also den zur Entente gehörigen Ländern an, und doch besitzen sie den Mut, das von der Entente geschaffene Werk von Versailles öffentlich zu verwerfen, der Ungerechtigkeit anzuklagen und abermals für »die Feinde« einzutreten. Ein am 1. Januar 1923 erlassener »Aufruf der Gesellschaft der Freunde (Quäker) an die Völker und ihre Führer« enthält folgende Stelle:

»Der Vertrag von Versailles wurde aus finanziellen, wirtschaftlichen und politischen Gründen angegriffen. Uns bedrückt jedoch hauptsächlich seine grundsätzliche Immoralität. Vor allem hätten die Verfasser daran denken sollen, das gemeinsame Leid der Völker zu lindern, anstatt die Macht der Siegerstaaten zu verstärken. Es war un-

recht, die Besiegten von der Friedenskonferenz auszuschließen, unrecht, ihnen die Alleinschuld zu unterstellen und das Geständnis dieser Schuld durch die Waffe der Aushungerung zu erzwingen, und unrecht war es auch, das einem demokratischen Deutschland gemachte Versprechen besserer Friedensbedingungen nicht zu erfüllen. Der Vertrag ist moralisch ungültig wegen mancher seiner Artikel, die, an sich unrecht, ein Bruch der Bedingungen sind, unter denen die Zentralmächte ihre Waffen niederlegten. Wir gestehen, daß unser eigenes Land unter Bruch der Waffenstillstandsbedingungen Ansprüche gestellt und sich Vorteile gesichert hat, und wir erkennen an, daß unsere Forderung nach Revision notwendigerweise eine Bereitwilligkeit in sich einschließt, Gewonnenes zurückzugeben, soweit die Gerechtigkeit die Rückgabe verlangt. Wir glauben, wenn diese Tatsachen erkannt sind, werden Männer von Ehre sich verpflichtet fühlen, neue Anstrengungen zur Erlösung Europas zu machen.«

Die Quäker sind die bedeutendsten unter den religiösen Pazifisten. Andere Gruppen treten einstweilen an Zahl und Bedeutung hinter ihnen zurück. In der religiös begründeten Verneinung jedes Krieges ist mit den Quäkern einig *Graf Leo Tolstoi* und seine kleine Anhängerschaft. Sonst aber unterscheiden sich beide Richtungen erheblich. Tolstoi ist ein maßloser Radikalist, der umgekehrte Nietzsche, und in der praktischen Bedeutung seiner Lehre noch weniger ernst zu nehmen als dieser. Der absolute Anarchismus Tolstois, der jede Gewalt, jeden Staat, jede Ordnung, jede Organisation verneint, ist von vornherein dazu verurteilt, trotz mancher schöner und beherzigenswerter Gedanken, Literatur zu bleiben. Wo der Dichter seinen Gedanken ein dramatisches Gewand gibt, wie in dem Schauspiel »Das Licht leuchtet in der Finsternis«, können sie eine heilsam aufrüttelnde Wirkung gegen soziale und militärische Mißstände ausüben. Die programmatische Darstellung seiner philosophischen Schriften aber verletzt Vernunft und natürliches Empfinden zu sehr, um eine ernste Beschäftigung mit ihnen zu verdienen. Ein nennenswerter Einfluß ist auch, ganz im Gegensatz zu den Gedanken der Quäker, von ihm nicht ausgegangen. Und wo sind die *positiven* Wirkungen seiner Friedensbotschaft, die sich denen der Quäker auch nur entfernt an die Seite stellen könnten? In der bescheidenen und doch entschlossenen

Art seiner Gefährten schließt der Quäker *Corder Catchpool* einen Bericht über ihren Kampf gegen den Krieg mit den Worten: »Dies war in der Hauptsache eine passive Friedensbetätigung. Die Freunde wissen, daß Frieden etwas Aktives ist – ein Leben, das gelebt werden muß, und jetzt, da der Krieg vorüber ist, ist die Zeit ihrer eigentlichen Prüfung und ihres wahren Dienstes gekommen.«

Innerhalb der protestantischen Religionsgemeinschaft gibt es zwei internationale Organisationen, die man ebenfalls zum religiösen Pazifismus rechnen kann: den »*Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen*« und den »*Versöhnungsbund*«. Der Sekretär des Weltbundes, *Theophil Mann*, erzählt über die Entstehung seines Vereines folgendes:

»Als im Anfang des Jahrhunderts es dem in Waffen starrenden Europa anfang, vor sich selbst unheimlich zu werden, wandte man sich mit größerem Ernst als je zuvor dem Schiedsgerichtsgedanken zu, und es entstand die Haager Friedenskonferenz. Aber sie war eine Veranstaltung der Staatsregierungen und wurde beschickt mit deren Diplomaten und Juristen. Die Kirchen hatten offenbar nichts mit der Sache zu tun. Da legte sich einer Anzahl christlicher Männer und Frauen die Frage aufs Herz, ob denn die Erhaltung des Friedens und die Pflege guter und freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern nicht auch Anliegen der christlichen Kirchen sei, ja, in erster Linie sein sollte. Und sie mußten die Frage bejahen, und sie bejahen hieß für sie, sich an die Arbeit machen. Und bald hatten sie so viel Zustimmungskundgebungen aus allen Teilen der Welt in den Händen, daß eine Deputation nach dem Haag abgeschickt werden konnte, mit einer Denkschrift in englischer, deutscher und französischer Sprache, die von der Verpflichtung und dem Willen der Christen zur Mitarbeit am Friedenswerk sprach und die dem Präsidenten der Friedenskonferenz feierlich übergeben wurde.«

Im August 1914 wurde der Weltbund gegründet. Seine unmittelbare Aufgabe gilt den gemeinsamen Interessen der verschiedenen protestantischen Landeskirchen, aber ein ausgesprochener Hauptzweck ist »die Überbrückung oder besser Überwindung der internationalen und sozialen Zerklüftung der Menschheit«.

Der Versöhnungsbund betreibt seine Friedensarbeit unabhängig von den kirchlichen Organisationen und zwar mit einer besonderen Frontstellung gegen den internationalen Kapitalismus. »Grund unserer Arbeit«, heißt es in den Satzungen, »ist die Überzeugung, daß alle Menschen, wie Christus gezeigt hat, Brüder sind, die einander helfen und dienen sollen. Das Ziel des Bundes ist unter Bekämpfung einer ungerichteten Klassen-, Welt- und Wirtschaftsordnung, die Versöhnung zwischen den Menschen, den Klassen, den Völkern ohne Unterschied der Rasse und Religion.« Der Herausgeber der katholischen Monatsschrift »Die Seelsorge«, Prof. H. Hoffmann, der auf Einladung von *Oliver Dryer*, dem Gründer und Leiter des Internationalen Versöhnungsbundes, an der Tagung des Bundes in Nyborg auf der Insel Fünen im Juni 1923 teilnahm, hat dort tiefe Eindrücke gewonnen:

»Die Tagung war stark religiös. Jede Zusammenkunft wurde mit Choral und Gebet begonnen und beschlossen. Alles war getragen von christlicher Liebe, Alles brannte von dem einen Verlangen, zu helfen, daß das Reich Gottes komme, zu erreichen, daß Gerechtigkeit und Liebe die Beziehungen von Mensch zu Mensch und von Person zu Person regle. Diese Friedensgesinnung zeigte sich auch im Verkehr, alles voll aufmerksamster Liebe gegeneinander.«

Eine bekannte Tatsache ist es, daß zahlreiche Pazifisten dem *Judentum* angehören. Man wird den Grund dafür in dem Umstand zu suchen haben, daß die Juden weniger stark als andere Rassen in einer der heutigen politischen Nationen verwurzelt sind, aber auch darin, daß sie durch Geschichte, Intelligenz und Beschäftigung dem Internationalismus mehr geneigt sind. Interessant ist die Begründung, die einer der ihrigen, *Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi* für diese Erscheinung gibt¹⁷¹: »Das Volk, das am meisten unter Unrecht litt, ist berufen, die Welt vom Unrecht zu erlösen; das Volk, das am stärksten unter der Gewalt litt, ist berufen, die Welt von der Gewalt zu befreien.« »Als Kulturvolk sind die Juden um Jahrtausende älter als die Germanenvölker Europas: auch darin liegt eine Wurzel ihres Pazifismus. Wie im individuellen Leben die

¹⁷¹ Walter FABIAN / Kurt LENZ (Hg.): Die Friedensbewegung, S. 73.

Jugend den Kampf mehr liebt als das Alter, so pflegen alte Kulturvölker pazifistischer zu fühlen als junge. Auch die Juden hatten einmal in der Vergangenheit ein Heldenzeitalter: Makkabäer, Bar Kochba; auch die Germanen werden einmal in der Zukunft Kriegsverächter sein.«¹⁷²

c) Der Jungpazifismus

Die Kritik, die der klassische Pazifismus in seinen eigenen Reihen findet, wird nicht nur von religiöser Seite erhoben. Den religiösen Friedensfreunden geht der wissenschaftliche und organisatorisch aufbauende Pazifismus *nicht tief genug*. Ihnen kommt es in erster Linie auf die Gesinnung an, auf das persönliche Gewissen, auf das Reich Gottes, nicht in erster Linie auf das international organisierte Reich der Welt. Die Entschiedensten unter ihnen setzen sich deshalb, ohne ihre Mitarbeit an der politischen Zukunftsorganisation aufzugeben, fürs erste einmal in offenen Gegensatz zu den zur Zeit noch bestehenden staatlichen Kriegsgesetzen und verweigern, unbekümmert um die Folgen, jede Mitwirkung am Kriege. Dasselbe tun aber auch andere, die von einer religiösen Motivierung ganz absehen. Sie wählen hauptsächlich deswegen einen anderen Weg als die Pazifisten der alten Schule, weil ihnen deren Weg *nicht kurz und nicht sicher genug* erscheint. Auch sie sind mit dem klassischen Pazifismus darin einig, daß das internationale Gewaltssystem durch ein internationales Rechtssystem ersetzt werden müsse. Aber wie lange mag es dauern, bis die Welt soweit ist? Was nützt es unserer und unserer Kinder Generation, wenn sie noch, samt allen sie umgebenden Kulturwerten, dem Moloch des Krieges geopfert werden sollen? Wo blieb der Pazifismus im Jahre 1914? Hat er da nicht trotz oder vielmehr wegen seiner

¹⁷² Erwähnenswert ist, daß der weltberühmte Physiker *Albert Einstein*, ein Jude, überzeugter und aktiver Pazifist ist. In einer kurzen Darlegung über das Verhältnis des Pazifismus zur Wissenschaft begründet er das Interesse der Wissenschaft am Frieden mit der einfachen Tatsache, daß Kriege die schwersten Hindernisse für die Entwicklung aller kulturellen Bestrebungen seien: »Deshalb muß ein Mensch, dem die geistigen Werte die höchsten sind, Pazifist sein. Dies beweist auch die Geschichte, wenn man die Männer der Vergangenheit nicht zählt, sondern wägt.« (Walter FABIAN / Kurt LENZ [Hg.]: Die Friedensbewegung, S. 78.)

klassischen Theorie und Ruhe Bankerott gemacht? Darauf hat Pfarrer Umfrid, einer der Vertreter der alten Richtung, sehr richtig die Gegenfrage gestellt: wie der Sterbende es wagen könne, den Arzt zu beschimpfen, dessen Ratschläge er niemals befolgt habe! Der Ausbruch des Weltkrieges war doch nur ein Beweis dafür, welch ein Verhängnis die staatliche Isolierung, das Fehlen internationaler Rechtsinstanzen, der dominierende Einfluß des Militärs über den wohl vorhandenen, aber schlafenden und nicht genügend organisierten Friedenswillen der Bevölkerungsmassen aller Länder war. Also, sagen die Alten, hat der Pazifismus, der hier Wandel schaffen will, gerade durch den Krieg ein glänzendes Zeugnis für die Richtigkeit und Notwendigkeit seiner Ideen erhalten. Gewiß, antworten die Jungen, wir arbeiten mit euch, aber es geht uns nicht schnell genug! Und in einem Punkte seid ihr doch ins Unrecht gesetzt worden: eure These von der Zulässigkeit des Verteidigungskrieges (im Gegensatz zum Angriffskrieg) ist gründlich ad absurdum geführt worden, denn keine der am Weltkrieg beteiligten Mächte hat etwas anderes führen wollen als einen Verteidigungskrieg. Jede hat ihren Untertanen erklärt, daß lebensnotwendige Interessen ihres Vaterlandes auf dem Spiele ständen und gegen eine unmittelbare Lebensgefahr verteidigt werden müßten! So wird es immer sein. Nur eins hilft auch für den Augenblick: die radikale Bekämpfung jeder Art von Krieg durch Aufruf der Massen zum *Generalstreik* und zur *Kriegsdienstverweigerung!*

Schon während des letzten Krieges bestand dieser radikale Pazifismus in allen Ländern, am stärksten in England und Amerika. Die meisten seiner Anhänger waren Quäker, aber eine große Anzahl auch Vertreter anderer Weltanschauungen. Da England eine »alternative« Dienstpflicht besaß, entweder für das Militär oder für den Hilfsdienst, konnten viele einen Ausweg aus ihren Gewissenskonflikten dadurch finden, daß sie in den Hilfsdienst traten; viele aber legten Wert darauf, durch absolute Verweigerung jeder Handlung, die den kriegerischen Apparat unterstützen konnte, vor aller Welt ihr anti-kriegerisches Bekenntnis abzulegen. Ein außerordentlicher Heroismus war dazu nötig. Denn das Los dieser Männer war schwerer als das der Soldaten. Statt öffentlicher Ehre erwartete sie öffentliche Schande, die kriegerischen Strapazen wurden voll aufgewogen durch die Leiden, die sie im Kerker zu erdulden hatten. Und selbst die Gefahr, dauernd ruiniert zu werden und selbst den Tod

zu erleiden, teilten sie mit den Kriegern. Von den ausgesucht schweren Strafen, die besonders über die auf den französischen Kriegsschauplatz transportierten englischen Kriegsdienstverweigerer verhängt wurden, sei nur die sogenannte Kreuzigung erwähnt. Ein Tagebuchschreiber unter ihnen berichtet:

»Wir wurden alle mit dem Rücken gegen ein Gerüst gestellt, das aus senkrechten Stangen in Abständen von etwa 4 oder 5 Yards und Querbalken bestand, die etwa 5 Fuß über der Erde befestigt waren. Unsere Knöchel wurden zusammengebunden, und unsere Arme dann hoch gezogen und an den Handgelenken an die Querbalken sehr fest angebunden, in welcher Haltung wir zwei Stunden aushalten mußten. Am nächsten Abend fand diese Kreuzigung an einer anderen Stelle des Lagers statt.«¹⁷³

Erstaunlich war die Ausdauer dieser Männer. Im Jahre 1918 versuchte die englische Regierung, sie dadurch umzustimmen, daß

»sie 120 von ihnen aus verschiedenen englischen Gefängnissen nach Wakefield überführte, wo sie ihnen ein im Gegensatz zu den Strafanstalten wirklich behaglich eingerichtetes Lager und Zivildienstarbeit zuwies, unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhalten und den Anforderungen der Regierung Folge leisten würden. Der Plan mißlang vollständig, und der Versuch dauerte nur 3 Wochen. Sofort nach ihrer Ankunft in Wakefield verständigten sich die C.O. (Conscientious Objektor, Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen) untereinander und berichteten dann der Regierung, daß es ihnen keineswegs darum zu tun sei, ein leichtes Leben zu führen, sondern wirksam und auffällig gegen den Krieg zu protestieren. Man versuchte zunächst, ihren als Trotz ausgelegten Widerstand durch Einzelhaft zu brechen, sah sich aber schließlich dazu veranlaßt, das

¹⁷³ Martha STEINITZ: Die englischen Kriegsdienstverweigerer, (Verlag Neues Vaterland) Berlin, S. 18.

Lager aufzulösen und die Leute in die Gefängnisse zurückzuschicken.«¹⁷⁴

69 C.O. [Conscientious Objektors] sind an den Folgen der Gefängnisbehandlung gestorben, die meisten von ihnen im Wahnsinn und an Schwindsucht.

Nach Beendigung des Krieges entstand in England eine Bewegung, die inzwischen auch in Deutschland und Frankreich große Fortschritte gemacht hat, die »Nie-mehr-Krieg«-Bewegung. Ihre Anhänger protestieren alljährlich am 29. Juli, dem Jahrestag des Kriegsausbruches, in hunderten von Städten durch Massenumzüge und geben folgende Erklärung ab:

»In dem Glauben, daß jeder Krieg unrecht ist, und daß die Bewaffnung der Nationen sowohl zu Wasser, zu Lande als in der Luft ein Verrat an der geistigen Einheit und Verständigung des Menschengeschlechtes ist, erkläre ich es als meine Absicht, niemals an einem Kriege teilzunehmen, sei es ein Angriffs- oder Verteidigungskrieg, ein nationaler oder Bürgerkrieg, weder durch Waffendienst noch durch Anfertigung oder Verkauf von Munition, noch durch freiwillige Zeichnung von Kriegsanleihe oder indem ich durch meine Arbeit andere für den Kriegsdienst frei mache. Außerdem erkläre ich es als meine Absicht, für die Beseitigung der Kriegsursachen zu arbeiten und eine neue soziale Ordnung anzustreben, die auf gemeinsamer Arbeit zum allgemeinen Wohle beruht!«

Wie der englische Name Conscientious Objektor (C.O.) besagt, berufen sich ihre Anhänger für ihre unbedingte Kriegsgegnerschaft auf die Stimme ihres Gewissens. Man hat kein Recht, die Wahrheit dieser Aussage zu bezweifeln. Es ist aber eine Tatsache, die auch nicht bestritten wird, daß bei der Kriegsdienstverweigerung sowohl stark politische als auch stark egoistische Gründe mitsprechen oder sogar den Ausschlag geben. In England und Amerika hat sich bei nicht Wenigen einfach der sehr ausgeprägte angelsächsische Freiheitssinn schon gegen den als

¹⁷⁴ a.a.O. S. 16.

unerträglich empfundenen Zwang der allgemeinen Wehrpflicht aufgelehnt. Wer Soldat werden will, soll es werden. Wer es nicht will, soll ungeschoren bleiben. Diesen Standpunkt wissen in der angelsächsischen Welt auch solche zu würdigen, die für die religiös-sittliche Begründung der Kriegsdienstverweigerung kein Verständnis haben. Es gibt andere, die den Verdacht erregen, daß sie hauptsächlich aus mangelndem Verständnis für eine Pflichterfüllung bis zur Hingabe des Lebens, um nicht zu sagen, aus materieller Lebenslust, gegen den Krieg sind. Wohl findet man dieses Motiv nirgends als einziges angegeben, aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es den tiefsten Grund einer bestimmten Richtung innerhalb des Jungpazifismus bildet. Dr. *Kurt Hiller*, ein Vorkämpfer dieser Richtung, erklärt folgendes:

»Wir Jungen stabilisieren als vornehmstes aller subjektiven Rechte im Staate das Recht jedes Einzelnen, frei über sein Leben zu verfügen: das Recht auf Leben. Dieses rätselhafte Sein auf dem Wundersterne ist zu kurz und zu schön, als daß wir irgend einer irdischen Macht die Befugnis einräumen könnten, die der Unerforschliche sich von Anbeginn gewahrt hat: es uns zu nehmen. Die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens – nicht als Realität und Faktum leider, doch als Idee, als Forderung – ist uns die Grundlage unseres kritisch-politischen Denkens überhaupt, also auch unseres Pazifismus. Wir wollen nicht sterben, folglich nicht töten. Wir verwerfen daher die Wehrpflicht (auf deutsch: den Zwang zu töten und sich töten zu lassen), und wir lehnen die prinzipielle Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg prinzipiell ab.«¹⁷⁵

Begreiflicherweise findet sich diese Argumentation besonders dort, wo an eine transzendente Welt überhaupt nicht mehr gedacht wird. Jeder, der nicht an ein Fortleben nach dem Tode glaubt, muß die vorzeitige und gewaltsame Wegnahme des Lebens als hoffnungslos grausam, wenn nicht als das größte aller Übel empfinden. Man fühlt die tragische Leidenschaftlichkeit, mit der sich diese Menschen ans Leben klammern, wenn Dr. *Helene Stöcker* wohl in ihrer aller Namen schreibt:

¹⁷⁵ Kurt HILLER: Jungpazifismus. In: Die Friedenswarte XXIII (1923) Heft 1/2, S. 11-14.

»Sie haben gelernt, das Leben mit Nietzsche als den höchsten Wert anzusehen, um so höher, als sie ja auf Grund ihres Diesseitiglaubens nicht mehr die Hoffnung hegen können, etwa für eine diesseitige Benachteiligung im Jenseits ›belohnt‹ zu werden [...] Mir scheint es ein Zeichen der wachsenden Selbstachtung des Menschen, für den einzigen, nie mehr wiederherstellbaren Wert des Individuums, der Persönlichkeit, das sich der Einmaligkeit und Unwiderbringlichkeit seiner Existenz bewußt geworden ist, und das deshalb verlangt, dies köstliche, einmalige, unwiderbringliche Leben vor sinnloser Zerstörung zu bewahren, den Menschen – als die höchste Stufe des uns bekannten organischen Lebens – auch wirklich zum Herrn und Schöpfer aller Dinge zu machen, ihn seiner höchsten Entwicklung mit vollem Bewußtsein entgegenzuführen.«¹⁷⁶

Sicher darf auch der Gläubige das diesseitige Leben nicht geringschätzen und gerade ihn lehrt das 5. Gebot Ehrfurcht vor dem hohen Gebot des eigenen und des fremden Lebens. Christus hat dieses Gebot noch vertieft, indem er schon die Wurzel der gewalttätigen Lebensverneinung, den Zorn, den Haß und die Beschimpfung verwarf und die Lebensbejahung, die Liebe, wie nichts anderes segnete. Aber Christus kennt auch die opferfreudige *Hingabe* des Lebens im Dienst eines noch höheren Gutes: des Gehorsams, der Gerechtigkeit und wiederum der Liebe – nicht zu sich selbst, sondern zum Nächsten! »Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde.« Dieses Wort kann auch über dem Krieg stehen, besser: über dem Krieger. Besonders, wenn er aus reinem Pflichtgefühl gegen eine gottgesetzte Obrigkeit und aus reiner Liebe zu seinen Nächsten, seinen Volksgenossen, ohne Haß gegen die Feinde, für die frevelhaft angegriffene und auf keine andere Weise mehr wiederherstellbare sittliche Ordnung sein Leben in die Schanze schlägt. Aus diesem Grunde hat sich der klassische Pazifismus bisher nicht entschließen können, das Recht des Staates auf einen Verteidigungskrieg zu bestreiten, auch wenn dabei zahllose Verteidiger ihr

¹⁷⁶ Helene STÖCKER: Kriegsdienstverweigerung. In: Walter FABIAN / Kurt LENZ (Hg.): Die Friedensbewegung, S. 122.

Leben lassen müssen. Es ist dann ja wirklich eine Hingabe »für seine Freunde«.

»Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.«

Auch eine Schuld der Feigheit und der tatenlosen Duldung schweren Unrechtes gibt es. Wenn ein Staat durch einen anderen in verbrecherischer Weise überfallen wird, Gut und Leben seiner Bewohner mit Füßen getreten werden, so ist das eine so ungeheure Schuld, daß auf der angegriffenen Seite eine neue Schuld entstünde, täte sie nicht das Äußerste zur Abwehr. Das ist die unantastbare, von den alten Pazifisten darum stets festgehaltene Theorie des Verteidigungskrieges. Einer der Verdienstesten unter ihnen, *Walther Schücking*, formuliert dieses Ethos gegenüber dem der unbesehenen Verwerfung jedes bewaffneten Vorgehens also:

»Unter Umständen scheint mir derjenige sittlich höher zu stehen, der gegen alles Widerstreben seines Herzens seinen Nächsten mit der Waffe verteidigt als derjenige, der sich tatenlos dem Unrecht fügt. Ich kann die sittliche Hoheit der Lehre Jesu Christi, dem Übel nicht zu widerstehen, nur insofern anerkennen, als ich persönlich jedes mir angetane Unrecht dulden kann, aber es lastet auf mir gleichwohl die sittliche Pflicht, das Unrecht zu bekämpfen, das meinen *Volksgenossen* widerfährt.«¹⁷⁷

Nochmals: das ist die unangreifbare Theorie des Verteidigungskrieges. Die Praxis ist oft, meist, wenn nicht immer eine traurige Karikatur dieser Theorie. Der oben geschilderte Fall eines mörderischen Einbruches, auf nichts anderes gestützt als die Lust am Blutvergießen oder Rauben, kommt unter modernen Staaten nicht mehr vor, es handelt sich immer um irgendwelche wirkliche oder vermeintliche Rechtsansprüche, es gehen immer Verhandlungen voraus, es ist so gut wie immer ein unblutiger Vergleich möglich und so gut wie immer unmöglich, daß selbst ein in reinem Recht begonnener Verteidigungskrieg, zumal heutigen Tages,

¹⁷⁷ Walther SCHÜCKING: Der Weg des Pazifismus. In: Friedenswarte XXIII. Heft 1/2.

in seinem weiteren Verlauf »das Gute fördere und das Böse vermeide« und »sich in den Schranken der Gerechtigkeit und Liebe halte,« d.h. die von der Moral geforderte 3. und 4. Bedingung für die Gerechtigkeit eines Krieges einhalte. Dazu kommt der notorische Mißbrauch, der mit dem Titel der Verteidigung als Maske für ganz andere Tendenzen gebraucht wird.

So ist es gekommen, daß – zum Teil vielleicht durch die Kritik des religiösen und des Jungpazifismus, besonders aber infolge erschütterndster Erfahrung – auch in den Reihen des klassischen Pazifismus schwere Bedenken gegen die Zulässigkeit, d.i. allseitige Gerechtigkeit des Verteidigungskrieges aufzusteigen beginnen. Ein so streng wissenschaftlich orientierter Völkerrechtler wie *Hans Wehberg*, weist in einer Besprechung der durch die Ruhrbesetzung geschaffenen Lage darauf hin, daß auch diese Besetzung nach bisherigem Recht als Grundlage für einen Verteidigungskrieg angesehen werde und also auch der wissenschaftliche Pazifismus seinen Grundsätzen gemäß, einem etwa dadurch hervorgerufenen deutschen Verteidigungskriege nicht entgegen sein könnte. Allein, was in der Theorie richtig sei, könne in der Praxis doch derartig falsch sein, daß durch Befolgung der richtigen Theorie – natürlich immer nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt richtigen – die größte Verwirrung und schließlich auch wieder die größte Ungerechtigkeit die Folge sein könnte. Auch hier kann es heißen: »*summum jus, summa injuria*«. Nun kann man zwar sagen, schreibt Wehberg,

»wir Pazifisten brauchten uns nicht viel um Kriege zu kümmern, die innerhalb des augenblicklichen Zustandes Europas noch unausbleiblich seien; wir sollten nur auf das ferne Endziel sehen. Aber erstens muß gesagt werden: ein Pazifismus, der nicht *auch* ethisch orientiert ist, ist ein bedenklicher Pazifismus, und ein ethisch gerichteter Pazifismus kann nicht gleichgültig sein gegenüber dem entsetzlichen Elend eines neuen Krieges, sodann aber wird durch jedes neue Blutvergießen das internationale Vertrauen geschwächt, wertvolle Ansätze der internationalen Organisation werden zerstört. Das Endziel wird immer mehr entrücken, wenn noch einmal solch ein Krieg, wie der Weltkrieg einer war, folgen sollte.«

Und von Notwehr könne doch noch nicht die Rede sein, wenn ein kleines, wenn auch wichtiges Gebiet eines Landes durch eine fremde Truppe ohne kriegerische Aktion nur *besetzt* werde! Das Hauptbedenken aber ist immer die absolute Zweifelhaftheit des *Erfolges* eines Verteidigungskrieges. Eine mehr als formalrechtliche Betrachtung aller bei einem Kriege in Betracht kommenden Momente zwingt also auch den klassischen Pazifismus zu einer Revision seiner bisher so milden pazifistischen Theorie. Wehberg formuliert die sich ihm aufdrängende Frage so: »es gilt festzustellen, ob der Verteidigungskrieg, mit dem immer wieder schönödester Mißbrauch getrieben wurde und sicherlich noch getrieben werden wird, ein die pazifistische Idee letzten Endes fördernder oder schädigender Gedanke ist. Das ist die Frage. Und der Pazifismus würde versagen, wenn er darauf nicht mit einem klaren Ja oder Nein zu antworten vermöchte.«

Was in der Gegenwart erschüttert ist und erschüttert werden mußte, das ist nicht der Glaube an die Berechtigung des Verteidigungskrieges an sich, sondern an die heute noch vorhandene Realisierbarkeit seiner Idee als eines Mittels zur Wahrung der sittlichen Ordnung. Nach dem Naturrecht, wie es die katholische Moral festhält, ist »sittlich« gleichbedeutend mit »vernunftgemäß«, nämlich entsprechend der Vernunft Gottes und dem Abglanz dieser Vernunft im Geiste und Gewissen des Menschen. Ein Krieg also, der nicht vernunftgemäß und seinem Zweck, der Herstellung der Gerechtigkeit, entsprechend ist, ist unsittlich. Selbst dem Verteidigungskriege kann das gelten. Es gilt ihm dann, wenn er das »*moderamen inculpatae tutelae*« (das Maß berechtigten Schutzes) überschreitet, wenn er auch auf der Seite der rechtmäßigen Verteidiger mehr Schaden als Nutzen stiftet, wenn er in seinen Folgen die gesamte Kulturwelt in schwerste Mitleidenschaft zieht, wenn er mit einem Worte die Übel, die er beseitigen will, vermehrt. Lassen sich solche Wirkungen mit moralischer Gewißheit voraussehen, dann ist auch der Verteidigungskrieg kein »vernünftiges«, also kein sittlich erlaubtes Mittel mehr. Aber was nun? Soll denn das Verbrechen eines kriegerischen Überfalles einfach hingenommen werden? Keineswegs; die sittliche Weltordnung verlangt eine Sühne und irgendeine Abwehr. Nur nicht die »erste beste«, sondern eine angemessene, nicht eine unvernünftige, sondern eine vernünftige, nicht eine unwirksame, sondern eine wirksame. Gibt es aber

eine andere Waffe als den Verteidigungskrieg? Gewiß, die völkerrechtliche Entwicklung ist bereits soweit fortgeschritten, daß der Angriffskrieg, gegen den der Verteidigungskrieg sich zu richten hätte, zum »internationalen Verbrechen« gestempelt und dem angegriffenen Staate in Zukunft ein internationaler Rechtsschutz zugesichert worden ist. Das im Herbst 1924 zustande gekommene »Genfer Friedensprotokoll«, das die Vertreter von 55 Staaten unterzeichnet haben, erklärt den Angriffskrieg als »internationales Verbrechen« und sieht gemeinsame Zwangsmittel gegen den Angreiferstaat vor.¹⁷⁸ Dadurch ist der angegriffene Einzelstaat der Notwendigkeit überhoben, zur Selbsthilfe zu schreiten, d.h. auf eigene Faust einen Verteidigungskrieg zu führen. Allein, auch wenn diese Abmachung, die noch der Ratifizierung durch die 55 Signaturstaaten bedarf, keine endgültige Rechtskraft und – worauf es ankommt – keine faktische Geltung erhielte, so müßte dennoch heute ernstlich gefragt werden, ob es nicht ein anderes und besseres Mittel gäbe als militärische Gegenwehr. Als ein solches Mittel kommt in Betracht ein von starken moralischen Kräften getragener, wohlorganisierter und bis zum Äußersten durchgeführter *passiver Widerstand*. Einen ersten anschaulichen Beweis von der Kraft dieser Waffe hat im März 1920 in Deutschland die Niederzwingung des *Kapp-Putsches* gegeben. Es war ein militärischer Gewaltakt, ein bewaffneter Angriff auf die zu Recht bestehende neue deutsche Staatsverfassung. Der Regierungsapparat war in wenigen Stunden in den Händen der aufständigen Militärpartei. Aber schon nach drei Tagen war der Versuch, die Militärgewalt gegen die Zivilgewalt auszuspielen, gescheitert. Wodurch? Durch bewaffnete Gegenwehr? Wo diese geleistet wurde, wie im Ruhrgebiet, entstand das große Unglück und Entsetzen eines Bürgerkrieges, eine hundertfache Verschlimmerung aller vorher

¹⁷⁸ Das Genfer Friedensprotokoll (genauer »Protokoll für die friedliche Erledigung internationaler Streitigkeiten«) stellt einen gewaltigen Fortschritt in der Völkerrechtsgeschichte dar. Seine Bedeutung besteht hauptsächlich darin, daß die alte pazifistische Forderung eines *obligatorischen* Schiedsgerichts-Verfahrens für die zwischenstaatlichen Streitfälle nunmehr erfüllt ist, und daß der Begriff des kriegerischen *Angriffs* endlich klar und deutlich festgestellt ist. Kurz kann man sagen: als Angreifer gilt heute der Staat, der seine Sache nicht vor das internationale Schiedsgericht bringt, oder sich seinem Spruche nicht unterwirft oder der während des Untersuchungs- und Schlichtungsverfahrens irgendwelche Vorbereitungen zum Kriege, sei es militärischer, industrieller oder wirtschaftlicher Art, trifft oder der sonst etwas tut, was den Streitfall verschärft.

schon schlimmen Zustände. Ganz natürlich; wer seinem Feinde Gleiches mit Gleichem vergilt, Gewalt mit Gewalt, wird nie zu seiner wahren Überwindung gelangen d.h. *innerlich*, geistig und sittlich, über ihn hinauswachsen. Viele böse Wochen lang dauerte deshalb der Kampf gegen den militärischen Putsch dort, wo man ihn auf militärische Weise zu bezwingen suchte. Wo aber der bewaffnete Stoß nicht mit einem bewaffneten Gegenstoß, sondern mit der stärkeren Waffe des passiven Widerstandes beantwortet wurde, verpuffte er im waffenleeren Raum. *Mars ist schwächer als Merkur*, die Arbeit und die Wirtschaft sind stärker als die bewaffnete Faust! Weil die Arbeiter den Generalstreik erklärten, wurde das Soldatenspiel zum Kinderspiel. Hätte sich das neue Deutschland gegen das alte martialisch in die Brust geworfen und einen »Verteidigungskrieg« geführt, so wäre ganz Deutschland zerfleischt worden.

Bei der militärischen Besetzung des Ruhrgebietes durch die Franzosen im Januar 1923 hat nicht der anfänglich geleistete passive Widerstand, sondern seine schließliche Preisgabe versagt. Allerdings war in diesem Falle seine Aufrechterhaltung innerlich unmöglich. Es fehlte der allgemeine Glaube an seine innere Notwendigkeit und Gerechtigkeit, es fehlte noch mehr die moralische Kraft zu seiner Durchführung. Denn diese Waffe ist nicht nur ein neues technisches Kampfmittel, dessen Handhabung eine ähnliche Vorbereitung und Einübung erfordert wie eine militärische Mobilmachung, sondern setzt auch eine innere Kraft in den Seelen derer, die sich ihrer bedienen sollen, voraus, die der kriegerischen Kraftentfaltung noch überlegen ist. Die kriegerische Leidenschaft entspringt schließlich nur dem Blute, das gereizt und erhitzt ist und nun mit rein naturhafter Aufwallung zum Schlage ausholt, es ist eine Instinkthandlung. Der passive Widerstand dagegen entspringt dem Geiste, dem *kalten und beherrschten Blute*, ja im Allertiefsten dem Geiste Jesu Christi und seiner neuen Botschaft. Zunächst sagt sich die Vernunft, daß die Kräfte des Geistes, die sich in dem großen Arbeits- und Wirtschaftsorganismus eines modernen Staates auswirken, denen der rohen Gewalt auf die Dauer überlegen sind. Wohl kann die gepanzerte Faust auch den feinsten Produktionsapparat zerschlagen und kann erst recht ein moderner Gasgiftkrieg das Kultur- und Wirtschaftsleben eines ganzen Erdteils vernichten, aber einmal wird ein derartiger Vernichtungswille sich nicht gegen ein Land richten, das seinerseits der Waffengewalt entsagt hat,

und dann würde die Anwendung der gleichen Waffe gegen solche Höl-
lentechnik, sollte sie sich in wahnwitziger Verblendung doch gegen ein
freiwillig waffenloses Volk richten, auf keinen Fall eine wirksame »Ver-
teidigung« bedeuten, sondern nur größere Verwüstung hervorrufen;
denn eine *siegreiche* Abwehr gibt es im modernen Vergiftungs- und Ver-
nichtungskriege nicht mehr. Die Erfahrung lehrt aber auch, daß nicht
einmal das Vorhandensein eines zunächst noch nicht in Tätigkeit gesetz-
ten Kriegsapparates, die bloß latente Kriegsbereitschaft als Drohung und
potentielle Abwehr, einen wirklichen Schutz bedeutet; daß nicht das
kriegerischste und militärisch ausgerüstetste Volk das vor Angriffen ge-
sichertste ist, sondern das unkriegerischste und unausgerüstetste. Es
gibt keinen falscheren Satz als den: »der sicherste Hort des Friedens ist
das scharfgeschliffene Schwert« (Wilhelm II.). Die Wahrheit ist, daß das
scharfgeschliffene Schwert der sicherste Magnet des Krieges ist! Im
Weltkriege blieben die Schweiz, Holland und Skandinavien nicht des-
halb von der Kriegsfurie verschont, weil man sie wegen ihrer Wehrhaf-
tigkeit gefürchtet hätte, sondern weil man sie wegen ihrer Wehrlosigkeit
nicht fürchtete! So wird der dem oberflächlichen Denken paradox er-
scheinende Satz wahr, daß die Wehrhaftigkeit eines Volkes seine größte
Unsicherheit und seine Wehrlosigkeit seine größte Sicherheit bedeutet.

Allein ein schwerwiegender Einwand bleibt übrig.

Wie steht es mit der Ehre? Führt die Wehrlosigkeit nicht zur Ehrlo-
sigkeit? Das geben ja alle Anwälte des Krieges, die nicht völlig blind
sind, zu, daß in einem modernen Kriege, und bezweckte er auch nichts
weiter als eine sich streng in den Grenzen des Notwendigen haltende
Verteidigung, dem Lande schwerster Schaden, wenn nicht völlige Ver-
nichtung droht. Aber nach Nutzen und Schaden fragt ihr bestes Wesen
nicht, sondern nach Ehre und Unehre. Es sind oft die wertvollsten Men-
schen, die sich gegen den Verzicht auf Wehrhaftigkeit sträuben, weil sie
glauben, daß dadurch vielleicht das materielle Wohlbefinden gewahrt
und gefördert werde, nicht aber das ideelle. Und der Pazifismus würde
sowohl äußerlich, in seinem Wachstum, als auch innerlich, in seinem
Wert, versagen, wenn er diesen Bedenken keine befriedigende Lösung
zu bieten vermöchte. Indes er kann es. Denn das, wogegen sich das Ehr-
gefühl mit Recht auflehnt, ist die Schwäche, die gebrochene Energie, die
Opferscheu, die kampflöse Hinnahme des Unrechts, der Verzicht auf

seine Sühnung, auf den äußersten Versuch seiner Beseitigung. Verlangt aber der an die Stelle des Verteidigungskrieges tretende passive Widerstand diese Schwäche und diesen Verzicht? Er verlangt eine Gegenwehr, die an sittlicher und ritterlicher Kraft die kriegerische übertrifft! Denn der Angreifer und vorläufige Sieger wird sich die Gehorsamsverweigerung gegen sein angemessenes Regiment natürlich nicht gefallen lassen. Der Verzicht auf die bewaffnete Verteidigung führt zunächst zur militärischen Besetzung des angegriffenen Landes. Die verbrecherische Herrschaft wird aufgerichtet. Wird sie nun mit Boykott, Streik und jedweder anderen Dienstverweigerung gegen den Eindringling beantwortet – wozu dem nicht anerkannten Usurpator gegenüber zweifellos ein Recht und sogar eine Pflicht besteht – so sind Einkerkierungen, Nahrungssperre, Hinrichtungen die sichere Folge. Wenn nun ein Volk zur Ertragung dieser Opfer ebenso erzogen wäre wie zu kriegerischer Gegenwehr, wenn Schule und Kirche planmäßig und beharrlich das Heldentum dieses, nur mit Aufwendung höchster Energie möglichen Kampfes lehrten und priesen, wenn die Besten des Volkes, die tapfersten Männer und die edelsten Frauen, in diesem Kampfe vorangingen, so würde niemand mehr von Feigheit und Schwäche und Ehrlosigkeit reden. Auch der endliche Sieg dieses mit den Waffen des Lichtes gegen die Finsternis geführten Kampfes wäre nicht weniger gewiß, als der Sieg des jungen Christentums gegen das mit allen materiellen Machtmitteln ausgerüstete antike Heidentum. Das, woran der Cäsarismus des römischen Weltreiches zerbrach, war ja nicht das gegen ihn geführte Schwert, sondern das gegen ihn gestellte Kreuz, das Heldentum des passiven Widerstandes und die Überlegenheit der moralischen Macht über der materiellen. Wenn also diese Waffe des nur in Bezug auf Enthaltung von Gewalttaten »passiven«, sonst aber sprühend aktiven Widerstandes einer durch Jahrtausende kriegerischer Experimente endlich bankerotten Menschheit wieder nahegebracht würde, wenn sie diese Waffe ebenso üben und lieben lernte wie das materielle Schwert, dann würde auch der Verteidigungskrieg als einziges Mittel zur Abwehr feindlicher Gewalten oder gar als Mittel zur Herstellung wirklicher Gerechtigkeit zum Spott werden, und auch das Ehrgefühl, das den Kampf gegen das Unrecht verlangt, erhielte die edelste Nahrung; auch in diesem Kampfe könnte man für Gott und Vaterland leiden und sterben.

»Wenn ...!!« Ist dieses »Wenn« aber jemals realisierbar, findet sich in der Gegenwart auch nur eine Spur der Kraft, die nötig wäre, um eine derartige Revolution des Geistes gegen das Blutvergießen in Bewegung zu setzen? In diesem Kapitel war schon die Rede von 6000 englischen Kriegsdienstverweigerern, die um des Gewissens willen (»Conscientious Objectors«) dem »Allruinmittel« des modernen Krieges ihre Mitwirkung versagten. Bemerkenswerter sind aber die Ereignisse, die unter der Führung *Mahatma Gandhis* zuerst in Britisch-Südafrika, dann in Britisch-Indien sich abspielten. Romain Rolland sagt von ihnen: »Daß die zwanzigjährige Tätigkeit (Gandhis) in Südafrika keinen größeren Widerhall in Europa gefunden, ist ein Beweis für den unglaublich beschränkten Horizont unserer Politiker, Historiker, Philosophen und Religiösen. Denn es ist ein Heldengesang der Seele ohnegleichen in unserer Zeit, nicht nur durch die Kraft und Dauer der Aufopferung, sondern auch durch den Sieg, der diese schließlich krönte.«¹⁷⁹ Man kann zweifeln, ob der passive Widerstand, den Mahatma Gandhi gegen die englischen Gewalthaber hervorrief, moralisch in jedem Punkte berechtigt war. Aber einmal steht die persönliche Gewissensreinheit Gandhis und Tausender seiner Anhänger außer Zweifel, und weiter kommt es hier auf den Nachweis an, daß der passive Widerstand im Geiste Christi – durch die Bergpredigt Christi ist Gandhi zu seiner Überzeugung und Haltung gelangt – eine realpolitische Macht ersten Ranges ist. Gandhi begann seinen Befreiungskampf in Südafrika damit, daß er seine einträgliche Advokatenpraxis aufgab, freiwillig ganz arm wurde, seinen verfolgten Landsleuten Boden verschaffte und dann auch ihnen das feierliche Gelübde der Armut abnahm. Die Opposition der schwer bedrückten, verfolgten und mißhandelten Indier gegen die englische Kolonialbehörde bestand in einer Verweigerung aller öffentlichen Leistungen. Aber nicht der Schaden, sondern das Wohl des Landes blieb das reine Ziel der von Gandhi geführten Bewegung. So oft Südafrika in wirkliche Gefahr geriet, wurde der passive Widerstand unterbrochen und in aktive Hilfeleistung umge-

¹⁷⁹ Romain ROLLAND: *Mahatma Gandhi*, (Rotapfel-Verlag) Zürich, München und Leipzig, 1923, S. 14.

setzt.¹⁸⁰ Dennoch trafen den indischen Freiheitskämpfer bald mehrfache Gefängnis- und Zuchthausstrafen, Zwangsarbeit und Mißhandlungen durch die Menge. Auch seine Gesinnungsgenossen mußten zu Tausenden in die Gefängnisse oder Minen wandern. Trotzdem wuchs die Bewegung, und nach zwanzig Jahren passiven Widerstandes hatte sie in Südafrika gesiegt: die Engländer gaben im Jahre 1914 in fast allen Punkten nach.

Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auch den Kampf zu schildern, der bald darauf in Indien selbst unter Gandhis Führung ausbrach. Auch hier zeigte sich das gleiche Heldentum und schließlich ein Erfolg, der zwar von einer Besiegung des englischen Weltreiches noch weit entfernt ist, immerhin aber ein Nachdenken und Nachgeben zur Folge hatte, das den liberalen »Manchester Guardian Weekly« am 15. Februar 1924 schreiben ließ:

»Wir wollen die außerordentliche Kraft der politischen Waffe wohl erwägen, die im Lauf der letzten Jahre in Form des vollständig passiven Widerstandes in Anwendung gekommen ist. Die erste gefährliche Anwendung in großem Maßstabe wurde von den Suffragetten in ihren Hungerstreiken gemacht. »Sinn Fein« war ursprünglich eine Organisation zur Ausübung einer rein passiven Resistenz. Sie behandelte alles, was in Irland englisch war, als Luft: die Gerichte, die Post, den Steuereinnahmer und die Polizei. Heute ist der Pandschab das Laboratorium, wo Versuche gemacht werden mit der Explosivkraft dieses seltsamen neuen Stoffes, der nicht explodiert und doch außer Gefecht setzen kann. Es ist ein liberaler Grundsatz, daß jede Regierung auf der Zustimmung der Regierten beruhen müsse. Heute hat es – sogar in Indien – den Anschein als ob jede Regierung abgesetzt werden könne, sobald eine genügende Zahl ihrer Untertanen sich vereinbaren, ihr in keiner Weise und durch keinerlei Handlung bei-

¹⁸⁰ »Im Jahre 1809 bildete er (Gandhi) während des Burenkrieges eine indische Rote-Kreuz-Truppe, die zweimal im Tagesbefehl lobend erwähnt wurde wegen ihrer Tapferkeit im Feuer. Im Jahre 1904, als in Johannesburg die Pest ausbrach, organisierte Gandhi ein Spital. Im Jahre 1908 erhoben sich die Eingeborenen in Natal und Gandhi beteiligte sich an der Spitze einer Sanitätsabteilung am Krieg, und die Regierung sprach ihm öffentlich ihren Dank aus.« (Romain ROLLAND: Mahatma Gandhi, S. 17).

zustehen – nicht einmal dadurch, daß sie im Gefängnis essen. Der Minister des Innern war am Ende seiner Weisheit, als der Krieg dem Hungerstreik der Frauen ein Ziel setzte. Weiß die Regierung des Pandschab heute, was sie machen soll? Bis jetzt haben wir den rein passiven Widerstand, den schlichten Entschluß, auch nicht die geringfügigsten bürgerlichen Tätigkeiten auszuüben, als eine Waffe betrachtet, die letzten Endes und gegenüber einer erdrückenden Macht, die entschlossen eingesetzt wird, notwendigerweise unwirksam bleiben muß. Obgleich die Frage noch nicht genügend abgeklärt, scheint es doch wahrscheinlich, daß wir unsere Ansichten über die politischen Kräfte revidieren und in Vorschriften wie in der vom ›Darbieten auch der anderen Wange‹ den Hinweis auf eine wirksame politische Kraft erkennen müssen und nicht nur, wie Bacon sagt, einen Grundsatz ›abstrakter Klostermoral‹.«

Nochmals: das Verhalten der Gandhisten soll nicht in allem als objektiv richtig bezeichnet werden. Jesus hat auch dem landfremden Kaiser Steuern zu zahlen geboten! Gandhis Fehler entstammen seinem Nationalismus, von dem Jesus gänzlich frei war. Der abgeklärtere Geist des anderen großen indischen Zeitgenossen, Rabindranath Tagores, tadelt deshalb diese Seite an Gandhis Charakter entschieden. Um ein ganz gerechtes Urteil über Recht oder Unrecht der gandhistischen Bewegung zu fällen, müßte man sie in allen Einzelheiten kennen. Aber die realpolitische Kraft des passiven Widerstandes als solche ist durch die Proben in Südafrika und Indien bewiesen. Wir rufen diese Kraft hier lediglich gegen ein sicher feststehendes schweres politisches Verbrechen, den ungerechten Angriffskrieg, an. Gegen ihn würde Mahatma Gandhi sicherlich erst recht den passiven Widerstand mobil machen – allerdings unter einer Voraussetzung! Er müßte nämlich die Überzeugung haben, daß sein Volk für die Handhabung dieser Waffe *reif* wäre! Weil er es erleben mußte, daß viele seiner Landsleute für das, was er ihnen zumutete, nicht reif waren, sei es, daß die gereizte Menge an einigen Orten, wo sie tätlich angegriffen wurde, die Selbstbeherrschung verlor, sei es daß andere, insbesondere die Reichen, mit den Engländern doch Gemeinschaft hielten: weil Gandhi diese Erfahrung machen mußte, brach er – der Realpolitiker, der er war – den Kampf zweimal ab. Die indische Freiheitsbewe-

gung wurde dadurch politisch vorübergehend geschädigt, moralisch aber gehoben. Denn die Moral ist nicht zu trennen von der Vernunft, und das idealste Mittel wird unmoralisch, wenn es unter den gerade gegebenen Verhältnissen unvernünftig ist. Unvernünftig wäre es aber gewesen, eine vielfach durchbrochene Front weiter dem Kampfe auszusetzen, anstatt abzuwarten, bis sie sich, von neuem Geiste beseelt, wieder geschlossen hätte.

Diese Erwägung ist wichtig für die Beurteilung der *europäischen* Lage. Wir müssen die traurige Tatsache feststellen, daß die meisten europäischen Menschen für den passiven Widerstand gegenüber brutalen Gewaltakten noch weniger reif sind als die indischen! Dennoch ist die Beschäftigung mit dieser neuen Form des politischen Kampfes für Europa von der größten Bedeutung. Sie bezeichnet ein Ideal, das im Dienste einer höheren sittlichen Ordnung anzustreben ist und zu dem hinauf die Menschen, voran die Christen, zu erziehen sind. Daß die gewaltlose Methode als solche dem Geiste Christi mehr entspricht als die gewaltsame, kann nicht bestritten werden. Mahatma Gandhi und sein Kampf bedarf der Vollendung durch Christus, aber sein Leben und Streben ist in den meisten Zügen schon jetzt von ergreifender Schönheit und der Nachfolge der Edelsten wert. Wer wissen will, ob das kriegerische Heldenideal durch ein unkriegerisches und doch eminent kämpferisches, im ausschließlichen Dienste des Vaterlandes und Gottes stehendes, ersetzt werden kann, der lese Romain Rollands Buch über Gandhi, und der demütige und erhebe sich an den Worten Rabindranath Tagores, der mit seinem Landsmann Gandhi in manchem nicht übereinstimmt, aber den Grundgedanken seines Vorgehens, Kämpfens und Leidens also anerkennt:

»Ich hoffe, daß dieser Geist der Aufopferung, diese Bereitwilligkeit zu leiden, kraftvoll zunehmen werde. Er ist die wahre Freiheit [...] Kein moralischer Wert kann größer sein – auch nicht die nationale Unabhängigkeit [...] Das Abendland glaubt unerschütterlich an die Macht und an die materiellen Güter: es kann also lang nach Frieden und Abrüstung rufen, es wird immer wieder von seiner eigenen Wildheit überschrien werden [...] Uns Indern ist es vorbehalten, der Welt zu zeigen, wie die Wahrheit aussieht, die die Abrüstung nicht

nur ermöglicht, sondern auch in Kraft verwandelt. Die Tatsache, daß die moralische Kraft der brutalen Kraft überlegen ist, wird bewiesen durch ein Volk, das ohne Waffen ist [...] Es wird der Tag anbrechen, wo der gütige Mensch, der ohne jede Waffe einherkommt, beweist, daß es die Sanftmütigen sind, denen das Erdreich gehört.«¹⁸¹

2. INNERHALB DER KIRCHE

Von jeher werden der katholischen Kirche zwei einander entgegengesetzte Vorwürfe gemacht. Bald heißt es: sie kümmere sich zu viel um die weltlichen Angelegenheiten, bald, sie tue es zu wenig! Greift sie in die staatlichen und sozialen Kämpfe ein, so sagt man, sie vergesse ihre rein religiöse Mission. Greift sie nicht ein, so klagt man sie an, sie habe ihre Sendung als geistige und sittliche Führerin der Kultur verloren, sie besitze nicht mehr den Mut und die Kraft, die staatlichen Mächte in ihre Schranken zu verweisen und gegen die Sünde der Mächtigen ihr Veto einzulegen, wie sie es in ihrer besten Zeit getan habe. Und weiter ist sie dem einen zu national und parteiisch, dem anderen zu international und unparteiisch. Besonders umstritten ist ihre Haltung in den großen weltpolitischen Verwicklungen. Die einen sagen: die Kirche hat sich jeder Einmischung zu enthalten; die anderen: sie soll Stellung nehmen und wo möglich mit dem Bannstrahl dazwischenfahren! Tut sie das eine oder das andere, so regnet es Vorwürfe von der einen oder der anderen Seite. Ihre eigenen Kinder schließen sich keineswegs von dieser Kritik aus.

Natürlich darf sich die Kirche durch dieses Kreuzfeuer von Angriffen und Forderungen nicht beirren lassen. Allein das Stimmengewirr mag zeigen, wie schwer es ist, rein objektiv das Richtige zu treffen. Die staatlichen Angelegenheiten gehören wohl grundsätzlich zum Kompetenzgebiet der Kirche, insofern sie das sittliche Leben betreffen, aber einmal sind es verhältnismäßig wenige einfache Normen, die hier aufgestellt werden können, sodann ist ihre konkrete Anwendung auf die einzelnen Fälle wegen der oft undurchdringlichen Verwicklungen der Umstände

¹⁸¹ GANDHI: Brief vom 2. März 1921. In: Modern Review Mai 1921.

auch für eine so hohe und erleuchtete Instanz wie die Kirche außerordentlich schwierig.

Das gilt sicher nicht in letzter Linie für den kompliziertesten Fall des politischen Lebens, den Rechtsstreit zweier oder mehrerer Staaten untereinander. Ein solcher Streit hat meist schon eine weit verzweigte Vorgeschichte, die Berichterstattung darüber ist widerspruchsvoll, Recht und Unrecht können sich stündlich verschieben, eine Entscheidung nach dieser oder jener Seite berührt Sein oder Nichtsein ganzer Völker – wie schwer ist es da gerade für die verantwortungsvolle Aufgabe der Kirche, im besonderen des Papsttums, eine sicher richtige Weisung zu geben!

Alles dies mögen die berücksichtigen, die das Papsttum einer zu großen Passivität in den weltbewegenden theoretischen und praktischen Kriegs- und Friedensfragen der letzten Jahrhunderte anklagen. Die zurückhaltende Stellung, die die Päpste im besonderen gegenüber der organisierten Friedensbewegung eingenommen haben, erklärt sich wohl am meisten daraus, daß die Kirche sich selbst als die größte Friedensmacht betrachtet, als eine Weltmacht der Einheit und des Friedens, die auch politisch eint und befriedet, wenn ihre Stimme beachtet wird.

Wie aber auch die Katholiken und ihre Führer in der Vergangenheit zu den Ideen und Zielen der besonderen Friedensbestrebungen gestanden haben mögen – der gewaltige Krieg, der die Welt in ihren Tiefen erschütterte, hat auch die Kirche tief bewegt und einen Papst gefunden, der sich das Programm des klassischen Pazifismus restlos zu eigen machte und in der Kirche eine neue starke Bewegung in seinem Sinn hervorrief. Schon die Vorgänger Benedikts XV. hatten gelegentlich gegen den Krieg Stellung genommen und auch den organisierten Pazifisten offen ihre Sympathie bekundet. Papst Pius IX. erklärte bei Beginn des Krimkrieges: »Der Krieg muß verschwinden und von der Erde verjagt werden.« In einem Briefe desselben Papstes an König Wilhelm I. vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges vom 22. Juli 1870 finden wir den Satz: »Unser dringendster Wunsch ist es, zu erleben, daß die Rüstungen und der Krieg verschwinden und die schrecklichen Leiden, die daraus entstehen, verhindert werden.«¹⁸² Leo XIII., der sich stets dadurch auszeichnete, daß er die Schäden der Gegenwart und die Ge-

¹⁸² Vgl. Hans WEHBERG: Das Papsttum und der Weltfriede, M.-Gladbach 1915.

fahren der Zukunft mit klarem Blick signalisierte, geißelte schon als Bischof von Perugia die machiavellistische Gesinnung, die »dem Triumph der Gewalt über das Recht, des Ehrgeizes über die Gerechtigkeit Beifall spendet« (Hirtenbrief 1878), lenkte als Papst mehrfach die Aufmerksamkeit der Katholiken auf den Rüstungswahnsinn der europäischen Staaten, auf den vom Pazifismus stets bekämpften »bewaffneten Frieden« (ebenda), stellte in einer Allokution am 11. Februar 1889 fest, daß »die Abneigung aller Völker gegen den Krieg immer deutlicher an den Tag tritt – eine sehr berechtigte Abneigung, wenn irgendeine sonst,« und schrieb an den ersten Weltkongreß des Pazifismus in Paris im Jahre 1889 die belobigenden und ermutigenden Worte: »Nichts ist so wichtig, als die Kriegsgefahr von Europa abzuwenden, sodaß jedes Streben in dieser Richtung als ein solches zum allgemeinen Besten anzusehen ist.« Und wenn er im Jahre 1894 in der Enzyklika »Praeclara« schrieb: »die unerfahrene Jugend wird dem Rate und der Lehre der Eltern entzogen und in die Gefahren der Kaserne hineingestoßen, die Jungmannschaft wird von der Landwirtschaft, dem Studium, dem Handel, dem Gewerbe weg zu den Waffen einberufen« und er im Anschluß daran abermals von einem »nicht mehr länger zu ertragenden bewaffneten Frieden« sprach, so war das gewiß keine Empfehlung des im 19. Jahrhundert immer rücksichtsloser um sich greifenden Militärsystems. Leos Nachfolger, Pius X., ermunterte die im Jahre 1906 zu einem internationalen Kongreß zusammengekommenen katholischen Friedensvorkämpfer mit den Worten: »daß alle Anstrengungen zur Vermeidung der Schrecken des Krieges ganz und gar dem Geiste und den Vorschriften des Evangeliums gemäß seien.«¹⁸³

Wie die Briefe der Apostel *Gelegenheitsschriften* waren, d.h. immer zu den gerade gegebenen Situationen sprachen, so tun es auch die Auslassungen der Päpste. Seit hundert Jahren waren die kriegerischen Auseinandersetzungen der Nationen immerhin zeitlich und örtlich beschränkt geblieben, ohne die ganze Zivilisation in schwere Mitleidenschaft zu ziehen. Deshalb hatte auch das Papsttum nicht in außergewöhnlichem Maße seine Stimme dagegen erhoben. Als aber der Weltkrieg endlich die

¹⁸³ Vgl. Johannes Baptist SÄGMÜLLER: Der apostolische Stuhl und der Wiederaufbau des Völkerrechtes und des Völkerfriedens, Freiburg 1919.

volle Explosion »des bewaffneten Friedens« brachte, als ein noch nicht dagewesenes Menschengemetzel losbrach, Nationalismus und Militarismus ihr nacktes Heiden- und Barbarentum offenbarten, da erhob sich der Wächter auf dem Stuhle Petri, Benedikt XV., wie ein Jeremias und Isaias zu leidenschaftlicher Anklage und Verurteilung! Auch er war ein durch die klassische und humanistische Bildung hindurchgegangener Europäer, auch er war der Angehörige einer Nation, die bald in den Krieg mit eintrat, auch er wußte, daß die Welt von jedem Patriotem Verständnis, ja Begeisterung für den Krieg verlangte – aber nicht ein Wort der Zustimmung oder auch nur der Entschuldigung oder gar der Ermunterung kam je über seine Lippen! Nie hat sein Auge über eine kriegerische Waffentat geleuchtet, vom ersten Tage dieses Grauens an war es umflort von Trauer, Schmerz und tiefem Abscheu! Schon am 8. September 1914 rief er den kriegführenden Regierungen ein Halt zu. Schon am 1. November desselben Jahres wies er sie auf die »*anderen Wege und Mittel, verletzte Rechte wiederherzustellen*« hin. Als aber der Krieg weiter raste, nannte er ihn »eine schreckliche, Europa entehrende Metzellei« (28. Juli 1915), »eine erschütternde Menschenschlächtereie« (Weihnachtsansprache 1915), »ein unheilvolles Gemetzel« (Päpstliches Schreiben an den Kardinal-Dekan 25.5.1915), »einen antichristlichen Rückschritt« (Päpstliches Schreiben an den Kardinal-Vikar März 1916. Konsistorium vom 6.12.1915).

Das waren die Jeremiasklagen und -Anklagen des Papstes. Beim Negativen ließ er es aber nicht bewenden. Er wurde auch zum Isaias, der in das Zukunftsreich des Friedens wies. Benedikts unablässige Bemühungen gingen zunächst dahin, den akuten Krieg zum Abschluß zu bringen und seine Wunden zu heilen, aber als dieser Krieg dann mit einem Gewaltfrieden beendet worden war, gab er Weisungen, wie man zu einem wahren und dauernden Frieden gelange, ganz so, wie es die Aufgabe des systematischen Pazifismus ist. Benedikts wertvollstes Vermächtnis an die Nachwelt ist neben dem lebendigen Beispiel eines wahren Nachfolgers Christi seine Enzyklika »*Pacem Dei*« vom 23. Mai 1920. Sie beginnt mit den Worten des hl. Augustinus, daß es kein besseres Erdengeschenk Gottes gebe als den Frieden. Die jetzt vorhandene Waffenruhe verdiene aber diesen Namen nicht. Ein wahrer Friede ruhe vielmehr auf dem Freisein von Haß und Feindschaft so wie das Christentum es verste-

he. Dann erinnert der Papst mit größtem Nachdruck daran, daß der Kern des Christentums Liebe und Friede sei. Liebe und Einheit sind die »Erkennungszeichen der Christen«, Liebe bis zur Feindesliebe, Liebe und Verzeihung jeder Kränkung als Bedingung für das ewige Leben. Haß ist Mord! »Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder«. Der Papst selbst ist »mit jeder Art von Tadel überschüttet« worden, aber er verzeiht jedem seiner Widersacher von Herzen und »umarmt alle mit Liebe und größtem Wohlwollen«. Das ist die dem Christen gebotene Gesinnung. Nun die Tat! So wie der Heiland Wohltaten spendend umherging, so muß es der Christ tun und heute mehr denn je. Die Menschheit ist vom Kriege ausgeraubt, geschunden und geschändet am Wege liegen gelassen worden, wie der Wanderer zwischen Jerusalem und Jericho. Darf die Kirche an diesem Elendsbild gleichgültig vorübergehen? So sollen sich denn die Gläubigen mit größtem Eifer den Werken der Barmherzigkeit widmen. Ihre Führer aber, die Priester, sollen »eifrig für das eintreten, was den Inbegriff des christlichen Lebens ausmacht, die Nächstenliebe, auch Feinden gegenüber.« Und sie sollen der Wurzel des ganzen Elends zu Leibe rücken: »überall entschieden gegen die Feindschaft und den Haß Krieg führen.« Verheerende Haßquellen sind Literatur und Presse! Von Gott ausgewählt durch ihr Talent, sollen die Schriftsteller sich mit Barmherzigkeit und Güte wappnen und »sich falscher und eitler Anklagen und jeder Schärfe und Maßlosigkeit der Sprache enthalten.« – Die Gesinnung und die Tat, die der einzelne zu üben hat, sind auch von den Völkern zu verlangen! Klar und deutlich proklamiert der Papst die vom Nationalismus theoretisch und praktisch geleugnete Wahrheit, daß es zwischen öffentlicher und privater Moral keinen Unterschied gebe. »Denn das evangelische Gebot der Liebe unter den einzelnen Wesen ist keineswegs verschieden von jenem, das unter Staaten und Völkern zu gelten hat.« Nun legt der Papst sein Bekenntnis zur Völkerbunds-idee ab:

»In dem Augenblick nun, da der Krieg aufgehört hat, bereitet sich nicht nur aus Beweggründen der Liebe, sondern infolge einer gewissen Notwendigkeit der Verhältnisse ein umfassender *Zusammenschluß der Völker* vor. Naturgemäß werden sie dazu gedrängt infolge der gemeinsamen und gegenseitigen Bedürfnisse, wie auch durch gegenseitiges Wohlwollen, insbesondere jetzt auch durch die vermehrte

Zivilisation und die wunderbar vervielfachten Verkehrswege, sich zu vereinigen.« –

»Es wäre wahrhaft wünschenswert, daß alle Staaten unter Beiseitesetzung allen gegenseitigen Verdachtes sich zu einer einzigen Gesellschaft oder vielmehr *Völkerfamilie* zusammenschlossen, sei es, um die eigene Unabhängigkeit zu gewährleisten, sei es, um die Ordnung der bürgerlichen Gemeinschaft zu beschützen. Diesen *Völkerbund* zu bilden, drängt schon, um von vielen anderen Erwägungen zu schweigen, das allgemein erkannte Bedürfnis, die riesigen Ausgaben für Militärzwecke, wenn schon nicht abzuschaffen, so doch zu beschränken, da sie nicht länger von den Staaten getragen werden können. Auf diese Weise werden für die Zukunft die so mörderischen und furchtbaren Kriege verhindert, und jedem Volk innerhalb der gerechten Grenzen seine Unabhängigkeit und die Unverletzlichkeit seines eigenen Gebietes gesichert werden. Wenn einmal dieser Völkerbund auf christlichem Gesetz gegründet ist, wird bezüglich alles dessen, was die Gerechtigkeit und Liebe anbelangt, gewiß nicht die Kirche es sein, die ihren wertvollen Beistand verweigern wird [...] Wir wissen aus der Geschichte, daß, seit die Kirche mit ihrem Geiste die alten barbarischen Völker Europas durchtränkte, allmählich die verschiedenen und tiefen Konflikte aufhörten, die sie trennten, und indem sie sich mit der Zeit zu einer einzigen gleichartigen Gesellschaft zusammenschlossen, eröffneten sie das christliche Europa, das unter der Führung und Aufsicht der Kirche in einer kompakten Einheit, der Förderin des Wohlstandes und der Größe, gipfelte, während jeder Nation ihre Eigenart erhalten blieb.«

Zum Schluß der Enzyklika kommt der Papst auf die Mahnungen des Einganges zurück, es möchten »sich alle in christlicher Liebe umfassen, in der es keine Fremden gibt. Wir ermahnen ferner alle Völker auf das lebhafteste, sich unter dem Einfluß christlicher Gesinnung dazu zu entschließen, untereinander den wahren Frieden aufzurichten und sich in einem einzigen Bunde zu vereinigen, der unter dem Schutz der Gerechtigkeit von Dauer sei.«

Es ist also richtig, was *Heinrich Sierp S.J.* in dem Nachruf auf den Friedenspapst in den »Stimmen der Zeit« (März 1922) schreibt: »*Benedikt XV.*

war überzeugter Pazifist.« Trägt man aus allen Kundgebungen des Papstes die programmatischen Gedanken über eine neue Ordnung der politischen Verhältnisse zusammen, so entsteht das abgerundete Programm des klassischen Pazifismus, mit der allerdings bedeutenden Hinzufügung, daß erst durch die Zuhilfenahme der Ethik des Christentums und der Organisation der katholischen Weltkirche die innere Gesundheit und der äußere Bestand der politischen Weltorganisation gewährleistet werden könne. Was den Papst des Weltkrieges zum überzeugten Pazifisten macht, ist außer seinem selbstverständlichen Bekenntnis zum Evangelium Christi der Glaube an die Durchführbarkeit der pazifistischen Bestrebungen. Benedikt gehört nicht zu jenen sich weise dünkenden »Realpolitikern«, die an die Möglichkeit einer politischen Aufwärtsentwicklung nicht glauben. Die billige Phrase »Kriege wird es immer geben« wiederholt er nicht. Es ist zu selbstverständlich, daß Kriege nie aufhören werden, wenn die Menschen nie aufhören werden, in ebenso geist- wie herzloser Weise das bisherige »Völkerfaustrecht« wie *Bischof Emmanuel von Ketteler* die zwischenstaatliche Anarchie einmal nannte, bestehen zu lassen. Wer nicht die Politik des Gehenlassens und des Kompromisseschiessens zum Grundsatz erhebt, hat eben diesem üblen Faustrecht entgegenzuwirken! Und eine moralische Macht wie die katholische Kirche ist an erster Stelle dazu berufen. Darum ermahnt derjenige unter den Päpsten, den Gott das beispiellose Schauspiel des Krieges erleben ließ, »alle Völker auf das lebhafteste, sich unter den Einfluß christlicher Gesinnung dazu zu entschließen, untereinander den wahren Frieden aufzurichten und sich in einem einzigen Bunde zu vereinigen, der unter dem Schutze der Gerechtigkeit von Dauer sei«, d.h., das pazifistische Programm zu befolgen.

Das Zweite, was Benedikt zum überzeugten Pazifisten macht, ist die Anerkennung der Kernforderung des Pazifismus, das internationale Gewaltssystem durch ein internationales Rechtssystem zu überwinden. Der erste und wichtigste Punkt, erklärte der Papst, muß sein: »*an die Stelle der materiellen Gewalt der Waffen tritt die moralische Macht des Rechtes.*«¹⁸⁴ Die Folge davon ist die Möglichkeit der *Abrüstung*. Schrittweise und gleich-

¹⁸⁴ Arnold STRUCKER: Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden, Freiburg 1917, S. 56. 73. 75. ff.

zeitig ist dieses Werk in Angriff zu nehmen. »Es soll eine gerechte Verständigung aller über die gleichzeitige und gegenseitige Abrüstung nach zu vereinbarenden Regeln und Garantien erfolgen, und zwar nach Maßgabe dessen, was zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung in den einzelnen Staaten notwendig und ausreichend ist.«¹⁸⁵ Weiter tritt Benedikt für die Schaffung eines internationalen Rechtstribunals ein, das die Möglichkeit besitze, die Durchführung seiner Rechtssprüche zu erzwingen.

»Dann käme *anstelle der Armeen* die Einrichtung eines Schiedsgerichtes mit seiner erhabenen friedensstiftenden Tätigkeit nach zu vereinbarenden Normen und festzulegenden Sicherungen gegenüber dem Staate, der sich weigern sollte, die internationalen Fragen dem Schiedsgericht zu unterwerfen oder seine Entscheidungen anzurufen.«¹⁸⁶

Endlich erneuert der Friedenspapst die alte pazifistische Forderung von der Freiheit der Meere:

»Wenn einmal so die Oberhoheit des Rechtes aufgerichtet ist, möge man jedes Hindernis für die Verkehrswege der Völker wegräumen, indem man nach gleichfalls noch festzulegenden Grundsätzen die wahre Freiheit und Gemeinsamkeit der Meere sichert, was einerseits zahlreiche Konfliktsstoffe ausräumen, anderseits allen neue Quellen des Gedeihens und des Fortschrittes erschließen würde.«¹⁸⁷

Man kann nicht sagen, daß die Prophetenstimme Benedikts XV. bei der Mitwelt viel Gehör gefunden habe. Von einer begeisterten Gefolgschaft der Mehrzahl der Katholiken hinter ihrem obersten Hirten und Lehrer konnte keine Rede sein. Die päpstlichen Gedanken waren den meisten zu neu, zu schwer, zu sehr entgegen ihrer nationalen Denkweise, als daß sie auf fruchtbares Erdreich hätten fallen können. »Die Rede ist hart, wer

¹⁸⁵ a.a.O. S. 75.

¹⁸⁶ a.a.O. S. 76.

¹⁸⁷ a.a.O. S. 46.

kann sie hören?« sagten Sieger und Besiegte. Und doch hat der Papst seine Gemeinde gefunden. Alle fortschrittlichen Menschen und alle, denen das Reich Gottes mehr galt als irgend ein Reich der Welt, horchten auf. Die Deutsche Friedensgesellschaft übersandte dem Papst zweimal ein herzliches Dankschreiben (die Veröffentlichung dieser Kundgebungen wurde lange Zeit von den Behörden verboten, wie auch die Schrift »Wir Christen und das päpstliche Friedensprogramm« von dem Leiter des Friedensbundes deutscher Katholiken, Vikar Magnus *Jocham*, schon am Tage ihres Erscheinens beschlagnahmt wurde), und *Reinhard Gast* schrieb frohlockend schon 1917, die größte Bedeutung gebühre der päpstlichen Friedensnote:

»Wenn die älteste, vorsichtigste und konservativste aller weltumspannenden Mächte in dieser entschiedenen Weise für Ideen eintritt, die bisher bei vielen als umstürzlerische oder weltfremde, unausführbare Zukunftspläne verfehmt waren, und die zugleich von der internationalen Demokratie in allen Ländern vertreten werden, so ist die Stunde der Erfüllung – wenigstens der Anfänge der Erfüllung – für einen großen Teil des Programms nicht fern«¹⁸⁸

Das Vertrauen und die Hochachtung, die dem Papste von nichtkatholischer Seite entgegengebracht wurden – die Türken errichteten ihm sogar ein Denkmal – erwiderte dieser in weitherziger Weise. So selbstverständlich für ihn als Papst die Eigenständigkeit und Selbständigkeit der katholischen Gedanken und Bestrebungen war, so gern anerkannte er, gerade auf dem Gebiete der Völkerversöhnung, die Ideengemeinschaft und die Möglichkeit eines Zusammenarbeitens mit Nichtkatholiken. Das offiziöse Organ des Hl. Stuhles, der *Osservatore Romano*, stellte am 13. Januar 1919 die Verwandtschaft der päpstlichen Friedensgedanken mit denen Wilsons fest:

»In den humanitären Grundsätzen Wilsons leuchtete klar ein Widerschein jener christlichen Zivilisation, die durch das Evangelium in die

¹⁸⁸ Reinhard GAST: Deutschland und die Entwicklung des Haager Friedenswerkes in Vergangenheit und Zukunft, Leipzig 1917, S. 60.

Welt kam. Das ist auch der Grund, warum die gewichtige Stimme des Oberhauptes der großen amerikanischen Republik und das Wort des erhabenen Vaters der großen christlichen Familie in der Verfolgung des hohen Kulturideals eines festgegründeten Dauerfriedens einigehen und fast gleichlautend sein konnten.«

Als der päpstliche Sondergesandte Msgr. *Ceretti* sich in Baltimore dem Kardinal *Gibbons* vorstellte, sagte er: »Präsident Wilson hat mit beredten Worten die edlen Ideale des amerikanischen Volkes verkündet. Wir sind glücklich, daß die hohen, von den Amerikanern verehrten Grundsätze, welche Präsident Wilson stets am Herzen lagen, sich auf den Plan gründeten, den der Hl. Vater schon während des Krieges in seinen Grundlinien entworfen hat.« Heute wissen wir, wie kläglich die Wilsonsche Friedenspolitik gescheitert ist, aber wir haben auch die dokumentarischen Beweise dafür, daß der amerikanische Präsident bis zuletzt mit unbeugbarer Entschiedenheit für seine Gedanken eingetreten ist, bis endlich der Gewaltgeist der alten Diplomatie seine Vorschläge vernichtete. Nur die Begründung des Völkerbundes war ihm möglich, ein Werk, das zwar weit hinter dem vorgesteckten Ideal zurückblieb, aber entwicklungsgeschichtlich einen ganz bedeutenden Fortschritt darstellt.

Als nach vier entsetzlichen Blutjahren die Waffen endlich ruhten, war ein wahrer, beglückender Friede für Europa so wenig möglich wie für einen durch jahrelanges Leiden und schwere Operationen geschwächten Kranken die sofortige volle Gesundheit. Die Sieger, denen es nach äußerster Bedrohung »in der letzten Viertelstunde« (Clemenceau) gelungen war, den Krieg zu ihren Gunsten zu entscheiden, fanden nicht den Edelmut der Selbstbeherrschung, dem Gegner unter erträglichen Bedingungen Ruhe und Frieden zu geben. Die Besiegten waren zu fürchterlich getäuscht und gedemütigt, um ihr Schicksal ohne innere Auflehnung hinzunehmen. In einer solchen Atmosphäre war für die Friedensgedanken des Papstes, die ja in ihrer evangelischen, eine innere Umwandlung fordernden Gerechtigkeit viel weiter gingen als die des humanitären, mit einem äußeren Fortschritt zufriedenen Pazifismus, wenig Raum. Aber die vom Vatikan entsandte Friedenstaube fand doch einige Stellen, wo sie ruhen konnte, wo die Sündflut des Hasses und der Rache ganz gewichen war. In allen Ländern gab es Katholiken, die wie Berggipfel aus der

Wut der Elemente herausragten, die kriegerischen Leidenschaften schneller und gründlicher überwandern als die Masse der Durchschnittsmenschen, und die es nun, unbekümmert um die Anfeindungen ihrer Nächsten, auf sich nahmen, von dem übernationalen Standpunkt Roms aus die päpstlichen Gedanken in der Öffentlichkeit zu verfechten. Das Verdienst, auf katholischer Seite als einer der Ersten, unerschrocken und erfolgreich hinter das Friedensbanner Christi und seines Statthalters getreten zu sein, gebührt dem deutschen Priester *Dr. Max Josef Metzger*. Er gründete, nachdem er als Feldgeistlicher die Schrecken des Krieges miterlebt hatte, schon 1916 *das katholische Weltfriedenswerk vom Weißen Kreuz* (Sitz Graz) und gab ihm ein systematisches Friedens- und Einigungsprogramm. Der Hl. Vater lobte und segnete das Werk mehrfach und verschaffte ihm so das verdiente Ansehen. Während die Zentrale dieses Unternehmens in Graz blieb, bildete sich in loser Anlehnung daran in Deutschland der *Friedensbund deutscher Katholiken* mit seiner süddeutschen Geschäftsstelle in München, später in Heufelden-Ehingen (Württemb.) und einer norddeutschen in Berlin.¹⁸⁹

Auch in *Frankreich*, wo das Erdreich für die Gedanken der Versöhnung wo möglich noch härter war als in Deutschland, gab es einen Mann, der in den Berg von Haß und Verblendung eine Bresche schlug und mit seinem heißen Herzen und seiner hinreißenden Beredsamkeit Furchen für die Saat der Liebe grub. Dieser Mann war *Marc Sangnier*. Als im Mai 1907 die »Société Gratry«, eine von Alfred Vanderpol ins Leben gerufene katholische Friedensgesellschaft, ihre Gründungsversammlung abhalten sollte, stellte Marc Sangnier den Saal zur Verfügung und trat in den Vorstand ein. Aber damals lagen Sangniers Hauptinteressen auf dem sozialen Gebiet, das er mit glühendster Hingabe bearbeitete. »Le Sillon« (Die Furche), der Name einer Zeitschrift, aber auch einer mit allen Mitteln sozialer Praxis arbeitenden Organisation, wühlte den konservativen Boden Frankreichs auf und befruchtete ihn mit den Ideen einer auf wahrer Brüderlichkeit aufgebauten christlichen Demokratie. Als diese Bewegung ihre idealistischen Forderungen überspannte, wurde

¹⁸⁹ Zur Zeit geleitet von Jugendsekretär Kaplan HINZ, Berlin N. 58, Pappelallee 60-61. Der derzeitige Leiter der *süddeutschen* Geschäftsstelle ist Kaplan WAIBEL, Heufelden-Ehingen (Württemberg).

ihr von Pius X. ein Ende bereitet, aber so, daß Sangnier seine soziale und politische Tätigkeit fortsetzen konnte und sein christlich-demokratisches Ideal nicht preiszugeben brauchte. Das Weitererscheinen seiner Tageszeitung »La Democratie« wurde vom Hl. Vater ausdrücklich gestattet. Marc Sangnier fügte sich als treuer Sohn seiner Kirche in kindlich demütiger Weise. Wenn ihm der Gehorsam gegen Rom ein Opfer war, so wurde seine Seele doch dadurch nur stärker und abgeklärter und schenkte ihm den Beruf zu einer noch wichtigeren Mission. Da kam der Weltkrieg. Sangnier machte ihn als Pionier-Oberleutnant in vorderster Linie mit. Nach einem halben Jahre zum Hauptmann befördert, konnte er seine bedeutende Rednertätigkeit in den Dienst des vaterländischen Gedankens stellen, aber schon damals sah er den Sinn des ungeheuren Ringens weniger darin, daß das Interesse einer einzelnen Nation oder einer der beiden kriegführenden Parteien gefördert würde als das der künftigen Kulturentwicklung. »Unser Krieg darf nicht allein Deutschland gelten«, sagte er seinen Soldaten im November 1918,

»nein, Krieg dem Kriege! Wir haben uns um den Preis von ungezählten Opfern das Recht erobert, zu fordern, daß eine neue Welt aus dem Zusammenbruch der alten hervorgehe. Hinweg mit der Geheimdiplomatie, hinweg mit dem ungeheuren, die Lebenskraft der Völker erschöpfenden Rüstungen und her mit offener Brüderlichkeit unter allen Völkern; her mit Banden des Rechtes anstelle der äußeren Zwangsmittel der brutalen Gewalt! Überall möge die Gerechtigkeit dem Schwachen ebenso zuteil werden wie dem Starken! [...] Die Gelegenheit ist einzig. *Das ungesunde Geschwür ist geplatzt, eben bestand die Menschheit den erschütterndsten chirurgischen Eingriff. Wird jemand den traurigen Mut finden, das geöffnete Fleisch wieder zuzunähen, ohne die in ihrer vollen Abscheulichkeit bloßgelegten Verderbnis- und Todeskeime zu entfernen?*«¹⁹⁰

¹⁹⁰ Marc SANGNIER, Conférences aux soldats sur le front, Bloud et Gay, 1918, S. 100-101 u. Discours V, S. 349. In deutscher Übersetzung in der Broschüre »Worte des Friedens«, übersetzt und eingeleitet von Joseph PROBST, Karlsruhe 1922: 3. Rede von M. Sangnier.

Nach dem Kriege reiste Marc Sangnier im Dienste der Völkerversöhnung nach Polen, Österreich, Italien, Belgien, und knüpfte in Genua, Rom, Wien und Berlin Beziehungen zu führenden Politikern an. So konnte er im Dezember 1921 *den ersten internationalen demokratischen Friedenskongreß* mit Delegierten aus 21 Ländern in Paris einrichten und, wenn auch unter starkem Widerspruch der chauvinistischen Kreise beider Ländergruppen, dem »anderen« Frankreich und dem »anderen« Deutschland Gelegenheit geben, ein Bekenntnis zum wahren Frieden abzulegen. Benedikt XV. sandte seine Segenswünsche, der Nuntius Ceretti lud die Kongreßteilnehmer in sein Palais, und in der Schlußsitzung riß Sangnier 4000 Teilnehmer, wenigstens für Stunden, zu seinem hohen Ideal empor! Im Jahre darauf berief Marc Sangnier und sein Comité einen *zweiten* internationalen Friedenskongreß nach Wien. Die Teilnehmerzahl war gewachsen, aber Einmütigkeit und Erfolg waren weniger groß als in Paris. Dafür verlief der *dritte* dieser Kongresse, vom 4.-10. August 1923, in Freiburg i. Br. um so glänzender. Diesmal stand eine ganze Stadt unter dem Eindruck des Besonderen, des Daseins einer neuen Welt inmitten der alten. Nicht daß die Zahl der eingeschriebenen Kongreßteilnehmer wiederum bedeutend gewachsen war und daß die Schlußverhandlungen nicht weniger als 7000 Menschen in mustergültiger Disziplin um das Rednerpult der Friedensvorkämpfer vereinte, auch nicht, daß diesmal die Tagung unter offener Beteiligung, der kirchlichen Autorität stattfand, der Erzbischof mit seinem Kapitel dem Eröffnungsgottesdienst im Münster beiwohnte, an einem anderen Tage den Teilnehmern selbst die hl. Kommunion spendete, ein drittes Mal ein Pontifikalrequiem für alle Gefallenen des Weltkrieges zelebrierte, Umstände, wodurch die Bewegung einen gewissen sezessionistischen Anschein verlor – sondern daß diesmal die *Jugend*, eine neue Jugend, das belebende Element bildete, das war das Besondere, höchst Beachtenswerte des dritten internationalen demokratischen Friedenskongresses. Eine große Schar kräftiger, wettergebräunter Jünglinge im wehrfähigen Alter, Quickborner, Großdeutsche, Hochländer, war in völlig ungewohnter innerer und äußerer Verfassung nach Freiburg gekommen, um der deutschen und ausländischen Öffentlichkeit eine der Kriegsromantik diametral entgegengesetzte Friedensromantik zu veranschaulichen. Es war keine gemachte Kundgebung! Es war einfach ein urwüchsig neues

Denken und Auftreten! Wenn diese Jugend nicht zu einfach, zu hellläufig, zu lebens- und naturfroh wäre, würde man sagen: sie *verflucht* die alte Politik in Grund und Boden! So aber ist sie der geschneigelten und doch so brutalen, der bombastischen und doch so leeren, der hurrapatriotischen und doch so antipatriotischen Methode des herkömmlichen politischen Völkerverkehrs so von Natur entgegen und überlegen wie das klare gesunde Quellwasser dem zurechtgebrauten zischenden Champagner. Die neue Jugend überwindet das Negative nicht durch ingrimmigen Fluch und Haß, sondern einfach durch inbrünstiges, liebevolles, frohes Bejahen und Segnen des Neuen. Des Neuen? Sind Nächstenliebe und schlichter brüderlicher Verkehr von Mensch zu Mensch etwas Neues? Ja, im Vergleich zu der traditionellen, in Familien und Vereinen, in Elementar- und Hochschulen, in Büchern und Zeitungen gelehrten nationalistischen Verblendung und Verhetzung; nein, im Vergleich zu dem universellen klassischen und romantischen, vor allem aber christlichen Geiste früherer Zeiten! Dieser giffreie, allein natürliche und allein religiöse Geist der familienhaften Zusammengehörigkeit von Nachbarvölkern, ohne die Verwässerung und Tünche des entwurzelten Kosmopolitismus, ist aus der Blutorgie des Weltkrieges neu geboren worden, wenngleich diese Schauernacht der Nationalismen auch diese selbst wieder in neuen und noch häßlicheren Gestalten hervorgebracht hat! Neben der neuen gibt es ja gerade heute noch eine alte, eine in doppelter Beziehung alte Jugend, die noch dieselben Lieder vom Feindeshaß und Menschenmord singen kann wie vor dem Austoben dieses Hasses und Mordens im Weltkrieg. Von ihr ist hier nicht die Rede. Sondern von jener, die in Freiburg vertreten war, um im Namen eines neuen Geschlechtes den neuen Tag des völkerverbindenden Geistes zu grüßen.

Wenn wir diese Jugend bisher von ihrer weltbejahenden, fast kindlich sorglosen Seite gesehen haben, so soll das nicht heißen, daß sie keinen Sinn hätte für den außerordentlichen *Ernst* der Kriegs- und Friedensfragen. Sie macht sich im Gegenteil die schwersten Gedanken darüber, sowohl über ihre moralische wie ihre intellektuelle Seite. Weil die neue Jugend im besten Sinn des Wortes wieder »naiv« ist, ursprünglich, neu geboren, weil sie den Staub einer Scheinzivilisation und ungesunden Tradition von ihrer Seele weggewischt hat, darum hat sie das philosophische *Staunen* wieder gelernt, das alle Dinge neu ansieht und das

Denken darüber wieder von vorn anfängt, und darum ist dieser Jugend auch das naturkindhafte *Ergriffensein* wieder gegeben, das den Alten, wegen der Kruste von Gewohnheit und Konvention über ihrer Seele, fast versagt ist. Die meisten Menschen werden sich nicht bewußt, wie beschlagnahmt ihr Denken und ihr Fühlen von der Buchweisheit von gestern und der öffentlichen Meinung von heute ist, wie gefärbt und gefälscht deshalb ihr vermeintliches eigenes Urteil sein kann. Am meisten unterliegen Intellekt und Gemüt dieser Vergewaltigung, wenn sie in Zeiten nationaler Erregung einzig und allein auf die in einem ganz bestimmten Sinn zurechtgemachte Presse als Nachrichtenquelle angewiesen sind, wenn womöglich jede ausländische Verbindung gesperrt ist. Die Erfahrungen der ersten Kriegsjahre und das spätere Erwachen sollten allen Zeitungslesern in allen Ländern in Erinnerung bleiben! Der neuen Jugend kommt – ich weiß nicht, ob aus Instinkt oder auf Verabredung – in diesem Punkte ihr Protest gegen das Alte, das Konventionelle also vor allen Dingen gegen die öffentliche Meinung, zugute, indem sie nun vermöge ihrer Gegenstellung soweit wie möglich unabhängig von der Tagesmeinung und -Stimmung bleibt.

Ein Beispiel: Als im Januar 1923 durch die Ruhrbesetzung und ihre einmütige Verurteilung durch die deutsche Presse fast das gesamte deutsche Denken einheitlich bestimmt war, schrieb ein Quickborner, Walter Dirks, in einem längeren Artikel der Zeitschrift seines Bundes folgende Worte:

»Das erste Gefühl war: sich hingeben an die Abwehrfront, sich solidarisch erklären mit der einheitlichen Kraft, die sich in ganz Deutschland gegen den Feind bildet. Ich erlebte es einmal, wie erlösend es sein kann, wenn man in einer lang überlegten Streitfrage sich schließlich zu einer Partei schlägt, wie statt des Zweifels, des Abwägens, die klare Linie in einem da ist, Programm und Aktion; aber ich spürte auch, daß einem damit die Verantwortung aus der Hand gleitet: daß man sich gleichsam blind macht [...] War ich im Begriff, dasselbe zu tun? *Ich erschrak. Was ich rede oder tue, soll frei aus meinem Innern kommen, Gott allein verantwortlich.* Anders gesagt: Was ich rede oder tue, will ich als Quickborner tun. Das gab mir bald einen gewissen Ab-

stand von der allgemeinen Abwehrströmung und ihrem sichtbarsten Sprecher: der Presse.«¹⁹¹

So versteht man es, daß diese Jugend, sich gegen die jeweils gangbare Tagesmeinung grundsätzlich immunisierend, so unbeeinflußt wie möglich eigene Wege zu gehen versucht, zumal wenn sie meint, daß die Mittel und Wege der zünftigen Politik hoffnungslos am Ende seien. In diesem Geiste ist in den Reihen vieler katholischer Jugendlicher ein den Rahmen des Gewöhnlichen heroisch sprengender Entschluß gereift: eine unmittelbare, ganz unpolitische, rein menschliche Verbrüderung mit Frankreich anzubahnen! Die Kluft zwischen Deutschland und Frankreich, so sagen sie sich, ist so groß, daß eine natürliche Brücke überhaupt nicht mehr hinüberführen kann, sondern nur eine übernatürliche! Ermannen wir uns also zu einer Tat, die vielleicht als eine, wenn auch bescheidene Nachfolge Christi betrachtet werden darf: alles, was an Haß, Verbitterung, Mißtrauen, Rachsucht zwischen uns steht, zu vergessen, und nicht nur das, nicht nur das Böse nicht mit Bösem zu vergelten, sondern so schwer es werden mag, mit Gutem, Heroischem, mit der Torheit des Kreuzes! Laßt uns in die verwüsteten Gebiete Frankreichs gehen und dort ohne Lohn mit unseren eigenen Händen wiederaufbauen, was die Wut des Krieges niedergerissen hat, und was immer noch wie eine offene eiternde Wunde den Leib und die Seele Frankreichs, ja der ganzen Welt quält. Es soll wie ein neuer Kreuzzug sein, aber keiner, in dem wir das Blut anderer vergießen, sondern unser eigenes Herzblut, unseren Stolz, unsere Ansprüche an ein bequemes Leben hingeben.

»Die Entscheidung geschieht nicht dadurch, daß wir an dem Rande und in den Vorhöfen des Christentums bleiben, und uns am Fuße und am Schatten des Berges ansiedeln, von dessen Gipfel uns Christus seine Bergpredigt hält und auf die Gipfel seiner Nachfolge einladet. Die Entscheidung geschieht dadurch, daß wir nicht als Mindestmaßchristen, sondern als Höchstmaßchristen handeln, in allen Aufgaben Christi und des christlichen Lebens und so auch in der Auf-

¹⁹¹ Walter DIRKS: Ruhrnot – Was sollen wir tun? In: Quickborn 11. Jahrgang (1923) Heft 1/2, S. 6-13.

gabe Völkerfriede und Völkerversöhnung. Die Entscheidung heißt: Ganzes Christentum [...] Nur die ganze Selbsthingabe, die ganze Torheit und Ärgerlichkeit des Kreuzes bringt Erlösung. Und wenn sich auch nur 72 zu ihr bekennen, und wenn es auch nur 12 sind, und selbst wenn es auch nur Einer wäre, fürchte dich nicht, du kleine Herde, der Vater der Menschheit gibt doch durch dich das Reich und den Frieden.«¹⁹²

»In dieser Gesinnung sollte hier ein Trupp zu einem Pfarrer gehen, der seine Kirche aufbauen will, dort zu Klosterfrauen, die Waisen- und Kinderhäuser wiederherstellen wollen, dort zu einem Bürgermeister, der wieder für eine Schule sorgen will, dort zu einem einarmigen Krüppel aus dem Kriege oder einer Kriegerwitwe, die ihre Flur wieder aus einem Höllentrichterfeld zu einem Gottesfeld machen wollen.«¹⁹³

Das Ergebnis dieser Aktion läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen. Man muß fürchten, daß es an äußeren Schwierigkeiten scheitert, z.B. an der Verweigerung der Ausreise- und Einreisepässe durch die beiden in Betracht kommenden Regierungen, aber die Tatsache, daß der Aufruf aus Christenherzen geboren wurde und bei Hunderten die geforderte Bereitschaft zu heldenmütiger Nachfolge Christi wirklich geweckt hat, ist ein Beweis für die ungeschwächte Kraft, die aus der Bergpredigt heute noch quillt und für das Vorhandensein einer Höhenluft, die uns über die Niederungen der mit bloßem Erden- ja Höllenzwits arbeitenden politischen Methoden trösten und hinwegheben kann! Es ist kein Kinderkreuzzug, was diese Jugend plant! Es sind starke junge Männer im wehrfähigen Alter, die sich zu diesem Werke gemeldet haben. Im »Pfungstfeuer« wurden zwei der Bereitschaftserklärungen mitgeteilt. Aus Oberschlesien:

»Die Mühen sind groß, denen wir entgegengehen, wenn der Plan reift, und es ist leichter, von Arbeit (und die wird doch übergroß sein) zu schreiben, als sie zu leisten. Das ist eine Sache, die mancher Idealist zu leicht nimmt. Ich selbst glaube ihr gewachsen zu sein, denn ich

¹⁹² Aus der Monatsschrift ›Vom frohen Leben‹ 2. Jahrgang (1922) Heft 11, S. 232.

¹⁹³ a.a.O. S. 239.

arbeite als Werkstudent nun schon seit zwei Jahren unter und über der Erde in den Großbetrieben Oberschlesiens«.

Aus Mittelschlesien:

»Auf den erlassenen Aufruf stelle ich hiermit meine durch Gottes Gnade geschenkte Jugend und Kraft Gott und seinem Werk zur Verfügung. Ich bin 18 Jahre alt, kräftig und gesund, allerdings kein Handarbeiter, aber es wird bestimmt gehen. Die Landarbeit ist mir bekannt, da ich als Junge im Kriege mehrere Sommer auf dem Lande war und gerne gearbeitet habe. Ich habe zwar eine feine Stellung, gebe sie aber um der Liebe Christi willen gerne auf.«

Lägen solche Beweise evangelischer Liebe einige Jahrhunderte zurück, sie stünden heute in allen Predigt-Exempelbüchern! Das wollen die bedenken, die über sie als unpatriotische Verirrungen zu lächeln oder gar zu knirschen geneigt sind. Marc Sangnier hat diese und andere Dokumente deutschen Edelmuten in langer, heißumstrittener Rede vor der französischen Deputiertenkammer ausgebreitet, viel Hohn und Spott gefunden bei den Chauvinisten, aber auch viel Haß und Blindheit im ganzen Lande weggewischt, weil immer noch die Niedrigkeit der Welt vor der Hoheit Christi letzten Endes kapitulieren mußte. Die deutschen Jünglinge aber, die den nur in der Gnade möglichen Schritt aus der Welt des Hasses und des Krieges in die Welt der Liebe und des Friedens taten, sind nicht nur edelste Christen, sondern auch edelste Patrioten, weil sie zur Ehre ihres Vaterlandes feurige Kohlen auf das Haupt Frankreichs gesammelt haben!

Das Ringen der neuen katholischen Jugend nach Klarheit, Reinheit und Ganzheit ist damit nicht beendet. Viele unter ihnen fragen weiter, tiefer, dringlicher. Wie steht's nicht allein mit diesem oder jenem konkreten Kriege und dem Maße von Verantwortung, das er uns auferlegt, sondern wie steht's mit dem Kriege als einem metaphysischen und moralischen Geschehen überhaupt? Kann er vor einer tieferen Gerechtigkeit jemals gut sein? Wenn nein, warum spielen dann immer noch Menschen, denen wir auf Grund des vierten Gebotes Verehrung und Liebe schulden, so leichtfertig mit ihm? Wenn ja, nach welchen Regeln des Evan-

geliums wird dieses Ja dann begründet, und wo ist dann die Grenze für die Erlaubtheit und für unser Mitmachendürfen? Im »Pfingstfeuer« wirft *Franz Kloidt* im Namen vieler seiner katholischen Kommilitonen »Eine große Frage« vor uns hin, eben, die Frage nach der Erlaubtheit des Krieges, die viele im tiefsten Gewissen wahrhaft beunruhigt. »Waffenkampf« heißt es da, »zwischen Städten oder Ländern desselben Staates ist heute unmoralisch, weil Landfriedensbruch, Krieg als ultima ratio gibt es da nicht. Warum ist nicht auch *Weltfriedensbruch* unmoralisch? Kann er noch als ultima ratio gelten?« Der Artikel schließt mit den Sätzen:

»Unsere Sache ist es, den Grund der Dinge zu begreifen, soweit die Urweisheit es zuläßt. Dann werden wir auch später im politischen Leben unseren Mann stellen. Hier ist eine Grundfrage. Nicht nur, daß mit einer klaren Beantwortung den politischen Konflikten vieler geholfen ist, nicht nur, daß auch jene eine klare Linie finden, die überall und immer wieder auf diese ungelösten Fragen gestoßen sind; nicht nur, daß unsere gesamte Einstellung auf die Fragen des Völkischen, Überstaatlichen und Allgemeinpolitischen, (was wäre für eine Breche geschlagen in die ›doppelte Moral(!)‹) eine Lichtquelle fände, in der sie sich klar und einfach einander zuordnen könnten ... auch unsere Scheidung der Geister *innerhalb* des Katholizismus hörte zum wichtigsten Teil auf und würde eine solche zwischen Katholiken und Nichtkatholiken werden. Wer hilft uns zum Licht?«¹⁹⁴

In den Kreisen der katholischen Jugendbewegung sind es zwei Instanzen, die, wie bei allen Fragen, so auch bei dieser, immer wieder angerufen werden: die Natur und Jesus Christus. Es liegt in dieser Jugend ein wirklich starker Drang: zurück zur Natur und natürlichen Lebensweise, zum innig frohen Verkehr mit der Natur, und zurück zu Christus, dem über die Natur erhabenen, sie zum Teil beschneidenden und dadurch sie veredelnden und beherrschenden Meister. Mit den Augen der Naturkinder und der Gotteskinder, der Christusgeschwister, betrachten diese neuen Menschen darum auch die Fragen über Krieg und Frieden. Was

¹⁹⁴ Franz KLOIDT: Eine große Frage. In: Pfingstfeuer II. Jahrgang, 2. Heft.

sagen also Natur und Christus zum Krieg, zum Zerfleischen der Artgenossen und Christusgenossen untereinander? Zu den Trümmern, die dieses planmäßige mit kalter Berechnung vorbereitete eingeübte, von vielen herbeigesehnte, leidenschaftlich besungene Aufeinanderlosgehen in Natur und Christentum hinterläßt? Ist das noch Natur? Noch Christentum? Mit der der Jugend eigenen Unbedingtheit, Raschheit und Ursprünglichkeit der Empfindung antwortet ein großer Teil von ihr mit einem klaren, schneidenden Nein! Und sofort folgt die zweite Frage: Dürfen wir da also mitmachen? Und als Antwort wiederum ein scharfes Nein!

Wie man sich auch zu dieser radikalen Lösung stellen mag: sie ist da! Wir haben heute auch auf katholischer Seite einen Jungpazifismus radikalster Observanz! In Gesprächen von Freund zu Freund, von Freund zu Feind, in Rede und in Schriften wird er ausgesprochen und als Parole ausgerufen. Weitere Verbreitung gefunden hat ein in der Monatsschrift »Vom frohen Leben« erschienener und als Sonderabdruck herausgegebener Aufsatz »Der Sieg des Pazifismus«.¹⁹⁵ Er beginnt mit folgenden Sätzen:

»Der Weltkrieg war nicht umsonst – die 10 Millionen junger, herrlichen Menschen sind nicht umsonst gestorben und die vielen Millionen nicht umsonst zu Krüppeln geworden und die Tränen der Witwen und Waisen nicht umsonst geflossen. Der denkenden und fühlenden Menschheit sind jetzt die Augen aufgegangen über den modernen Krieg – sie weiß jetzt, daß der moderne Krieg Fleisch und Bein vom Fleisch und Bein Satans ist und daß Kriegführen statt bei Christus beim Teufel Hilfe suchen heißt. – Durch Billionenelend an Wunden, Blut, Tod, Gräbern, Krüppeln, vernichteter Gesundheit und Sittlichkeit, sittlicher und wirtschaftlicher Verwahrlosung und Hoffnungslosigkeit, hat der als Segen gepriesene Krieg sich selbst entlarvt und widerlegt, und hat Gott sich durchgesetzt in der Erkenntnis der Menschen und hat sich das Reich Gottes um einen großen Schritt in der Menschheit verwirklicht. Der Pazifismus d. i. die große grund-

¹⁹⁵ E. GOTTSCHALK: Der Sieg des Pazifismus. In: Vom frohen Leben. Nr. 2 (1922/23), S. 154-161.

sätzliche und tatsächliche Friedfertigkeit aus Menschlichkeit und aus Christentum, die Gegnerschaft gegen rohe Waffengewaltanwendung in der Auseinandersetzung der Völker und die Anhängerschaft der Gewaltlosigkeit und der Abwehr durch passive Resistenz, d.i. leidend untätigen Widerstand, ist groß geworden, und die Schar der Pazifisten, der Friedfertigen, die Christus – beati pacifici – selig pries, ist groß geworden. Und gerade in dem deutschen Volke in einer Zeit, da es die härteste Feuerprobe für seinen Pazifismus, seine Friedfertigkeit und sein Bekenntnis zu dem Abwehnmittel der Gewaltlosigkeit bestehen muß.

Der *Sieg des Pazifismus* steht vor den blutbespritzten Toren der Menschheit, der Sieg in der Höhenlage der Menschheit, in den Geistigen, in den endlich nach Raubtier und Heidentum Mensch und Christ Gewordenen, die Absage an das Mittel roher Waffengewalt, nicht der falsche, diplomatische, scheinheilig gefährliche und kriegslüsterne Pazifismus aus Ohnmacht und Unmöglichkeit, sondern der innerliche Pazifismus aus sittlichem Grundsatz, aus Menschentum und Christentum.«

Es wird dann ausgeführt, daß der moderne Krieg sowohl vom Standpunkt des Naturgesetzes wie auch des Christentums unsittlich sei. »*Naturgesetzlich* unsittlich ist alles das, was unsinnig oder widersinnig ist. Die naturgesetzliche Unsittlichkeit besteht in dem Gegensatz zu dem Sinn und Zweck der Dinge, im Gegensatz zu dem, was unsere sittliche Vernunft, das Gewissen, sagt über Bestimmung und Gebrauch der Dinge.« Dann wird gezeigt, wie der moderne Krieg in seinen Ursachen, besonders aber seinen Wirkungen der sittlichen Vernunft im höchsten Grade widerspreche:

»Nie ist ein sogenannter Prozeßbauer, der um eines alten Zaunpfahles willen seinen ganzen Hof verprozeßt, so verrannt wie diese Prozeßregierungen, d.h. kriegführenden Regierungen. Nach allen Regeln eines gesunden und nicht verführten, verblödeten, verhetzten und sittlich unzurechnungsfähigen Denkens muß das Allruinmittel des modernen Krieges unsittlich sein.«

»*Unchristlich* aber ist jeder Krieg, ist der Krieg überhaupt, wohlge-
merkt, wenn unter Christentum nicht ein Pflicht- und Mindestmaß,
sondern ein Kann- und Meistmaß verstanden wird, nicht Anfang und
Rand und Abmarkten, sondern ein ganzes vorbehaltloses Hingeben
an den Geist Christi und an die ganze Verwirklichung seines Bei-
spiels.«

Damit soll nicht geleugnet werden, »daß es auch heilige und gerechte
Kriege gegeben« habe, z.B. die Türkenkriege, wengleich auch hier eine
andere Waffe dem Geiste Christi angemessener gewesen sein würde. Be-
sonderer Nachdruck wird auf den Nachweis gelegt, daß die moderne
Art des Krieges, selbst wenn die Möglichkeit gerechter *Ursachen* zugege-
ben werde, den modernen Krieg als Ganzes doch unsittlich mache: »Kein
Gebot Gottes bleibt übrig, alle hebt der Krieg auf, alle ohne Ausnahme
werden als abgeschafft erklärt und der Not geopfert.« Nun kommt die
Folgerung: »Wenn der moderne Krieg so ohne Maßen unsittlich und un-
christlich ist, gibt es nur eine ganz einfache und ganz selbstverständliche
Folgerung und Forderung und die heißt *Kriegsdienstverweigerung*.«

»Keine Obrigkeit hat Gewalt und Recht, zu einem solchen Mittel zu
verpflichten. Sie hat trotz der Vergötterung der Staatsgewalt, die ein
Christ nicht treiben darf, nur insoweit recht, als sie recht und erlaubt
vorschreibt. Ihr und ihrem widergöttlichen, widerchristlichen
Kriegswillen steht die Kriegsweigerung entgegen, kraft des Gottes-
wortes: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Und das
Wort, daß auch der bösen Herrschaft Gehorsam gebührt, schließt
nicht ein, daß auch im Bösen gehorcht werden müsse, wie es der mo-
derne Krieg ist.«

Diese Gedanken unterscheiden sich sowohl von den Grundsätzen der
Quäker wie denen der Jungpazifisten außerhalb der Kirche. Die Quäker
und andere sich auf das Evangelium berufenden Kriegsdienstverweige-
rer verwerfen grundsätzlich *jede Art* von Krieg, ja jede bewaffnete Ge-
genwehr. Die jungen Katholiken dagegen unterscheiden zwischen ge-
rechtem und ungerechtem Krieg, wengleich bei ihren bisherigen Kund-
gebungen die genauen Regeln fehlen, nach denen diese Unterscheidung

zu machen ist. Von vielen nicht katholischen Jungpazifisten aber trennt sie die *Motivierung* der Kriegsdienstverweigerung. Wenn ein junger Mensch sich weigert, in den Krieg zu ziehen, so braucht er darum sittlich noch um keinen Zoll höher zu stehen als seine Altersgenossen, die ohne Besinnen dem Ruf zu den Waffen folgen, ja er kann erheblich minderwertiger sein als sie. Und das mag nicht selten vorkommen. Es gibt einen blutleeren, unlebendigen, unmännlichen Pazifismus, ohne jede Kraft und Größe, einen Muß-Pazifismus aus Schwäche, aus körperlicher Untüchtigkeit, einen Scheinpazifismus aus Feigheit! Deren Vertreter sind sicher alles andere als achtbare Gestalten, und es muß sehr zu denken geben, wenn ein Jugendlicher aus dem anderen Lager, *Max Bondy*, erklärt:

»Ich habe noch keinen Pazifisten gefunden, dessen Pazifismus von solch innerer Schönheit und Notwendigkeit gewesen wäre wie etwa die militärische Auffassung einzelner, weniger Menschen, für die der Kriegszustand unter bestimmten Umständen innere, selbstverständliche, wenn auch tragische Notwendigkeit ist.«

Solche Beobachtungen wollen ernst genommen werden! Sie legen innere und äußere Verpflichtungen auf. Äußerlich muß ein Pazifismus, der nicht zum blutlosen Intellektualismus und zum schwachen, feigen Quietismus und zum genußsüchtigen Epikureismus werden will, großes Gewicht legen auf *körperliche Ertüchtigung und Zucht*, auf Ausbildung und Erprobung der leiblich-seelischen Leistungsfähigkeit durch turnerische und sportliche Betätigung. Mehr noch aber gehört eine *innere* Reinigung und Vertiefung zur Kriegsgegnerschaft: eine durch keine dunklen oder seichten Unterströmungen getrübe Leidenschaft für die Gerechtigkeit! Solange die Kriegsgegnerschaft noch nicht allgemein ist, solange sie sich also noch in der Opposition gegen herrschende Anschauungen und Gewohnheiten befindet, wird die praktische Kriegsdienstverweigerung im allgemeinen nur dann echt und wertvoll sein, wenn sie das Ergebnis eines ernstesten, schweren Kampfes mit sich selbst ist, wie etwa die Keuschheit oder der Gehorsam.

Was uns an kriegsgegnersischen Kundgebungen von der katholischen Jugendbewegung bisher vorliegt, ist durchaus religiös-sittlich motiviert.

Die entscheidende Rolle spielt der Geist des Evangeliums, der ja alles andere ist als Schwäche und Weichlichkeit, vielmehr eine ganz starke Opferkraft voraussetzt oder fordert. Im Negativen ist es die Überzeugung von der Verwerflichkeit des ganzen modernen Kriegsbetriebes mit seinen sündigen Urgründen, Haß, Habsucht, Rache, mit seinen kapitalistischen und imperialistischen Interessen, seinen brutalen Methoden, seinen grauerregenden Folgen, was die Gegnerschaft hervorruft. In moraltheologischer Formulierung ist es neben der absoluten Zweifelhaf- tigkeit der gerechten Ursache (*causa justa*) und der rechten Absicht (*intentio recta*) – daß das Gute gefördert und das Böse verhütet werde – *das Fehlen des ›debitus modus‹*, der von Suarez und Bellarmin hinzugefügten 4. Bedingung für die Erlaubtheit des Krieges: »daß auch die Kriegfüh- rung selbst sich in den gebührenden Schranken der Gerechtigkeit und Liebe halte.«¹⁹⁶

Ihre Überzeugung über den Krieg hat die katholische Jugend nicht aus der kirchlichen Lehrverkündigung oder gar aus moral-theologi- schen Büchern geschöpft, sondern aus der Natur, aus ihrem Herzen und aus dem Herzen Jesu. Aber nachdem die Überzeugung von der Natur- und Christuswidrigkeit des modernen Krieges einmal da ist, suchen diese jungen Christen mit ganzer Seele eine Stütze für ihre Stellung an der Autorität ihrer Kirche. »Wir hoffen auf die Überwindung des Krie- ges durch die Kirche, und wenn sie diese Hoffnung in zweitausend Jah- ren noch nicht erfüllt hat, hoffen wir noch immer und klopfen wie der ungestüme Freund im Evangelium an ihre Tore, bis sie sie erfüllt.«¹⁹⁷ Es hat etwas Ergreifendes, dieses Pochen junger Christen an die Tore ihrer Kirche, aus Liebe zum Frieden, aus Liebe zum Menschen und aus Liebe zu Christus. So wie gläubige Katholiken mit frommer Ungeduld auf die Definition eines Dogmas warten, das längst dem Glaubensbewußtsein ihrer Kirche angehört, so und noch inbrünstiger, noch banger warten da zahlreiche Katholiken auf die Formulierung der Moral über den Krieg, auf ein *entscheidendes* Wort über seine furchtbare Unmoral! Wie gute Kin- der ihre Mutter gegen Mißverständnisse und Angriffe verteidigen, so

¹⁹⁶ Viktor CATHREIN S.J.: *Moralphilosophie II*, S. 744.

¹⁹⁷ Aus der Monatsschrift ›Vom frohen Leben‹ 2. Jahrgang (1922), Heft 6. [evtl. v. H.Stein; ThN.].

nehmen sie ihre Kirche in Schutz, wenn man ärgerlich fragt, warum sie in der Vergangenheit nicht mehr gegen den Krieg getan habe.

»Was ist die Geschichte der Kirche? Nichts anderes als der schwere Gang und weite Weg Christi und sein Mühen, sich und seinen Geist in der Kirche und durch die Kirche in der Menschheit fortzusetzen, gegen Fleisch und Blut der Ungeistigkeit und gegen Welt und Satan. Trotz aller Schritte, trotz der kleinen Spannen des Gottesfriedens, die sie im Mittelalter ausrief, hat Christus in der Kirche noch nicht den großen grundsätzlichen Schritt gegen allen Krieg und zu dem allgemeinen Gottesfrieden zu tun vermocht (weil die Menschen nicht wollten). Aber jetzt nach der großen übergrausigen Selbstwiderlegung des Krieges und seiner Propheten durch den Weltkrieg, jetzt scheint die Zeit gekommen, da Christus den Petrus ansieht und die Hähne krähen und ihn zum Bekenntnis und Einstehen für den Geist Christi mahnen [...] Und wie Benedikt aufstand im Namen des Friedensfürsten Christus, so steht Pius auf und ruft gegen die Kriege, ruft für den Frieden.«¹⁹⁸

Mehr lehrhaft drückt den Gedanken der vielerwähnte Aufsatz »Der Sieg des Pazifismus« aus:

»Wer von der Kirche die Einstellung zum Kriege verlangt, wie wir sie heute verlangen, beweist, daß er von dem göttlich-menschlichen Wesen der Kirche keine Vorstellung hat, und daß er nicht organisch sehen kann, d.h. dem Wachstum der Kirche nicht folgen kann. Die Kirche bestand auf der christlichen Forderung der persönlichen Feindesliebe; von den Barbaren und barbarischen Zeiten schon die völkische Feindesliebe in Verbindung mit der Form der dulddenden, gewaltlosen Abwehr zu fordern, wäre eine noch natürlich-übernatürliche Unmöglichkeit und deshalb verfrüht gewesen. Die Ablehnung des Krieges durch die Kirche gehört zu den Dingen, von denen Christus sagte: ›Noch vieles hätte ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.‹ Heute ist die Zeit dafür da, die Frucht ist reif. Die

¹⁹⁸ [H. STEIN,] ebd.

Verwerfung des Krieges ist nicht ein Widerspruch zur Geschichte der Kirche, sondern ihr Ergebnis. Und wie die Grundlegung dieses Ergebnisses durch Christus geschah, so finden sich die Ansätze zur Entfaltung die ganze Kirchengeschichte hindurch, von Christus über Augustin und Franz von Assisi bis heute, in dem Kriegsdienstverbot für die Priester, wie in der Treuga Dei, dem Gottesfrieden des kirchlichen Mittelalters. Die endliche Ausreifung des Pazifismus, die Verwerfung des Krieges und die Erklärung der kriegslosen Abwehr ist ebensovienig gegen die Tradition wie die Stellung der Kirche zur Sklaverei und Leibeigenschaft, das Dogma der Unbefleckten Empfängnis und der Unfehlbarkeit des Papstes. Nur wem das Wunder der Kirche und ihrer ewigen Lebendigkeit aus Christus als einer sich gegen menschliche und geschichtliche Hemmungen durchsetzenden Gottestat nicht aufgegangen ist, kann in Unruhe geraten, nicht aber der, der an Christus und seine Kirche glaubt.«

Schon ist Benedikt in einer Weise gegen den Krieg und für seine systematische Ueberwindung eingetreten, daß eine der angesehensten katholischen Zeitschriften in einem Rückblick auf sein Wirken schreiben konnte: »Benedikt XV. war überzeugter Pazifist«. Sein Nachfolger, Pius XI. hat erklärt, daß er in allem den Geist und die Bemühungen seines Vorgängers sich zu eigen mache. Seine Losung ist »*Pax Christi in regno Christi*«. Seine erste große Enzyklika am Weihnachtsfest 1922 »*Ubi arcano*« war eine Friedensenzyklika. Sie ist in der Hauptsache eine von hoher Warte gesehene Darlegung der Zeitübel, als deren entferntere Quelle der Unglaube und der Ungehorsam gegen die göttlichen Gebote, als deren nähere aber der Krieg bezeichnet wird. Der Papst erinnert an das Jakobuswort: »Woher kommen Kriege und Streitigkeiten unter euch? Nicht aus euren Begierden?« Ein Sündenkind ist demnach der Krieg, nicht ein in Ehren gezeugtes.

»Gerade diesen untergeordneten Begierden, die so gern sich in den Deckmantel der Vaterlandsliebe und der Sorge für das öffentliche Wohl hüllen, ist es zuzuschreiben, wenn von Zeit zu Zeit unter den Völkern erbitterte Kämpfe entstehen. Ob auch gleich diese Liebe eine reiche Quelle von Tugenden und Heldentaten sein kann, wenn sie Christi

Gesetz zur Norm hat, (wann und wo ist das heute der Fall?) so wird sie doch zum Anlaß schreienden Unrechts, wenn sie die Grenzen überschreitet und in maßlosen Nationalismus ausartet.«

Die für die Begründung der politischen Friedenspflicht durchschlagendste Erklärung des Papstes ist ganz wie bei Benedikt XV. die Betonung der »allgemeinen Verpflichtung, daß das ganze menschliche Tun, das private wie das öffentliche, das persönliche wie das gesellschaftliche, mit dem göttlichen Gesetz in Einklang stehe«, und daß es »für die Regierungen und die Völker heilige Pflicht sei, in ihrem politischen Leben nach Innen und nach Außen der Lehre Christi als Wegweiser zu folgen«, eine abermalige Ablehnung der weitverbreiteten Theorie und Praxis, daß im politischen Leben eine andere Moral gelten dürfe und müsse als das Evangelium Christi. Mit diesem Evangelium in der Hand, mit seinem Geist im Herzen einen der heute allein in Betracht kommenden Vernichtungskriege anzuzetteln, dürfte äußerst schwer sein!

Zu der Frage des Völkerbundes äußert sich die Enzyklika im Unterschied zu der Benedikts nicht unmittelbar. Sie enthält aber einen deutlichen Hinweis auf die Notwendigkeit einer politischen Weltorganisation an der Stelle, wo von den Voraussetzungen des wahren Friedens die Rede ist. Eine doppelte Vorbedingung nennt der Papst: die Herstellung einer zweckmäßig geordneten menschlichen Gesellschaft (*hominum recte instituta communitate*) und die Freiheit der Kirche zur ungehemmten Durchführung ihrer sittlich-religiösen Mission. Die Herstellung einer weltumfassenden Rechtsorganisation ist Aufgabe des Völkerrechtes. In der Gegenwart liegt es schwer darnieder. Es gibt (heute) keine menschliche Instanz, sagt der Papst,

»die alle Völker auf ein internationales, zeitgemäßes Gesetzbuch verpflichten könnte, wie es im Mittelalter bei der christlichen Völkerfamilie, dem wahren Völkerbunde, der Fall war [...] Es existiert aber jetzt noch ein göttliches Institut, das die Heiligkeit des Völkerrechtes schützen kann, ein Institut, das allen Nationen angehört und doch alle Nationen überragt, das ausgestattet ist mit der höchsten Autorität und ehrwürdig ist durch die Fülle seiner Lehrgewalt: die Kirche

Christi. Sie allein zeigt sich auf der Höhe dieser bedeutsamen Aufgabe, dank ihrer jahrhundertelangen, glänzenden Geschichte.«

Auf die Kirche mit dem Papsttum an der Spitze, richten sich deshalb die hoffnungsvollen Blicke aller Friedensfreunde. Was Benedikt XV. und Pius XI. bis jetzt zur Herbeiführung besserer weltpolitischer Zustände und eines sich daraus ergebenden dauernden Weltfriedens getan haben, war ein Anfang. Pius hat die Friedensfahne, die der müden Hand Benedikts entsunken war, – »ich opfere mein Leben für die Befriedung der Welt« hatte er sterbend gesagt – aufgenommen, und erklärt: »Mein Lebenswerk ist das Friedenswerk«¹⁹⁹ Mit großen Erwartungen darf die Welt deshalb dem *vatikanischen Konzil* entgegensehen, das bald wieder eröffnet werden soll. Wenn schon vor dem ersten Zusammentreten der großen Kirchenversammlung englische Protestanten an den neunten Pius herantraten, um die mächtigste moralische Autorität der Welt zum Schutze des erschütterten Völkerrechtes zu Hilfe zu rufen,²⁰⁰ wie sehnstuchtsvoll muß dann die heutige Generation, die durch den entsetzlichen Weltkrieg hindurchgegangen und immer noch nicht zur Ruhe gekommen ist, auf den elften Pius blicken, um von ihm und seinen Beratern ein apostolisches Machtwort gegen eine Wiederholung dieser Greuel zu vernehmen! Das Kriegsrecht gehört ja zu jenen Grenzgebieten, auf denen sowohl der Staat wie die Kirche ihre Rechte haben. Die Kirche ist hier insofern zuständig und verantwortlich, als Kriegserklärung, Kriegsdienst, Kriegsführung und Kriegsabschluß aufs engste mit dem moralischen Leben verknüpft sind. Nicht nur Laien, sondern auch eine

¹⁹⁹ So in einer Audienz, die der Hl. Vater der französischen Friedensvorkämpferin Madame MALATERRE gab; von ihr erzählt auf dem Freiburger Kongreß.

²⁰⁰ Veranlaßt durch die englische Kolonialpolitik in Indien schrieben damals englische Protestanten an Papst Pius IX. »Wir bitten Eure Heiligkeit neuerdings das göttliche Sittengesetz und seine Grundsätze zu erklären, sei es durch eigene Machtvollkommenheit, sei es anlässlich des Konzils, damit diese Proklamation ein Führer werde für die Haltung unserer katholischen Landsleute und zugleich ein Lichtstrahl für die ganze Welt.« Englische Katholiken brachten dasselbe Anliegen vor. Viel beachtet wurde ein Brief des schottischen Politikers Urquart, bekannt unter dem Namen: »Appell eines Protestanten an den Papst zwecks Wiederherstellung des Völkerrechtes«, vgl. Dr. J. MÜLLER, Vortrag auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft, Münster am 25. September 1923, abgedruckt in der literarischen Beilage der Augsburger Postzeitung 1923, Nr. 42 und 43.

große Zahl von Bischöfen, suchten schon vor 50 Jahren das vatikanische Konzil zu einer autoritativen Entscheidung über diese Frage zu bewegen. Die Bischöfe der armenischen Kirche baten Pius IX, »das Konzil möge die Bedingungen für einen gerechten Krieg nach den Regeln des allenthalben mit Füßen getretenen kanonischen Rechtes promulgieren«. ²⁰¹ Ein ähnlicher Antrag war von 40 anderen Konzilsvätern eingebracht worden. Der Abbruch der Kirchenversammlung hat damals die Verhandlungen dieses wichtigen Gegenstandes verhindert.

Heute ist die Frage um vieles brennender geworden. Nicht nur die im August 1914 ausgebrochene zynische Gewaltherrschaft über alle Rechtsherrschaft und die durch die Produktion von Giftwaffen immer noch fortschreitende Barbarisierung der Kriegsmethoden schreien nach einem kirchlichen Veto, sondern auch die Unruhe und Unsicherheit der Gewissen dem ganzen Kriegsproblem gegenüber drängen nach lehr- und hirtenamtlicher Klärung. Immer noch hat die kirchliche Autorität dann gesprochen, wenn bestimmte Wahrheiten vergessen oder verdunkelt waren oder auch wenn sie so ins Licht getreten waren, daß ihre Formulierung nur noch einen feierlichen Abschluß bildete. Das 5. Heft der »Schriften zur deutschen Politik«, »Päpstliche Enzykliken und ihre Stellung zur Politik«, zitiert ²⁰² die Auslassung eines »hohen vatikanischen Prälaten«:

»Die gegenwärtige Lage der Kirche verlangt nicht *dogmatische* Definitionen, und die Fragen, die heute auf dem Gebiete der Religion erörtert werden, Fragen der Wissenschaft und des gesellschaftlichen Lebens, sind nicht rein theologische Fragen. Das katholische Credo hat seine volle Entfaltung und Ausstrahlung ins öffentliche Leben gewonnen vom Konzil von Nizäa bis zum Konzil von Trient und bis zum Vatikanum. *Die gegenwärtige Aktion des Papsttums muß notwendig zum vornehmsten Objekt nehmen die Unterweisungen in den Grundwahrheiten der sozialen bürgerlichen und politischen Ordnung, d.h. der politisch-religiösen Ordnung.*«

²⁰¹ Von D. Dr. Ludwig BAUR und D. Dr. Karl RIDER, Freiburg 1923, S. 54. [= L. BAUR / K. RIDER: *Päpstliche Enzykliken und ihre Stellung zur Politik, Freiburg im Breisgau 1923; ThN.*]

²⁰² Acta et decreta conciliorum recentiorum (Collectio Lacensis) VII., S. 861ff.

Das Kriegs- und Friedensproblem gehört zu dieser Ordnung, und das Papsttum ist berufen, zu seiner Lösung entscheidend mitzuwirken. Was Franziskus de Victoria im 16. Jahrhundert schrieb, gilt ohne Einschränkung heute noch:

»Der Papst hat eine zeitliche Macht in Hinordnung auf das Geistliche, wenn es nämlich zur Verwaltung geistlicher Dinge nötig ist. Das ist einstimmige Lehre. Aus diesem Grunde kann der Papst bürgerliche Gesetze, die den Nährboden von Sünden bilden, zerbrechen, wie er die Gesetze über die Verjährung bei ›mala fide‹ zerbrochen hat. Und aus diesem selben Grunde kann er über Fürsten, die sich über ein Herrschaftsrecht streiten und in Kriege stürzen, Richter sein, die Rechte beider Parteien untersuchen und ein Urteil fällen, das die Fürsten anzunehmen gehalten sind, damit nicht so viel. Übel geistlicher Art entstehen, wie sie aus einem Kriege unter christlichen Fürsten mit Notwendigkeit entstehen müssen« (Franziskus de Victoria: De Indis).

Die Voraussetzung Vittorias mag sein, daß es sich um katholische Fürsten handelt, allein mutatis mutandis gilt seine Ansicht auch von katholischen Staatsbürgern, die in derartige Konflikte verwickelt sind. Auch Suarez lehrt, der Papst hätte mit Rücksicht auf die geistigen Interessen das Recht, *die causa belli an sich zu ziehen und ein verbindliches Urteil darüber zu fällen*. »Das ist es«, schreibt er, »was Soto (ad Rom. 12) sagen läßt, ein Krieg unter christlichen Fürsten sei sehr selten gerecht, weil ihnen zur Beilegung ihrer Streitfälle andere Mittel zur Verfügung stünden.« (De bello) – Der Kanonist Lupus († 1496) erklärt: »Ich zweifle nicht, daß der Papst durch Strafen und Zensuren jeden Krieg verbieten kann, bis ihm die Rechtmäßigkeit bewiesen worden ist.«²⁰³

Eine englische Arbeiterzeitung brachte vor einiger Zeit die Nachricht, der Papst werde in zwei Jahren, (gemeint war wohl die Zeit des bevorstehenden Konzils), den Katholiken die Beteiligung am Kriege verbieten – eine sicher aus der Luft gegriffene Nachricht, vielleicht dazu bestimmt, einen Fühler auszustrecken und einen Meinungs austausch in der Presse

²⁰³ LUPUS: De bello et bellatoribus.

darüber hervorzurufen. Aber vielen Katholiken, denen die Unsittlichkeit der modernen Kriege schwer auf der Seele lastet, haben bei dem bloßen Gedanken an ein solches Machtwort des Statthalters Christi die Augen geleuchtet! Das Duell, der Kampf *zweier* Menschen mit tödlichen Waffen, ist unter Strafe der Exkommunikation verboten, ja sogar die Mensur, bei der ein tödlicher Ausgang ausgeschlossen ist. Der Exkommunikation verfallen sogar alle irgendwie daran Beteiligten, *mögen sie auch nur als Zuschauer oder Arzt* dem Waffengang mit Absicht beiwohnen. Gewiß ist der Unterschied zwischen dem Zweikampf und dem Millionenkampf der, daß der Zweikampf auf beiden Seiten sicher ungerecht ist, und darum seine moralische Verwerflichkeit unbedingt feststeht. Beim kriegerischen Millionenkampf kann auf *einer* Seite der streitenden Parteien für die Gerechtigkeit gekämpft werden, weshalb *dieser* Partei aus *diesem* Grunde der Kampf nicht verboten werden kann. Ungerecht ist ein Krieg aber auch dann, wenn die rechte Absicht und die rechte Art der Kriegsführung fehlen, wenn das Gute nicht gefördert, das Böse nicht vermieden wird und die Kriegsführung die Schranken der Gerechtigkeit und Liebe überschreitet. Papst und Konzil mögen unter dem Beistand des Heiligen Geistes entscheiden, ob ein moderner Krieg solche Bedingungen noch erfüllen kann und ob es ihnen möglich ist, durch einen alle Katholiken bindenden Ausspruch des kirchlichen Lehr- und Hirtenamtes zunächst die Katholiken und durch sie auch die Welt vom Alldruck und vom Ärgernis der Selbstzerfleischung zu befreien!

V. Vaterlandsliebe

Das Widerstreben gegen die prinzipiellen und systematischen Friedensbestrebungen beruht keineswegs vorwiegend auf Verstandesgründen, sondern auf Gefühlsgründen. Man kann diese oder jene Form des Pazifismus auch verstandesmäßig ablehnen, aber man kann nicht das Ideal des Weltfriedens als solches bekämpfen, ohne mit Vernunft und Religion in Widerspruch zu geraten. Dennoch bleibt oft ein Rest von innerem Widerstreben, und dieser Rest sitzt im Gefühl. Es kann eine gefühlsmäßige Lust am Streit sein und zwar am kriegerischen Streit – denn einen anderen verneint der Pazifismus nicht – es kann aber auch ein weit edleres Gefühl sein: die Liebe zu dem, wovon man glaubt, es müsse dem Weltfriedensinteresse geopfert oder wenigstens nachgeordnet werden: zum Vaterland! Im Namen der Vaterlandsliebe wird die Friedensliebe abgelehnt. »Auch ich bin für den Frieden, solange mein Vaterland dabei gut fährt, aber wenn ich finde, daß die vaterländischen Interessen den Krieg verlangen, dann bin ich nicht gewillt, diese Interessen zugunsten eines anderen Volkes oder gar des nebelhaften Gebildes Menschheit preiszugeben! Außerdem steht die Vaterlandsliebe höher als die allgemeine Menschheitsliebe!«

Das ist bei der Mehrzahl aller Menschen die laute oder leise Rebellion des Gefühles gegen die Predigt des Pazifismus. Es soll hier nicht abermals nachgewiesen werden, daß der Text dieser Predigt nicht lautet: »Friede um jeden Preis«, sondern: »Recht um jeden Preis« – der Gefühlsprotest würde dadurch ja auch keineswegs zum Schweigen kommen – es soll vielmehr das hier zugrunde liegende Gefühl in seinem Kern anerkannt und geehrt werden, aber es soll auch gereinigt, erweitert und vertieft werden, sodaß es vor Vernunft und Religion bestehen und einem höheren Ziel dienstbar gemacht werden kann.

Die Liebe zum Vaterland ist allgemein verbreitet. Allein trotz oder auch wegen ihrer Allgemeinheit ist sowohl ihr Wesen wie ihr Wert recht

zweifelhaft. Schon der *Begriff Vaterland* ist problematisch. Sprachlich ist es das Land des Vaters, faktisch betrachtet nennt mancher etwas anderes als sein Vaterland. Ist das Vaterland der Auswandererkinder das Vaterland ihrer Eltern oder ihr eigenes Geburtsland? Sollen sich die Kinder deutsch-amerikanischer Eltern als Deutsche oder als Amerikaner fühlen? Nach modernen staatsrechtlichen Begriffen kann das Vaterland sogar bei ein und derselben Person wechseln. Der Elsässer, der 1870 geboren ist und heute stirbt, hat nach diesen Begriffen dreimal ein anderes Vaterland gehabt. Welches Land soll heute ein Oberschlesier oder Südtiroler, deren Heimat 1919 von Deutschland und Oesterreich getrennt wurde, als sein Vaterland anerkennen? Was wird er sagen, wenn wir ihm – wie wir es nach modernem Staatsrecht tun müssen – die effektive Liebe zu seinem polnischen oder italienischen »Vaterland« einschärfen? Wie wird er über die Pflicht und den Wert der Vaterlandsiebe urteilen, wenn diese Liebe in ihrer staatsbürgerlichen Betätigung weder das Land seines Vaters noch seiner Geburt noch seiner Wahl umfassen darf, sondern ein Land, dem er mit ganzer Seele abgeneigt ist? Wie urteilt der Deutsche über einen von der deutschen Heimat abgetrennten Stammesbruder, der in einem etwa nächstes Jahr ausbrechenden Kriege Polens gegen Deutschland seine vaterländische »Pflicht« tut, indem er gegen deutsche Brüder mit Gewehr und Kanone zu Felde zieht?

Wir stehen hier vor offenbaren Ungereimtheiten. Woher kommen sie? Aus den tragischen Verwicklungen, die nicht selten mit der Natur des Menschen als eines »politischen Wesens« verknüpft sind, des Näheren aber aus der Tatsache, daß die politische Entwicklung oft über das mit dem *Herzen* geliebte Vaterland hinwegschreitet und der Vaterlandsiebe ein Objekt aufzwingt, das weder ihrer Natur noch ihrer freien Wahl entspricht.

Es ist heißer, leidenschaftlich umstrittener Boden, den wir betreten, wenn wir abzugrenzen suchen, was im soziologischen Sinne als Vaterland zu gelten hat und was nicht; worauf sich also praktisch unser vaterländisches Fühlen, Wollen und Handeln zu erstrecken hat, und worauf nicht; wie endlich diese Vaterlandsiebe beschaffen sein soll und wie nicht. Es sind Fragen von großer politischer, aber auch moralischer Tragweite.

Als *Gegenstand der Vaterlandsiebe* kommen in Betracht Heimat, Nation und Staat, gesondert oder vereint, und wenn vereint, entweder so, daß alle drei Elemente als gleich berechtigt und gleich notwendig betrachtet werden oder daß einem von ihnen der Primat zugesprochen wird, wobei es sich wieder fragt, welchem von ihnen. Es sind feine, aber folgenschwere Unterschiede.

Menschen, die am Anfang oder auch am Ende ihres politischen Denkens stehen, sind am geneigtesten, die engere Heimat, das kleine Stückchen Erde, wo sie geboren und aufgewachsen sind, als ihr Vaterland zu bezeichnen und ihr die vaterländischen Liebesgefühle ausschließlich zuzuwenden. Die engere Heimat hat mit politischen Grenzen, überhaupt mit politischen Verhältnissen, wenig zu tun. Sie ist kaum größer als der Landkreis oder die Provinz, die die heimatliche Scholle umschließt. Heimat- und Vaterlandsiebe in eins zu setzen, kann der Standpunkt eines Menschen sein, dessen Gesichtskreis und Einflußsphäre beschränkt ist, wie beim kleinen Manne, der die große Welt wenig kennt und sich auch wenig dafür interessiert, es kann dieser Standpunkt aber auch ganz im Gegenteil der Endpunkt vieler bitterer Erfahrungen mit der großen Welt sein, wo die Politik mit Menschen, Völkern und Staaten wie mit Schachfiguren spielt und eine brutale Militärgewalt oder das gemeinste Wirtschaftsinteresse sie hin und her schiebt, ohne Rücksicht auf natürlichste Rechte und innerste Bedürfnisse. Nach solchen Erfahrungen mag der weltkundige Gebildete mit dem einfachsten Manne aus dem Volke Hand in Hand gehen und allen politischen Streit verachtend sich mit der engeren Heimat als seinem Vaterland begnügen, unbekümmert darum, welche politische Flagge gerade darüber weht. Abgesehen von solch primitiver und philosophischer Resignation wird die Heimatliebe immer ihr Recht und ihren großen Anteil innerhalb der vaterländischen Gefühle behalten. Sie ist nächst der Familienliebe das ursprünglichste und stärkste der Pietätsgefühle. Unsere natürliche Liebe ist nun einmal umso stärker, je konzentrierter sie ist, sie verliert mit der Breite.

Es ist das kleinste Vaterland
der größten Liebe nicht zu klein,
Je enger es dich rings umschließt,
je näher wird's dem Herzen sein. (Ed. Müller.)

Am meisten aber tritt dieser intime Charakter der Heimat hervor in seiner Gegensätzlichkeit zu dem unruhigen, aufreibenden Charakter der großen Welt, der Wirtschaft und der Politik. Da erscheint sie als ein Asyl, wie eine Insel mitten im wilden Meer. Daher die »Heim«kehr lang und weit verschlagener Auswanderer am Ende ihrer Tage zur heimatlichen Scholle, daher die Unberührtheit der Heimatliebe von der Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit, die den anderen Elementen der Vaterlandsliebe, dem nationalen und dem staatlichen Interesse, so oft innewohnen. Die Heimat bleibt auch in allen Wechselfällen Heimat. Sein Volk und seinen Staat kann man verlieren, seine Heimat nicht. Ihr mütterlicher Schoß ist treuer als die darüber hinweggehenden Menschen und die darüber aufgerichteten staatlichen Systeme es sind. So kommt es, daß die Heimatliebe oft mit bewußter Eigenwilligkeit sich gegen die auf sie eindringende nationale Hitze und staatliche Kälte wehrt. Als im Kriege in allen Ländern das Vaterland bis zur Unerträglichkeit hinaufgedeklamiert worden war und seine Fahne so vieles decken mußte, was ein edleres Gefühl beleidigte, als das Blut und das Geld und die Gemeinheit seinen heiligen Namen schändeten, als dieser Name dann wie ein müdgehetzter, abgeseugener Gassenhauer vielen verkehrt war, da kam besonders über die proletarischen Gemüter eine Reaktion, die das Vaterland der Regierung und des Militärs völlig preisgab. Der Proletarierdichter *Leonhard Frank* schrieb damals in seinem Buche. »Der Mensch ist gut« (dieser Titel sollte den von Haus aus »guten« und nur durch die Zivilisation verderbten Menschen gegen den »Tyrrannen« Staat mit seinem Militarismus und Kapitalismus in Schutz nehmen):

»Das Vaterland ist eine Gasse, in der wir als Kinder am Abend gespielt haben, ist ein von der Petroleumlampe sanft beleuchtetes Tischrund, ist das Schaufenster des Kolonialwarenhändlers im Nachbarhause; das Vaterland ist im Garten der Nußbaum, auf dessen Früchte wir gewartet haben, ist ein Flußtal, die Biegung eines Flußtales, das Vaterland ist eine altersgraue Holzpforte an der Rückseite des Gartens, ist der Geruch von Äpfeln, die auf dem Ofen brieren, ist Kaffee- und Kuchengeruch im durchwärmten Elternhause, durch Wiesen ein schmaler Pfad, der zur Stadt zurück oder aus der Stadt hinausführt, es ist ein Gang auf diesem Pfade, das Verklingen eines Kinderliedes,

das Abendläuten an einem bestimmten Tage unserer Kindheit ...! Nicht der Staat – die Organisation des Geldes, der Lüge, der Macht und Gewalt und Autorität – ist das Vaterland für die Menschen, sondern die Erinnerung an freundliche Minuten der Kinderzeit, die Erinnerung an die von Hoffnung noch verschönten Blicke ins zukünftige Leben.«²⁰⁴

Auch der Gebildete kann diese gemütsiefe, wenn auch beschränkte Betrachtung dem Proletarier nachempfinden und wird zugeben, daß man ein so inniges Gefühl weder dem Staate noch der Nation entgegenbringen kann.

Nichtsdestoweniger treten diese größeren Gemeinschaften mit Notwendigkeit in den Gesichtskreis des Weiterdenkenden. Höher als die Heimat steht geistig und kulturell die *Nation*. Sie ist das zweite soziologische Gebilde, das als Vaterland angesprochen wird. Es läßt sich nicht leugnen, daß die staatlich organisierte Nation das naturgemäße Vaterland für jeden Menschen ist. Die Nation, der Völkerstamm, ist die aus der Familie hervorgewachsene Gemeinschaft des Blutes, der Sprache, der Sitte und schließlich der Kultur, und nichts ist natürlicher, als daß so zusammengehörige Menschen auch politisch geeint sind und bleiben. Es würde auch heute noch ein Volk neben dem anderen wohnen und jeder Mensch das Vaterland haben, das ihm seine Abstammung zuwies und das eine Einheit von Heimat, Volk und Staat bildete, wenn der Strom der Entwicklung, der über Menschen und Völker dahingehet, diese Naturgemäßheit nicht vielfach aufgehoben hätte. Durch freien Willen und durch Schicksal wurden Angehörige des gleichen Volkes hierhin und dorthin versprengt, Fremde traten an ihre Stelle und mischten sich mit den Eingewohnten: die Rasse, körperliche und geistige Eigenschaften, Charakter und Kultur waren nicht mehr einheitlich. Schon dadurch hörten die Völker auf, reine Nationalstaaten zu sein. Am meisten aber wurde ihnen dieser Charakter durch die über sie hinbrausenden Kriege genommen. Das Gesetz des Krieges ist die Gewalt, das Recht des Stärkeren. Wer gewinnt, macht Beute. Nicht nur an beweglichen Gütern, sondern auch an Ländern und Menschen. Unerbittlich werden diese dem siegreichen

²⁰⁴ Leonhard FRANK: Der Mensch ist gut, Potsdam 1917.

Staate einverleibt und der Mensch, der davon betroffen wird, hat sein naturgemäßes Vaterland, die Einheit von Heimat, Volk und Staat verloren. So bestehen schon seit den frühesten geschichtlichen Zeiten überall auf der Erde soziologische Gebilde, die keine natürlichen, d.h. nationalen Gemeinschaften mehr sind, sondern aus der Gewalt geborene und durch Gewalt zusammengeschweißte politisch-rechtliche Organisationen. In diese mehr künstlichen als natürlichen Einheiten wird der Mensch hineingeboren und hineinverschoben. Die Geschichte beweist, daß solche Verschiebungen häufig sind, nicht nur bei Grenzbewohnern. In Zeiten großer politischer Erschütterungen können ganze Stämme politisch aus einer Hand in die andere gehen. Da das staatliche Element in den so entstehenden Gebilden ausschlaggebend ist, alle vaterländischen Rechte und Pflichten vom Staate abhängen, so ist der Mensch gezwungen, den ihm zugefallenen Staat als sein Vaterland anzuerkennen, mag ihn Heimat und Nationalität auch auf ein anderes hindrängen.

Die Nation kann darum faktisch ebensowenig wie die Heimat für sich allein als Vaterland angesprochen werden. Sie besitzt auch nicht die hinreichende Fähigkeit, um ein modernes, wohlgeordnetes Gemeinwesen von sich aus zusammenzuhalten und den Ansprüchen, die heute an ein solches gestellt werden müssen, zu genügen. Die gemeinschaftbildende Kraft der Nation genügte bis zur Bildung der ursprünglichen Nationalstaaten (»primäre Staatenbildung«). Nachdem diese einmal prinzipiell und faktisch in ihrer Reinheit nicht mehr da sind, sondern mehr oder weniger künstlich und willkürlich abgegrenzten und zusammengesetzten Gebilden Platz gemacht haben (»sekundäre Staatenbildung«), muß das Nationalitätsprinzip als führendes und konstitutives Staatsprinzip für die Gegenwart und Zukunft im Interesse einer geordneten Entwicklung und Vervollkommnung der politischen Welt abgelehnt werden: es würde heute mehr beunruhigend und sprengend als beruhigend und einigend wirken. Denn es lebt mehr aus dem Blute als dem Geiste und besitzt deshalb nicht genügend Ruhe, Klarheit, Nüchternheit und Ordnungssinn, um den Beruf zum Herrschen zu haben. Wegen seiner Leidenschaftlichkeit ist das Nationalitätsprinzip auch von Haus aus unduldsam. Würde man es gewähren lassen, so schlosse es alle nichtnationalen, d.h. nicht reinrassigen, dem Volksstamm nicht angehörenden Elemente vom Bürgerrecht oder doch von aller bürgerlichen Gleichbe-

rechtigung aus, eine Konsequenz, die in den heute so stark gemischten Staaten eine politisch und moralisch gleich unerträgliche Ungerechtigkeit wäre. Die modernen Lebensnotwendigkeiten verlangen einen universaleren Geist. Ein großes politisches Gemeinwesen, das seinen Zweck erfüllen soll, wie ein Vater für die Seinen zu sorgen, ihnen Nahrung, Erziehung, Bildungsmöglichkeiten jeder Art zu geben, Sicherheit, Ruhe und Ordnung zu gewährleisten, kulturellen und wirtschaftlichen Aufstieg zu ermöglichen, muß die dazu nötigen Kräfte hernehmen, wo es sie findet, muß sich international befruchten lassen und wieder auswirken. Die Nationalität ist also *zu eng*, um das vaterländische Wesenselement sein zu können, andererseits ist sie *zu weit*. Angehörige oder Abkömmlinge des gleichen Stammes haben sich im Laufe der Geschichte fast über alle Länder verteilt, beispielsweise bevölkern deutschblütige und deutschsprachige Menschen in weitem Umfange Oesterreich und die Schweiz, aber nur politische Torheit könnte danach streben, alle diese national zusammengehörigen Elemente auch staatlich zu vereinigen, ihnen ein einziges Vaterland zu geben («soweit die deutsche Zunge klingt») und dem Nichtdeutschen wieder ein anderes. Auf Grund dieser Erwägungen kommen wir der Bestimmung dessen, was im soziologischen Sinne als Vaterland zu gelten hat, näher. Daß es sich hier, wie oben gesagt, um feine, aber folgenschwere Unterscheidungen handelt, mag eine Gegenüberstellung der Anschauungen zweier katholischer Theologen über diesen Gegenstand veranschaulichen. *Arnold Rademacher* sagt in seiner gründlichen Abhandlung über die Vaterlandsliebe: »Das Vaterland ist ein erweitertes Vaterhaus [...], und somit müssen wir den Staat als das Vaterland und den Gegenstand der Vaterlandsliebe betrachten.«²⁰⁵ Der Begriff Vaterland umfasse zwar manche Teilgüter – das geographische Ländergebiet mit seinen landschaftlichen Reizen, seinen Menschen und Schätzen, die Regierung und die Verfassung, die Muttersprache, die vaterländische Sitte und Kultur, die völkische Eigenart – allein »der eigentliche Gegenstand der Vaterlandsliebe« sei »der gesellschaftliche Organismus des Staates oder die Staatsidee als die Lebensform dieses Organismus.« Der Münchener Franziskaner *Erhard Schlund* sagt scheinbar

²⁰⁵ Arnold RADEMACHER: Die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde (3. Vereinschrift der Görres-Gesellschaft), Köln 1915.

kaum etwas anderes, wenn er schreibt, Vaterland sei »weder Heimat, noch Volk, noch Staat, sondern alles drei zusammen.«²⁰⁶ Und doch sind beide Begriffsbestimmungen schon durch ihre Formulierung, besonders aber durch die Folgerungen, die ihre Autoren daraus ziehen, erheblich verschieden. Wenn nämlich das *staatliche* Element das ausschlaggebende Wesenselement des Vaterlandes oder der Vaterlandsliebe ist, dann haben für das vaterländische Bewußtsein alle anderen Elemente, besonders das der staatlichen Abstammung, Sprache und Kultur in einer Weise zurückzutreten, daß sie in Konfliktsfällen den staatlichen Interessen geradezu geopfert werden müssen. »Daher muß«, erklärt Rademacher, »überall dort auf Pflege nationaler Gemeinschaftsgüter Verzicht geleistet werden, wo nationale und staatliche Zwecke einander entgegenstehen. Daraus ergibt sich für Staaten, die Bürger verschiedener Nationalität beherbergen, als Forderung der Selbsterhaltung, allen denjenigen Bestrebungen nachdrücklich entgegenzutreten, die geeignet sind, den Staatsorganismus zu gefährden und zu spalten oder auch nur einen Teil der Bürgerschaft der Mitarbeit an den vaterländischen Aufgaben zu entziehen.« Danach hätten also beispielsweise die deutschen Bewohner Westpreußens, Polens und Oberschlesiens, die durch den Versailler Vertrag oder spätere politische Tatsachen von ihrem bisherigen deutschen Vaterland abgetrennt und dem polnischen Staate einverleibt worden sind, »auf die Pflege ihrer (deutsch-)nationalen Gemeinschaftsgüter Verzicht zu leisten«, und der polnische Staat hätte die Pflicht, »allen derartigen Bestrebungen nachdrücklich entgegenzutreten.« Die abgetrennten Deutschen dürften sich gewiß noch in ihrem Kämmerlein ihrer deutschen Heimat, Sprache und Kultur erinnern und ihnen das herzlichste Andenken bewahren, aber ihre Vaterlandsliebe hätte ausschließlich ihrem neuen Vaterlande Polen zu gelten. In der Schlund'schen Formulierung wäre dagegen Polen überhaupt nicht ihr Vaterland – »dieses Land ist aber nur dann unser Vaterland, wenn in ihm auch das Volk wohnt, dem wir dem Blute und der Abstammung nach angehören, das eben unser Volk mit unserer Muttersprache ist« – und infolgedessen hätte sich auch ihre Vaterlandsliebe nicht auf Polen zu erstrecken. Allerdings auch nicht auf Deutschland, denn die Staatlichkeit ist immerhin auch nach Schlund

²⁰⁶ Erhard SCHLUND O.F.M.: *Katholizismus und Vaterland*, München, Pfeiffer 1923.

ein wesentlicher Bestandteil der Vaterlandsliebe. Folgt dann aber nicht, daß Völker, die wider Willen einem ihrer Nationalität entgegengesetzten Staate angehören, *überhaupt kein Vaterland* haben und also auch keine Vaterlandsliebe haben können? Schlund scheint diese Forderung dadurch umgehen zu wollen, daß er bei dem dritten Bestandteil der Vaterlandsliebe »Staatlichkeit« erklärend hinzufügt: »Das Streben nach Gewinnung und Erhaltung der Staatlichkeit.« Die zwangsweise polonisierten Deutschen könnten demnach doch auch Vaterland und Vaterlandsliebe haben, indem sie die deutsche Staatlichkeit wieder zu »gewinnen« trachteten. Das aber erscheint vom Standpunkt des Staatsinteresses und der staatlichen, ja der gesamten weltpolitischen Sicherheit wieder bedenklich! Wenn etwa die Elsaß-Lothringer oder die vielen Nationalitäten des österreich-ungarischen Kaiserreiches im Anfange des Krieges nach Gewinnung ihrer nationalen Staatlichkeit gestrebt hätten, um aus Heimat, Volk und Staat eine Einheit zu schmieden, würden wir Deutschen es gebilligt haben? Es bleibt nichts übrig, als im Interesse der politischen Ordnung, die ja auch eine sittliche ist, auf das »Zusammengeschlossensein von Heimat, Volk und Staat« (im früheren Sinne) zu verzichten und einen Vaterlandsbegriff zu bestimmen, der den heute vorliegenden Realitäten entspricht, zwar nicht, um diese zu verewigen, aber doch, um sie nicht in *revolutionärer* Weise umzugestalten, sondern nur in organischer staatsrechtlicher Entwicklung. Dabei kann der Schlund'sche Begriff als Ideal festgehalten werden;²⁰⁷ nur ist er nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts zu verwirklichen, was durch eine einzige Erweiterung eines seiner drei Elemente möglich ist, wie unten gezeigt werden wird.

Für die jeweils gegebenen politischen Verhältnisse ist die Rademacher'sche Begriffsbestimmung allein brauchbar. Schon deshalb, weil sie allein klare Verhältnisse schafft. Wenn Vaterland und Staat identisch sind, dann hat jeder sein Vaterland da, wo er seine augenblickliche

²⁰⁷ Er entspricht auch der Anschauung des hl. THOMAS V. AQUIN. THOMAS bezeichnet in seiner Abhandlung über die Pietät als Vaterland das Land, »in dem wir geboren und ernährt worden sind« (Summa theologica II II æ, 101,1). Weiter aber nennt er das Vaterland »connaturale principium gubernans« (ebd. Art. 3): die uns regierende Instanz. Diese aber ist der Staat. Der von besonderen geschichtlichen Entwicklungen absehende rein apriorische Vaterlandsbegriff des hl. Thomas umschließt also das Geburtsland mit dem dazu gehörigen Staat.

staatliche Obrigkeit hat, die Vaterlandsliebe gehört diesem Staate und keinem anderen – allerdings eine bloße Vernunft- und Willensliebe, eine höchst nüchterne Pflichtliebe! Wenn aber zum Vaterland das »Zusammengeschlossensein von Heimat, Volk und Staat« gehört, *dann haben viele Menschen überhaupt kein Vaterland* und das »Streben« danach muß zur Quelle beständiger Unruhen, zur Gefährdung von Ordnung und Sicherheit werden.

Und doch – wer könnte verkennen, daß der Vaterlandsliebe viel von ihrer Kraft und Wärme genommen wird, wenn man ihr als wesentliches Objekt den jeweiligen Staat substituiert! In Zeiten ruhiger, stetiger Entwicklung, in denen Volk und Staat immer mehr zusammenwachsen konnten, erst recht natürlich da, wo Volk und Staat sich vollständig decken, besteht keine Schwierigkeit. Wenn aber die Menschen und Länder durch Kriege erschüttert und durch Friedensschlüsse nach den Diktaten brutaler Gewalt auseinandergerissen werden, wenn man über Nacht und wider Willen buchstäblich zu einem anderen politischen Staat »geschlagen« wird, dann ist es schwer, diesen Staat als Vaterland anzuerkennen und ihm die pflichtmäßige Vaterlandsliebe darzubringen. Vaterlandsliebe ist ihrem Wesen nach *Pietät*²⁰⁸, eine der Kindesliebe sehr ähnliche Anhänglichkeit an Vater und Mutter, in diesem Falle an die Mutter Erde, die uns nährt, und den Vater Staat, der für uns sorgt; sie ist ein Gefühl und ein Bekenntnis der Liebe und Dankbarkeit²⁰⁹ gegen diese Stützen unseres Seins. Wie blutleer muß aber diese Liebe werden, wenn Heimat, Volk und Staat auseinandergerissen werden, wie schmerzlich und wie unfruchtbar!

»Den Angehörigen erobelter Gebiete oder den Auswanderern kann es nicht verwehrt sein, im Rahmen der dem (neuen) Vaterlande geschuldeten Treue und effektiven Liebe ihre nationalen Güter (aus dem alten Vaterlande) zu pflegen. Ist die Einverleibung in den fremden Staat als eine nach menschlichem Ermessen dauernde zu betrach-

²⁰⁸ »Wie es zur Religion gehört, Gott zu verehren, so gehört es in zweiter Linie zur Pietät, den Eltern und dem Vaterlande Verehrung zu erweisen.« (THOMAS VON AQUIN: Summa theologica II. IIæ qu. 101 a. 1).

²⁰⁹ »Pietät ist ein *Bekenntnis der Liebe*, die jemand zu den Eltern und zum Vaterlande hat.« (THOMAS VON AQUIN: Summa theologica II. IIæ qu. 101 a. 3).

ten, wie z.B. bei den deutschen Reichslanden (geschrieben im Jahre 1915), oder ist die Absicht einer Rückwanderung in die neue Heimat gänzlich aufgegeben, wie bei den Deutsch-Amerikanern, so ist es allerdings schon aus Gründen des eigenen Interesses geraten, sich in die neue Kultur einzufühlen und allmählich auch innerlich mit dem neuen Vaterland zu verwachsen.«²¹⁰

Solche Forderungen folgen konsequent aus der Gleichsetzung von Vaterland und Staat. Sie sind richtig und im Namen der Vernunft und Ordnung festzuhalten, aber es sind Härten, schwer zu ertragen! Gibt es keinen Weg, sie zu überwinden? Wir glauben doch.

Die Tragik des vaterländischen Gedankens und besonders der Vaterlandsliebe liegt darin, daß die drei Elemente, die sie umschließen, Heimat, Nation und Staat, in so vielen Fällen unnatürlich auseinandergerissen sind. Aber auch wo diese Bestandteile zu einer Einheit verschmolzen sind, ist dem vaterländischen Denken und Fühlen das beunruhigende Bewußtsein beigemischt, von Nachbarstaaten umgeben zu sein, die durch kein Band gemeinsamer Organisation und Rechtsverpflichtung mit dem eigenen Staat verbunden sind, woraus eine beständige Unsicherheit und eine gewisse Krampfhaftigkeit des gegenseitigen Verkehrs entsteht. So wie das Familienglück und die Befriedigung, ein schönes Heim zu haben, gestört wird, wenn man weiß, daß unter dem gleichen Dache eifersüchtige und selbstsüchtige Parteien wohnen, genau so wird die Vaterlandsliebe in ihrer Ruhe und Reinheit beeinträchtigt, wenn sie das Vaterland zwar nach innen geordnet weiß, aber nach außen hin voll Mißtrauen und Kampfbereitschaft sein muß. Die Beunruhigung des Hausfriedens würde aufhören, wenn die einzelnen Hausparteien sich entschlossen, gewisse gemeinsame Hausinteressen, wie Reinigung, Beleuchtung, Bewachung, gemeinsam zu verwalten oder verwalten zu lassen, sich auf dem Wege des Vertrages gegenseitige Rechte zuzuerkennen und Pflichten aufzuerlegen. Die Geschlossenheit der Einzelfamilie und ihr inneres Familienglück würden dadurch nichts verlieren, sie würden im Gegenteil gewinnen. Kann es in der großen Völkerherberge der Erde nicht auch so sein? Muß die Liebe zur Heimat und zur Nation geopfert

²¹⁰ Arnold RADEMACHER: Die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde, S. 56.

werden, wenn der Staat sich erweitert und eine Rechts- und Verwaltungsgemeinschaft mit anderen Staaten eingeht? Ist das nicht ein ebenso einfaches wie dringendes Postulat der Vernunft? *Kant* war dieser Meinung.

»Für Staaten im Verhältnisse untereinander kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande, der lauter Krieg enthält, herauszukommen, als daß sie, ebenso wie einzelne Menschen, ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangsgesetzen bequemen und so einen (freilich immer wachsenden) *Völkerstaat* (*civitas gentium*), der zuletzt alle Völker der Erde befassen würde, bilden.«²¹¹

Kant hält, wie an anderer Stelle dieses Buches dargelegt wurde, an und für sich eine einzige *Weltrepublik* für das Richtigste, weil aber die Menschen dies nicht wollten, empfiehlt er einen *Welt-Staatenbund*. Wir haben heute die, wenn auch sehr unvollkommenen, Anfänge einer derartigen Organisation im *Völkerbund*. Nichts außer der Erziehung zum Ethos dieser Idee fehlt, um sie zu realisieren. *Rademacher* meint: »Eine Zeit, in der die staatlichen Verbände sich zum Weltverband erweitern, liegt wenigstens im Bereich theoretischer Möglichkeit. *Damit würde die Welt zum Vaterland werden*. Schon bei einem Staatenbunde, wie ihn das deutsche Reich darstellt, ist ein engeres und ein weiteres Vaterland unterschieden.«²¹² Und weiter: »Wer an den Aufstieg der menschlichen Rasse glaubt, dem wird die Hoffnung nahe liegen, daß diese Idee irgend einmal in einer ferneren Zukunft Wirklichkeit gewinnen werde.«²¹³ Endlich: »Ohne Zweifel ist auch mit dem Weltstaat die Vaterlandsliebe noch vereinbar; dann ist eben die Welt das Vaterland; aber es ist doch nicht zu bestreiten, daß ein so erweitertes Vaterland keine wärmeren Gefühle auf sich ziehen kann. Eine Art von Heimatliebe mag immerhin mit ihr zusammen bestehen können.«²¹⁴

²¹¹ Immanuel KANT: Zum ewigen Frieden.

²¹² Arnold RADEMACHER: Die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde, S. 46.

²¹³ Arnold RADEMACHER: a.a.O. S. 47.

²¹⁴ Arnold RADEMACHER: a.a.O. S. 48.

Hier wird man widersprechen dürfen. Wir sind der Meinung, daß die Vaterlandsliebe im Weltstaat im vollsten Umfange aufrechterhalten, ja in hohem Maße vermehrt werden könnte. Zunächst bliebe die Heimatliebe völlig unangetastet. Sie beruht auf den unverlierbaren Erinnerungen an das Elternhaus, die Kinderzeit und vielen anderen Eindrücken, die mit dem staatlichen Leben nichts zu tun haben, nicht zuletzt auf den Schönheiten oder doch Besonderheiten der heimatlichen Landschaft. Auch die rechte Liebe zum angestammten Volke, zur Nation ist unabhängig von einem engeren oder weiteren darüber ausgespannten staatlichen Apparat. Zum Wesen des hier postulierten Weltstaates oder Völkerbundes gehört es natürlich, daß er seine Aufgabe nicht darin sieht, in sinnloser und kulturfeindlicher Weise die nationalen Eigenarten zu unterdrücken und einen aus allen Kulturen der Welt zusammengeschossenen »Allerweltsbrei« (Scheler) herzustellen und zu verabreichen, sondern die nationalen Eigentümlichkeiten, besonders die Sprache und das Bildungswesen, in einer Weise zu schonen und zu fördern, wie es etwa die Weltkirche auf kirchlichem Gebiete tut. Auf politischem Gebiete sind die Schweizer und die Vereinigten Staaten von Amerika ein Bild dieser Mannigfaltigkeit in der Einheit. Die ideale politische Einheit wird also immer einen stark föderalistischen Charakter haben müssen. Gewisse Opfer müssen allerdings von den nationalen Gruppen im Interesse des Ganzen gebracht werden, aber das war schon immer überall dort der Fall, wo mehrere Nationalitäten in einem Staat vereinigt waren, wie in der Donaumonarchie. Es ist ein sittliches Gebot, daß sich das Privat- und Partikularinteresse dem Allgemeininteresse anzupassen und unterzuordnen hat. »Geopfert« wird dabei in vielen Fällen nur ein Scheingut. Auch »wärmere Gefühle« können einem Weltstaatenbund entgegengebracht werden, freilich nur dann, wenn die Liebe sich auch hier auf eine entsprechende Erkenntnis stützt. Solange etwa dem Studenten deutscher Nation England, Frankreich und Italien ganz verschlossen bleiben, so lange er auch als Bürger eines Weltstaatengebildes nur deutsche Universitäten kennen lernt, so lange kann er natürlich für englische, französische und italienische Erde und Art nicht warm werden. Zieht er aber wie seine mittelalterlichen Kommilitonen als fahrender Scholar (mit unendlich vervollkommenen Verkehrsmitteln) von Köln nach Paris, nach Oxford und Rom und wird gewahrt, wie wunderbar die politische Ein-

heit mit der physischen, kulturellen und religiösen Menschheitseinheit harmoniert, wie die stets bestehenbleibenden Verschiedenheiten sich glücklichst ergänzen, dann wird nicht nur sein Geist, sondern auch sein Gefühl sehr bald den ganzen Riesenstaat mit warmer Hingebung umfassen. »Jede große Liebe ist die Tochter einer großen Erkenntnis«, sagt Leonardo da Vinci. Das dritte und ausschlaggebende Element des Wertes Vaterland und Vaterlandsliebe, die Staatlichkeit, erfährt im Weltstaat seine höchste Vollendung. Auch Rademacher schreibt: »Solche Bünde bedeuteten zunächst zwar noch keine Durchbrechung, aber doch eine Lichtung der völkischen und staatlichen Grenzen und folgerichtig eine *Sublimierung und Erweiterung der vaterländischen Gefühle*.« Dann aber muß man gerade in der Ueberzeugung, daß der *Staat* (nicht nur der Nationalstaat, sondern auch jeder geschichtlich gewordene) »der eigentliche Gegenstand der Vaterlandsliebe« sei, dem politischen Kunstwerk eines wohlgeordneten Völkerbundes oder gar Weltstaates die höchste Verehrung zollen. Wer sich für die »Staatsidee als die Lebensform des gesellschaftlichen Organismus« erwärmen kann, der muß sich für ihre letzte Verleiblichung in einem alles umfassenden Weltorganismus *begeistern!* Rademacher wirft der Weltanschauung, die die Nation über den Staat stellt, »Verständnislosigkeit für das Allgemeine, Geistige, Ideale, Transzendente« vor – mit Recht, denn der Staat verhält sich zur Nation gewissermaßen wie der Geist zum Blute, er ist den völkischen Mutterelementen gegenüber das väterliche, formgebende, besonders aber das autoritäre Prinzip, der Träger einer gottverliehenen obrigkeitlichen Gewalt – nun denn: kann es auf politischem Gebiete etwas Allgemeineres, Geistigeres, Idealeres, Transzendenteres geben, eine imponierendere obrigkeitliche Gewalt als einen Weltstaat oder doch universellen Staatenbund? Wenn man einmal den transzendenten Staat über das Heimatlich-Völkische mit seinen Gemütswerten stellt, muß man folgerichtig eine im Dienste der ganzen Menschheit stehende *vereinigte* Staatsgewalt über den isolierten und darum in so vielfacher Beziehung ohnmächtigen Einzelstaat stellen.

In dem Universalstaat verschwinden die Härten, die wir als Folgen des häufigen Auseinandergerissenwerdens der drei zusammengehörigen vaterländischen Elemente, Heimat, Volk und Staat, erkannten. Ein Bürger des Universalstaates kann weder seine Heimat noch sein Volk,

noch seinen Staat verlieren. Er kann nicht heute unter diese, morgen unter eine andere staatliche Obrigkeit gestellt werden und infolgedessen aus einem geachteten Gliede des einen Staatskörpers plötzlich ein Fremdkörper in einem anderen werden – er behält immer sein großes, starkes Vaterland.

Dies ist die *Idee* des Weltvaterlandes. Niemand kann sagen, wie die *Wirklichkeit* sein wird, ob sie kommt, und wie sie dann aussieht. Aber es ist wichtig, zunächst die Überlegenheit der Idee einzusehen, sie als richtunggebendes, weltpolitisches Ideal zu betrachten und dann unter Beibehaltung aller heimatlichen und nationalen Werte ihre möglichst reine Verwirklichung anzustreben.

Für ein großzügiges politisches Denken und Handeln ist der Blick in eine weitere Zukunft unerlässlich. Ebenso nötig ist aber natürlich eine klare, von einer höheren Wahrheit beleuchtete Anschauung und Erfüllung der politischen Gegenwartsaufgaben. Es handelt sich hier nur um die grundsätzliche Stellung zu ihnen unter dem Gesichtspunkt der Vaterlandsliebe.

Das erste Gebot ist eine entschiedene *Bejahung* derjenigen besonderen sozialen Beziehungen, die ein Mensch als seine natur- und pflichtgemäßen anzusehen hat: zu *seiner* Heimat, zu *seiner* Nation, zu *seinem* Staat. Von den mehr äußeren, auf der legalen Gerechtigkeit beruhenden staatsbürgerlichen Pflichten, wie Dienst- und Abgabepflicht, Einordnung in die staatliche Ordnung, sehen wir hier ab. Auch von der ganz unproblematischen Heimatliebe. Uns interessiert hier nur das innere Pietätsverhältnis des Menschen zu seiner Nation. Zwei Extreme stehen sich gegenüber: der Internationalismus und der Nationalismus, die Preisgabe und die Überspannung des nationalen Gedankens. Viele Menschen gibt es, die die Wurzeln, mit denen die Natur sie in einen bestimmten physischen und geistigen Nährboden gesenkt hat, stark gelockert fühlen. Der Boden ist oft selber schuld daran. Wenn ein Mensch nichts hat, wohin er sein Haupt legen soll, kein Heim, das diesen Namen verdient, keine freundliche Erinnerung an ein trautes Elternhaus, sondern eine armseelige Herberge ohne jeden gemütlichen Reiz, eine Umgebung, in der alle Charakterzüge, die Volk und Landschaft ihr aufprägen sollten, fehlen, statt dessen eine Baracke oder Mietskaserne, die ebenso in London wie in Paris wie in Berlin wie in Petersburg stehen könnte, wenn der Mensch

im übrigen tagein tagaus in einem Fabrikraum von ebenfalls internationalem Einheitsstil an der Maschine steht, selber mehr Maschine als Mensch, dann ist es kein Wunder, wenn ihm Nation und Vaterland wenig bedeuten! Er fühlt nichts von einem »teuren« Vaterland und von den »starken Wurzeln seiner Kraft«. Er erwartet eine Belebung seiner Kraft vielmehr von dem Zusammenschluß seiner Leidensgenossen auf der ganzen Welt, und darum ist er Internationalist.

Ein anderer Typ von Internationalismus ist der Kosmopolitismus. Er ist aristokratischer, nicht an die Niederung und äußerste Beengtheit des Lebens gefesselt, sondern im Gegenteil, allzu fessellos auf der ganzen Erde sich bewegend, geistig oder leiblich überall und nirgends zuhause. Es sind gewisse Schwarmgeister des Kultur- oder des Gesellschaftslebens, die, aus Mangel an Tiefe, des Mutterbodens der Nation entbehren zu können glauben. Es ist mehr ein Mangel an Geistes- als an Gemüts-tiefe, woran diese meist sehr gutmütigen Menschen leiden. An Gemüt hat es gewiß z.B. einem *Lamartine* nicht gefehlt, als er die schwärmerischen Verse schrieb:

»Et pourquoi nous hair et mettre entre les races
Ces bornes ou ces eaux qu'abhorre l'oeil de Dieu?
De frontières au ciel, voyons nous quelques traces?
Sa voûte a-t-elle un mar, une borne, un milieu?
Nations! mots pompeux pour dire barbarie,
L'amour s'arrête-t-il ou s'arrêtent vos pas?
Déchirez ces drapeaux; une autre voix vous crie:
L'ignorance ou l'erreur a seule une patrie,
La fraternité n'en a pas!«

Also, weil das Himmelsgewölbe nicht in nationale Schichten und politische Parzellen eingeteilt ist, sondern Menschen und Völker ohne Unterschied liebevoll umschließt, darum soll es auch auf der Erde so sein. Man wird antworten müssen, daß dennoch gerade dieses Himmelsgewölbe die einen Menschen schwarz, die anderen weiß, die einen gelb, die anderen braun und wieder andere rot färbt, und daß von unten die Erde noch viele Unterschiede hinzufügt, daß also nicht der Mensch, sondern die Natur, letzten Endes Gott, die Verschiedenheiten und Besonderhei-

ten der Nationen gewollt haben muß. Und das ist der tiefste Grund für unsere Liebespflicht zu der Menschen- und Völkergruppe, die uns angestammt, d.h. unsere Nation ist, daß Gott aus ihr uns hat hervorgehen lassen, durch sie uns leiblich und geistig gebildet, genährt und erzogen hat. Mag der Ursprung der Nation trübe sein – aus der Zerreißung der Menscheneinheit durch die Sünde stammen – jetzt ist die Differenziertheit der menschlichen Gesellschaft eine wichtige Tatsache in Gottes Weltordnung, mit der er bestimmte Absichten verfolgt. Jede Nation ist ein besonderer Gedanke Gottes, ein anderer Ausdruck seiner Weisheit, jeder hat er eine besondere Anlage und Bestimmung mit auf den Weg gegeben. Der einzelne trägt diesen Stempel Gottes in seiner völkischen Individualität. Er kann sich nicht von ihr loslösen, ohne sich zu entwurzeln. Ein Deutscher soll nicht ein Indier sein wollen, wie die Eiche nicht eine Palme.

Und Menschen sind mehr als Bäume. Menschen sollen sich der Eigenart ihrer natürlichen Lebensbedingungen *bewußt* werden, die Gedanken, die Gott mit ihrem Volke hat, nachdenken, sich zu eigen machen und in ihrer Person so vollkommen wie möglich ausprägen. Sie sollen auch – anders als nebeneinander stehende Bäume – mit den Menschen des gleichen Bodens und Blutes in geistige und liebende Verbindung treten und mit ihrem Volke ein ähnliches Gemeinschaftsbewußtsein pflegen wie mit ihrer Familie. Dies alles ist natürlich, naturgesetzlich, die geistige Verpflanzung in einen fremden Vlkerboden oder die Isolierung von den Volksgenossen aber unnatürlich. Der Internationalismus, der den natürlichen Beruf jeder einzelnen Nation und damit jedes einzelnen Gliedes einer Nation übersieht, ist demnach eine unorganische Wucherung im Menschheitsorganismus. Der Mensch, der ihr verfllt, wird dem Baume gleichen, den man aus seinem Mutterboden ausgegraben und in eine Mischung verschiedener, von hier und dort zusammengetragener Erds substanzen gepflanzt hat, er wird anfangen zu kränkeln oder doch nicht mehr so frisch und fruchtbar sein wie auf dem Erdreich, auf dem die Natur ihn hat wachsen lassen.

Unorganisch ist die Preisgabe des nationalen Gedankens, der Internationalismus, unorganisch aber auch seine Überspannung, der *Nationalismus*. Der Nationalismus hat trotz seines späten Aufkommens in der Geschichte etwas Primitives, ja Kindliches an sich. Wie der Wilde und

das Kind nur die Welt kennen, die innerhalb ihres kleinen Horizontes liegt, so ist der Nationalist verrannt und vernarrt in seine Nation. Konzentration auf sich selbst und den nächsten Umkreis ist gut und führt zur Stärke. Die Schwäche der Internationalisten ist es ja gerade, daß sie nicht genügend Saft aus dem eigenen Blut und Boden saugen, so daß alle ihre Produktionen kraft- und blutleer bleiben, im Gegensatz zu denen der bodenständigen Hand- und Geistesarbeiter, die ihren Stoff und ihre Form nicht weit herholen, sondern aus den tiefen Schächten der völkischen Natur. Dadurch wird ihr Schaffen stark und charaktervoll. Wenn man so jede Nationalität aus der Fülle ihrer Eigenart wirken läßt, dann kommt für das Ganze etwas Abgerundetes zustande. Der Nationalist aber ist so einfältig, bei den Leistungen und Rechten seiner eigenen Nation stehen zu bleiben und die der anderen zu bestreiten oder doch herabzusetzen. Infolgedessen ist der Nationalismus keine bloß blind verliebte, aber harmlose Narrheit, über die man wie über andere Torheiten lachen könnte, sondern eine recht bösertige und gefährliche Erscheinung, besonders dann, wenn sie vom kulturellen auf das politische Gebiet übergreift. Schon der kulturelle Nationalismus ist dumm, ungerecht und verletzend. Er besteht in dem Glauben an die überragenden Vorzüge der eigenen Nation, an ihre »über alles in der Welt«-Stellung, ihre Auserwählung sogar vor Gott, ihren Beruf, als Salz der Erde der ganzen übrigen Welt zur »Genesung« zu gereichen. Als Typus dieses Nationalismus kann in Deutschland *Fichte* gelten. Die Deutschen sind ihm »das Volk schlechtweg.«²¹⁵ *Cuno Fischer* sagt von *Fichte*, er kenne keinen anderen Patriotismus, als die Liebe zum deutschen Volksgeist; Volk und Deutschheit gelten ihm in der gegenwärtigen Welt als gleichbedeutende Begriffe.

»Das deutsche Volk ist ihm der Typus und einzige Repräsentant der Geistesursprünglichkeit, das religiöse, philosophische, zur göttlichen Wiedergeburt der Menschen durch eine neue Nationalerziehung berufene Volk. Deutscher Volksgeist und reformatorischer Geist sind ihm eines; das deutsche Volk gilt ihm als Träger und Organ der sittlichen Weltentwicklung, als der fortbewegende, die Menschheit er-

²¹⁵ Johann Gottlieb FICHTE: Reden an die deutsche Nation (Rede IV.), S. 325.

neuernde Geist, als das eigentliche Kulturvolk der neuen Welt, als das Salz der Erde.«

An Irrsinn grenzt folgende Stelle: »Nur der Deutsche – der ursprüngliche und nicht in einer willkürlichen Satzung erstorbene Mensch – hat wahrhaft ein Volk, der Ausländer hat keines. Daher ist auch nur im deutschen Geist Liebe zu seinem Volke möglich, Vaterlandsliebe im echten Sinne des Wortes.«²¹⁶ Solche Verstiegenheiten braucht man nicht zu widerlegen. Aber ein wenig abgeblaßt führen sie in den Köpfen aller Nationalisten aller Länder ein heilig behütetes Dasein. Daß andere Völker ebenso viel wert seien wie das eigene – welcher Nationalist glaubt das? Und doch müßte das einfachste Nachdenken über die Einrichtung der Erde und das Nachprüfen der geschichtlichen Tatsachen den Nationalismus überwinden. Ein Blick über die Welt lehrt, daß jedes Land und jedes Volk einen besonderen Beruf von Gott erhalten hat. Materielle und geistige Güter, ja selbst gewisse sittliche Charakteranlagen sind auf der Welt verschieden verteilt, sodaß schon in diesem natürlichen Menschheitsorganismus, ganz wie im mystischen Leibe der Kirche, kein Glied sich rühmen kann, allein sich auszuzeichnen und über die anderen erhaben zu sein. Es ist so, wie der fromme Begründer des Völkerrechtes *Hugo Grotius* in seinem »Mare liberum« (1609) schrieb:

»Gott reicht nicht überall des Lebens Notdurft gleichmäßig dar, sondern will, daß die Völker sich hier durch diese, dort durch jene Vorzüge auszeichnen. Warum? Weil Gott wollte, daß der Mangel hier und die Fülle da die Menschen freundschaftlich zusammenführen, damit sie nicht glauben, jeder könne sich selbst genügen und sie ungesellig würden.«

Dann aber ist der Nationalismus in seiner grundsätzlichen Absperrung und Selbstüberhebung ein soziologischer Irrtum, so falsch wie in der Naturwissenschaft das atomistisch-mechanische Prinzip, wonach es ein organisches Zusammenwirken nicht geben soll. Richtig ist vielmehr in der Natur- wie in der Gesellschaftslehre allein das Totalitätsgesetz: alles

²¹⁶ Cuno FISCHER: Geschichte der Philosophie Bd VI, S. 619.

hängt mit allem zusammen und ist infolgedessen auf alles angewiesen. Die Unterwerfung unter dieses Gesetz bewirkt allein auch Kraft und Schönheit, wie die Unterwerfung eines vielstimmigen Orchesters unter die Gesamtpartitur und unter den einen Taktstock des über ihm stehenden Meisters. »Die Völker sind wie verschiedene Akkorde einer ins grenzenlos ausklingenden Symphonie. Jedes Volk ist ebenso notwendig im Ganzen wie der einzelne im Volke. Wenn der einzelne Akkord sagen wollte, er sei dafür da, die anderen überflüssig zu machen, sie zu verschlingen, so müßte er dadurch sich selbst und die ganze Musik vernichten.«²¹⁷

Das Bild zeigt auch vortrefflich, auf welche Weise die Nationalität am besten ihren Wert und ihre Tüchtigkeit beweisen und vollenden kann. In einem Orchester muß nämlich jeder Mitspieler so schön wie möglich spielen. Tut er es, so hebt er sich und das Ganze und erregt das Wohlgefallen aller. Auch im Völkerorchester ist es durchaus erlaubt, ja nötig, daß sich das einzelne Volk der eigenen Bedeutung voll bewußt wird, daß es zunächst nur auf sich selber achtet, sich ganz in *seine* Noten vertieft und alles daransetzt, *sein* Instrument so schön wie möglich zu spielen. Das Hinhören auf die Mitspieler und die Anpassung an sie ist nur eine verhältnismäßig leichte Nebenaufgabe; das weitaus wichtigste ist die vollkommene Herausarbeitung der eigenen Leistung. Immer wird es deshalb auch wahr bleiben, daß ein Volk, ganz wie ein Mensch, zuerst an sich selber denken muß. Wer viel leisten will, bedarf in der Zeit seines Wachsens und Reifens sogar einer gewissen Absonderung. »Es bildet ein Talent sich in der Stille.« Und noch nie hat es einen Menschen von internationaler Bedeutung gegeben, der nicht auch ein Großer seiner Nation, ja oft *durch* seine Nation war. Waren die Genies der Weltliteratur nicht auch nationale Genies? War Sophokles nicht ein ganzer Grieche, Dante nicht ein ganzer Italiener, Goethe nicht ein ganzer Deutscher? Sie waren es freilich weniger im national-*politischen* Sinne (und das gibt sehr zu denken) als im national-kulturellen Sinne. Die Wurzel ihres Schaffens stak tief im nationalen Vater- und Mutterland, und ebendarum ragte die Krone ihres Lebensbaumes über viele Länder und Zeiten hinweg. Solche Versenkung in das Nationale ist aber kein Nationalismus. Einmal, weil

²¹⁷ Robert SAITSCHIK: Der Staat und was mehr ist als er, München 1919.

das Nationalistische zu beschränkt und unbedeutend ist, um über die eigene Nation hinauszuwachsen, sodann, weil es sich immer hauptsächlich *politisch* gebärdet. Das Kulturelle ist dem Nationalisten Nebensache. Deutsche Nationalisten sind in letzter Linie auf die deutschen Klassiker stolz, im Gegenteil bekommen sie von ihnen in nationaler Beziehung eine sehr schlechte Note. Und sie haben recht: die großen Denker und Künstler, die einer Nation für immer zur Zierde gereichen, und die auch alle aus nationalem Boden ihre Kraft gezogen haben – man denke nur an die Sprache – waren an den national-*politischen* Idealen ihrer Volksgenossen merkwürdig wenig interessiert. Die politische Größe scheint mit der kulturellen wenig zu tun zu haben. Die bedeutendsten italienischen Kunstschöpfungen entstanden in einer Zeit nationaler Zerrissenheit, wiewohl sie bedeutend und übernational waren, weil sie zuerst ganz national-italienisch waren. Von Deutschland gilt genau dasselbe. Die kulturell fruchtbarsten Zeiten waren die, in denen die deutsche Seele nicht beschäftigt und eingeengt war mit national-politischen Angelegenheiten.

Es scheint kein Segen auf dem politischen Nationalismus zu ruhen, er ist ein noch größerer Irrtum als der kulturelle. Er beruht zunächst auf der falschen Voraussetzung, daß die Nationalität einen genügend begrenzten und tragfähigen Boden für die staatliche Organisation abgäbe. Sein Hauptprinzip ist das *Rassenprinzip*. Wo aber gibt es heute noch reine Rassen? Man müßte alle Staaten auseinanderreißen, wollte man reine Rassen- oder Nationalstaaten herstellen. Am meisten ist Deutschland nach einem mittelalterlichen Wort ein *magna officina gentium*, gemischt aus Germanen, Kelten und Slaven. Auch die Sprache kann eine Nation nicht politisch bestimmen, wie die Schweiz beweist, die sich trotz ihrer verschiedenen Sprachen durchaus als einheitliche Nation fühlt. Man kann sogar zweifeln, ob die Nation auch *ehedem* durchweg das staatenbildende Element war. *Saitschik* meint: »Der Staat kam früher auf als die Nation. Hat doch der Staat das meiste dazu beigetragen, die Nation (das nationale Bewußtsein) wach zu rufen.«²¹⁸

Jedenfalls ist der politische Nationalismus nach Inhalt und Form ein erst in der Neuzeit entstandenes Produkt. Das *Altertum* kannte keine

²¹⁸ Robert SAITSCHIK: Der Staat und was mehr ist als er, S. 145.

Nationalstaaten, auch nicht in den Zeiten hochentwickelten staatlichen Lebens. Die politischen Gebilde waren entweder Stadtstaaten oder aber Weltstaaten, in denen mehrere Völker zusammengeschlossen waren. Die Nationalität war weder ein Trennungs- noch ein Bindemittel. Die Griechen waren während ihrer 1000jährigen Geschichte nur einmal ungefähr 40 Jahre lang national geeint, zur Zeit der Perserkriege; in der übrigen Zeit war die gleiche Nationalität der Grund erbitterter Bruderkriege. Im römischen Weltreich konnte auch ein Jude wie Paulus mit demselben Recht wie ein Bewohner der italischen Halbinsel sich als römischer Bürger bezeichnen. Das jüdische Volk selbst bildete wohl einen Nationalstaat, aber seine theokratische Form gab ihm eine Weihe, die ihn aus der Profangeschichte heraushob, und außerdem sollte gerade der jüdische Nationalismus für alle Zeiten ein Beweis dafür werden, wie verwerflich die nationale Enge auch in den Augen Gottes sein kann. Schon vor Christi Ankunft versuchten die Propheten, namentlich Isaias und Daniel, das Nationalbewußtsein zum Universalbewußtsein zu erweitern – mit schlechtem Erfolge! Als dann Jesus und Paulus ihre übernationalen Ideale entfalteten, wurden sie eben um dessentwillen von der Mehrzahl ihrer Volksgenossen verfolgt und in den Tod getrieben. Die Strafe Gottes war die politische Aufreibung des jüdischen Volkes als Nation.²¹⁹

Wie wenig gab es im *Mittelalter* einen Nationalismus! Wie viele Nationen fühlten sich in dem politischen Reich der römischen Kaiser deutscher Nation wohl, welche Freizügigkeit und geistige Gemeinsamkeit bestand damals, »wie wenig war z.B. der neapolitanische Grafensohn Thomas von Aquino an eine bestimmte Nation gebunden, der in Neapel, Rom, Köln und Paris studierte und lehrte!«

²¹⁹ In einem Vortrage auf der Bonner Akademiker-Tagung 1921 über »Die Liturgie als der Boden, auf dem sich die Völker wieder finden können«, sagte Freiherr von CRAMER-KLETT vom jüdischen Nationalismus: »Wenn ein Volk dazu geschaffen war, gesundes Nationalgefühl zu haben, so war es das auserwählte Volk des alten Bundes. Und wohin hat es ein übertriebener Nationalismus, hohle Eitelkeit ohne Demut vor Gott gebracht? Zu dem Pharisäertum der Tage Christi. Und dieser jüdische Nationalismus, der Christus ans Kreuz schlug, weil er sanftmütig und demütig war und nicht mit schimmernder Wehr die Römer aus dem Lande trieb, ist das Urbild jener Gefühle, deren Produkte wir heute mit Grauen auf den Trümmern des alten Europa sehen.«

»Wir denken stets daran, daß wir Menschen bestimmter Zeit und bestimmten Ortes, bestimmter Nation und bestimmten Berufes sind, nie an jene Tiefen einfachen Menschentums, die in eine ewige und unräumliche Schicht des Seins eingesenkt sind. Der Mensch des Mittelalters gerade umgekehrt. Mag er sich auch noch so sehr als national und beruflich gebunden erlebt haben, jedenfalls war ein solches Erleben niemals primär. Primär war er sich als Heilssubjekt gegeben, als ewiges in ewigen Ordnungen.«²²⁰

Das wurde erst anders, als durch die Renaissance und die Reformation mit der Glaubenseinheit und – Stärke auch die politische Einheit zerbrach. Damals wurde der Boden bereitet für den politischen Nationalismus. Er hat seine Wurzel in der wiedererwachenden antiken Ueberschätzung des Staatsgedankens, im neugläubigen Subjektivismus und in der Loslösung vom Universalismus der alten Kirche. Jede gemeinsame Abhängigkeit von einer gemeinsamen höheren Instanz verschwand, nachdem der Papst nicht einmal mehr die Rolle eines Schiedsrichters unter den Völkern beibehalten konnte. Jede Nation wurde sich Selbstzweck, die nationale Idee wurde die höchste, bis sie im weiteren Verlauf der Entwicklung sogar buchstäblich an die Stelle Gottes trat. Der Staat wurde – bei Hegel – der »präsenste Gott«.

Dies Hegelsche Wort ist nicht nur die Verirrung eines weltfremden Philosophen. Das Besondere an ihm und einigen anderen ist nur, daß diese Formel – der Staat als Gott – auf dem Wege philosophischer Spekulation gewonnen wurde. Auf dem Wege der Leidenschaft, sei es der Liebe sei es des Hasses, kommen aber zahllose unphilosophische Menschen praktisch zu dem gleichen Ergebnis. *Der Nationalismus wird zum vollen Religionsersatz*. Eben weil der Mensch etwas haben muß, was er verehrt, wem er sich als seinem höchsten Gute hingibt, verfallen so viele mit diesem Drange auf den überpersönlichen Staat (es kann auch der Zukunftsstaat sein) oder die überpersönliche Nation. Staat und Nation haben ja vieles an sich, was Verehrung und Dienstbereitschaft wecken kann: Größe, Macht, Ansehen, große Vergangenheit, große Zukunft – unbegrenzte Möglichkeiten! Und es ist im Grunde ein Zeichen eines

²²⁰ Paul LANDSBERG: Die Welt des Mittelalters und wir, Bonn 1923, S. 11 und 14.

edlen Charakters, wenn er die Fähigkeit und das Bedürfnis hat, sich für ein Ideal zu begeistern, ja zu opfern. Aber das Ideal kann ein Idol, ein Götze sein! Und diesem verirrtten Idealismus droht der Nationalismus zu verfallen. Wenn man eine Geistesrichtung bis in ihre letzten Höhen und Tiefen kennen lernen will, muß man sie dort studieren, wo sie in letzter Ausprägung erscheint: den Geist Christi in der Bergpredigt und auf Kalvaria, den Geist der Kirche in blühenden Orden, den Geist des Militarismus in berufsbegeisterten militärischen Führern (Feldmarschällen und Feldwebeln), auch in ungestörten kriegerischen Unternehmungen, den Geist des Sozialismus bei den Bolschewisten auf der äußersten Linken, den Geist des Nationalismus bei den Chauvinisten auf der äußersten Rechten. Erst die letzten Konsequenzen einer Anschauung zeigen ihren ganzen Gehalt und Wert. Im Falle des Nationalismus sehen wir nun, daß die letzte Hingabe an das staatliche oder nationale Machtprinzip tatsächlich religiöse Formen annimmt, sei es, daß der Staat als Ganzes zum Gott gemacht wird oder daß sein höchster Vertreter vergöttlicht wird, wie in der Apotheose der römischen Kaiser, oder daß endlich der altheidnische Kult einer Nationalgottheit erneuert wird, wenn auch in rationalistischer Umbildung wie in den »neugermanischen Kirchen« der neuheidnischen »Deutsch-Gläubigen«²²¹.

Diesem vollentwickelten und bewußten Religionsersatz im Namen eines staatlichen oder nationalen Ideals geht eine mehr unbewußte Idolatrie zur Seite. Wer nämlich vor einer prinzipiellen Vaterlandsvergottung zurückschreckt, kann doch *praktisch* das Vaterland neben oder gar über Gott setzen. Wie oft kommt es vor, daß der Idealismus eines Menschen fast völlig vom nationalen Ideal beschlagnahmt wird, sodaß sein Denken, Fühlen, Wollen und Handeln dem Vaterlande alles opfert, auch Gott und Christus. Köpfe, die für religiöse Gedanken keinerlei Interesse haben, sind erfüllt von Ideen über die Größe des Staates, der Nation und die Bedeutung der Politik; Herzen, die bei keiner religiösen Feier höher schlagen, glühen bis zur Leidenschaft bei patriotischen Kundgebungen. Kein religiös-sittliches Unglück, keine noch so große Beleidigung Gottes oder Beschimpfung der Kirche kann sie in Trauer

²²¹ Vgl. Dr. P. Erhard SCHLUND: Neugermanisches Heidentum im heutigen Deutschland, München 1924.

versetzen, ein nationaler Mißerfolg aber sie völlig niederschlagen. Man kann einwenden, die religiöse Moral gestehe selbst zu, daß die *Gefühlsliebe* sich einem irdischen Gute mehr zuwenden dürfe als Gott! Richtig. Prüfen wir also nicht die affektive, sondern die effektive Liebe der Nationalisten, ihr Wollen und Handeln. »Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt«, sagt Christus. Wie steht es mit dem Halten der christlichen Gebote durch den landläufigen Patriotismus? Ist dieser Patriotismus, wenigstens in erregten Zeiten, jemals ohne heißen Haß, dunkelste Rachsucht, niedrigstes Übelwollen, offenste Schadenfreude, rücksichtsloseste Gewaltanwendung? Ganz unverhohlen kommen diese Gesinnungen in den Gesprächen und Gesängen derer, die als besonders patriotisch gelten, zum Ausdruck. So ist es schon bei den Laien in der Politik. Bei den zünftigen Politikern nationalistischer Farbe und den Mitgliedern nationalistischer Aktionsgruppen wird dieser Geist, aber auch mit kalter Überlegung in ein System gebracht, der blinde Haß wird zur zielsicheren Hetze, das skrupellose Reden zur planmäßigen Lüge, der ohnmächtige Vernichtungswille zur schleichenden Bestechung und endlich zum offenen Mord organisiert! Es ist die offenkundigste Tatsache von der Welt, daß die Liebesethik Christi, die sogar den Feind zu lieben und zu segnen befiehlt, von der nationalistischen Leidenschaft restlos preisgegeben wird. Ehrlich und konsequent ist deshalb auch allein der Nationalist, der die Vereinbarkeit seiner politischen und der christlichen Moral rundweg verneint.

Der Zwiespalt zwischen den idealen Forderungen Christi und den scheinbar damit unverträglichen Forderungen des politischen Lebens hat diejenigen, die weder das christliche noch das nationalistische Ideal fahren lassen wollen, zur Aufstellung einer *doppelten* Moral geführt: jeder der beiden einander entgegenstehenden Interessensphären seien andere Gesetze zuzuweisen. Sicher ist die Versuchung zu dieser Trennung groß. So wie sich das politische Leben einmal abspielt, gerät es auf Schritt und Tritt mit dem Geiste Christi in Konflikt. *Treitschke* meinte deshalb: »Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll – d.h. es müssen die Moralisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Nation und den Lebenszwecken des

Staates und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß.«²²² Der letzte Satz ist richtig, nur ist es falsch, daß der Lebenszweck des Staates ein anderer sei als der des einzelnen Menschen. Beider Aufgabe ist es – jeder in seiner Weise – die Ehre Gottes zu fördern und zwar auf dem Wege, den Christus gewiesen hat. Auf christlichem Boden konnte die Theorie der Trennung von politischer und privater Moral deshalb auch nicht wachsen. Die Renaissance war es, die als Wiederbeleberin der Antike folgerichtig auch das antike Staatsgewissen wieder aufbrachte und in *Machiavelli* der Welt einen neuen Lehrmeister fast noch unterheidnischer Staatsmoral bescherte. »Wo es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt, darf keine andere Erwägung ins Gewicht fallen, nicht Recht und nicht Unrecht, nicht Mitleid und nicht Härte, nicht Ruhm und nicht Schimpf, sondern mit Hintansetzung jeder anderen Rücksicht ist jede Maßregel ins Werk zu setzen, die sein Leben rettet und seine Unabhängigkeit aufrecht hält.«²²³ Danach ist also das Wohl des Staates das höchste Gut, über Recht und Unrecht erhaben. Diese Unmoral wird noch unterboten, wenn nicht mehr das Wohl des Vaterlandes – immerhin noch ein wertvolles Gut – sondern das nackte persönliche Interesse des Fürsten als Richtschnur des politischen Handelns verteidigt wird, wie es Machiavelli in seinem berühmten Buche *del Principe* (1513/14) tut:

»Ein Fürst kann nicht all das beobachten, wodurch die Menschen sich die Bezeichnung ›gut‹ verdienen, denn um den Staat zu erhalten, ist er oft genötigt, gegen die Menschlichkeit, gegen die Nächstenliebe, gegen die Gottesfurcht zu handeln. Ein kluger Fürst kann und darf sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben sich gegen ihn selbst kehrt, und die Ursachen, die ihn bewogen haben, es zu geben, aufhören [...] Es ist für einen Fürsten nicht notwendig, die oben genannten Tugenden wirklich zu besitzen, wohl aber muß es scheinen, daß er sie habe. Ich wage zu behaupten, daß es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein; aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu scheinen, ist sehr nützlich. [...] Der Fürst suche nur sein Leben und seine Gewalt zu sichern. Die Mittel werden immer für

²²² Heinrich von TREITSCHKE: *Politik*, Leipzig 1897, S. 105.

²²³ MACHIAVELLI: *Discorsi sopra la prima decadi di Tito* (1532) III. c. 41.

ehrenvoll gelten, denn der große Haufe hält es stets mit dem Schein und mit dem Ausgang.«²²⁴

Diese Schurkenmoral, die so viele Schüler gefunden hat, besitzt den einen Vorzug, daß sie ehrlich ist, d.h. auf jeden Versuch, das vaterländische und das dynastische Interesse mit der Moral und gar mit der christlichen Moral in Einklang zu bringen, verzichtet.

Nicht als Unehrlichkeit, aber als Halbheit und Schwäche soll es bezeichnet werden, wenn andere es nicht übers Herz bringen, einen unlösbaren Widerspruch zwischen ihrem vaterländischen und ihrem christlichen Gewissen offen zuzugeben, sondern das Bedürfnis zeigen, Christus auf ihrer Seite zu behalten, indem sie erklären, Christus selbst habe die öffentlichen Angelegenheiten von seiner idealen Ethik, insbesondere der Bergpredigt, ausnehmen wollen. Diese Auffassung wird besonders im Protestantismus theoretisch und praktisch verfochten. *Martin Rade* schreibt in einem Aufsatz über die Stellung der protestantischen Kirche zur Kriegs- und Friedensfrage:

»Unter dem Druck solch alltäglicher Nötigung [...] macht Luther den genialen (!) scharfen Unterschied zwischen dem einzelnen Christenmenschen und seiner persönlichen Gesinnung, die durchaus der Gesinnung Jesu gleich sein soll – und demselben Christen als Berufsstandes- und Amtsperson mit den Pflichten, die seine Stellung in der Welt ihm auferlegt.«²²⁵

Während hier noch Christus als Lehrer für beide Gebiete festgehalten wird, nur mit jeweils verschiedenen Gesetzen, erklärt der protestantische Theologe *Otto Baumgarten*, Christus habe an das Staatsleben bei seiner Ethik gar nicht gedacht, das Christentum habe nur einen Ausschnitt unserer sittlichen Verpflichtungen im Auge, nämlich das Verhältnis der Einzelseele zur Einzelseele und zu ihrem Herrgott. Die private und die staatliche Sphäre bildeten zwei ganz verschiedene Stockwerke unseres

²²⁴ Zitiert bei Franz SAWICKI: *Politik und Moral*, Paderborn 1917.

²²⁵ Martin RADE: *Protestantische Kirche*. In: Walter FABIAN / Kurt LENZ (Hg.): *Die Friedensbewegung*, S. 67-72.

sittlichen Lebens. Im Staate gilt der Satz: »Macht ist Recht und Sittlichkeit.«²²⁶ Noch deutlicher heißt es bei *Werner Picht*:

»daß die Nationen sich als solche dem Gesetze Christi nicht unterwerfen können [...] Man kann von der Möglichkeit eines *moralischen* Verhaltens auch im politischen Leben überzeugt sein; aber die *christliche* Moral ist auf das Leben der Staaten nicht anwendbar, und zwar weil wir uns diese nicht als Ganzes auf ein solches Niveau christlicher Lebenshaltung gehoben denken können, daß sie auch nur das Recht (!) hätten, christlich zu handeln. Für jede Nation von Ehre ist, da es keine Nation von Heiligen gibt, der oberste Grundsatz der der Selbsterhaltung mit allen Mitteln. Eine Nation, die anders denkt und handelt, ist ihres Daseins unwert.«²²⁷

Abgesehen von den Konsequenzen einer solchen Moral im Völkerleben, stelle man sich die doppelte Moral einmal subjektiv in den Seelen der einzelnen vor. Es gibt doch keine besonderen Wesen, die weiter nichts als Staatsbeamte, Politiker und Militärs wären, sondern diese Wesen sind gleichzeitig Menschen. Gäbe es ein besonderes Politikergeschlecht neben dem Menschengeschlecht, so könnte das erstere die öffentliche Moral befolgen und das letztere die private. Weil aber der Politiker, der Mensch und der Christ ein und dieselbe Person mit einem einzigen Gewissen (ohne Stockwerke) ist, ist eine doppelte Moral subjektiv unmöglich. Wenn der Politiker Müller lügen will, muß der Mensch Müller es auch tun. Und wenn der Mensch Müller eine Sünde damit begeht, begeht der Politiker Müller auch eine, und wenn der Mensch Müller in die Hölle fährt, fährt der Politiker Müller mit. Einen Ausweg aus dieser unteilbaren Einheit von Privat- und Berufsmensch gibt es nur, wenn man sagt, die politische Lüge ist keine Lüge oder ist eine erlaubte Lüge. Wie sich andere Morallehren dazu stellen, ist ihre Sache – die christliche kennt diese Sophistik und Zerreißung des Lebens nicht.

²²⁶ Otto BAUMGARTEN: Der Krieg und die Bergpredigt, Berlin 1915 und DERS.: Politik und Moral, Tübingen 1916; vgl. auch Friedrich Wilhelm FOERSTER: Politische Ethik und politische Pädagogik, München 1918, S. 327ff.

²²⁷ Werner PICHT: Die Frucht des Leidens. Der Bücher vom Kreuzweg erste Folge, Patmos-Verlag 1920.

Deswegen ist die Theorie der doppelten Moral auf katholischem Boden gänzlich ausgeschlossen.

Ein Irrtum ist auch die Behauptung Martin Rades in seinem schon genannten Aufsatz, nach katholischer Lehre seien »die Vorschriften der Bergpredigt nur ›Ratschläge‹, die der gewöhnliche Christ zu erfüllen keine Verpflichtung habe«, die katholische Kirche besitze »eine Zweiteilung der Christen in Fromme, Vollkommene, Heilige (Mönche und Nonnen) einerseits und schlichtes Kirchenvolk anderseits«. Nein, noch im August 1923 hat die Fuldaer Bischofskonferenz mit ausschließlicher Bezugnahme auf die akuten politischen Konflikte der Gegenwart von der schwersten Weisung der Bergpredigt, der Feindesliebe, gesagt: »Das ist nicht etwa bloß ein Rat, das ist ein streng verpflichtendes Gebot für alle, die Kinder Gottes sein wollen.« Und ganz hell und deutlich hat Benedikt XV. mitten in die Brandung politischer Haß- und Gewaltmoral der Nachkriegszeit hineingerufen: »Das evangelische Gebot der Liebe unter den Einzelwesen ist keineswegs verschieden von jenem, das unter Staaten und Völkern zu gelten hat.« Pius XI. hat diese Lehre in seiner ersten Enzyklika wiederholt.

In der katholischen Theorie ist kein Raum für eine Vaterlandsliebe, die für das Vaterland eine andere Moral benötigt, als für das Privatleben. Aber in der Praxis huldigen oft auch Katholiken der doppelten Moral. Sie sind Menschen und Patrioten wie alle anderen und darum derselben Versuchung ausgesetzt wie alle anderen. Auch der Katholik kann praktisch der Zweiteilung des Christentums in ein Sonntags- und ein Werktagschristentum verfallen, d.h. das Evangelium als feiertägliches Erbauungsbuch heilighalten, aber vergessen, es mit ins öffentliche Leben zu nehmen, in die politische Versammlung, ins Parlament, ins Ministerium. Würde nicht mancher diese Zumutung, jedes politische Gespräch, jeden politischen Zeitungsartikel, jede diplomatische Note, jede nationale Feier dem Geiste des Evangeliums zu unterwerfen, als eine kindische Weltfremdheit und Narrheit belächeln? Damit kommt man im Leben nicht weiter, würde die Antwort lauten, in der Kirche macht man das Kreuz und beugt das Knie, in der Welt aber ballt man die Faust und gebraucht die Ellenbogen! Daß auch eine starke Selbstbehauptung im Geiste Christi möglich ist, wird wenig beachtet, jedenfalls wird nicht danach gefragt, und die Möglichkeit, im Leben, besonders im Völkerleben,

mit der Nachfolge Christi durchzukommen, wird stark bezweifelt. Man kann von einem praktischen Unglauben auch vieler katholischer Gläubigen an die universale Geltung und Durchführbarkeit des Evangeliums Christi sprechen, ganz besonders auf dem Gebiete des Völkerverkehrs und der sogenannten nationalen Interessen. »Wer national denkt und arbeitet«, heißt es in einer weit verbreiteten katholischen Schrift, »leugnet die Möglichkeit einer wahren Völkervereinigung und eines wahren Völkerfriedens.« Der Grund sei die Lehre von der Erbsünde.

»Eben weil wir an diesem Dogma festhalten, lassen wir uns nicht von einem Wilson, den Freimaurern, den Sozialdemokraten einfangen durch den Köder ›Völkerverbrüderung‹, ›Völkerfriede‹ [auch nicht von Benedikt XV. und Pius XI. *Fr. Str.*], pflegen vielmehr den nationalen Gedanken. Das Dogma von der Erbsünde sollte unsere Volksredner, unsere Zeitungsredakteure abhalten, sich gelegentlich von dem evolutionistischen Wahne der Weltverbesserung zum Schaden der nationalen Neubelebung betören zu lassen.«²²⁸

Es ist bezeichnend für den Nationalismus, daß er sich schützend vor das Dogma von der Erbsünde stellt und das Dogma von der Erlösung und der Erneuerung des Angesichtes der Erde durch die Sendung des Hl. Geistes und die universale Kirche vergißt.

Treffend schreibt *Friedrich Wilhelm Foerster* zu der ewigen Berufung auf die Erbsünde:

»Erlaubte die Lehre von der Erbsünde solchen Kampf (gegen den Krieg) nicht, dann hätte in ihrem Namen die menschliche Gesittung schon im Mittelalter Halt machen müssen, als die Häuser jeder Stadt in einem Turm ausliefen, von dem aus die eine Familie Steine auf die Köpfe der anderen warf. Schon damals gab es sicher Christen, die der Ansicht waren, daß dies die gottgeordnete und unüberwindliche Wirklichkeit des sündhaften Menschenlebens sei; es gab aber sicher selbst damals schon Christen, die diesen Zustand nicht als die letzte Stufe christlicher Kultur auf Erden betrachteten, sondern fest darauf

²²⁸ Phillipp HÄUSER: *Wir Katholiken und die Revolution*, Regensburg 1922, S. 47.

vertrauten, daß die Türme von den Häusern verschwinden würden, dann von den Städten, bis endlich auch die Nationen trotz allen Fortwirkens der Erbsünde dennoch die Kraft des göttlichen Odems im menschlichen Staube durch völkerverbindende Rechtsordnungen zum politischen Ausdruck bringen würden. Europa ist heute noch mit einer jener mittelalterlichen Städte zu vergleichen, in denen eine Familie gegen die andere in Haß und Krieg stand – Europa aber wird sich entweder selbst vernichten und als Mondlandschaft enden, oder es wird den Völkern aller Welt im Ausbau eines Systems übernationaler Gemeinschaft und Streitschlichtung vorangehen. Der Völkerbund ist ein Anfang und konnte nach solchem Kriege nur ein Anfang sein – auch an den Kathedralen ist jahrhundertlang gebaut worden
....«²²⁹

Mit dem Worte Vaterlandsliebe wird ein mindestens ebenso großer Mißbrauch getrieben wie mit dem Worte Liebe überhaupt. Was wird nicht alles als Liebe bezeichnet: Tändelnde Verliebtheit, so flüchtig und zerfließend wie ein Spiel, niedrigste Wollust, ebenso brutal im Genusse wie in der darauffolgenden Abstoßung, krasser Egoismus, liebloseste Rücksichtslosigkeit und Pflichtvergessenheit gegen alles, was der Liebesleidenschaft im Wege steht, Preisgabe Gottes, um den Gegenstand der Liebe zum Götzen zu machen – lauter Dinge, die das Gegenteil der wahren Liebe sind. Genau so kann auch die Liebe zum Vaterland entarten. Als Vaterlandsliebe gilt der Rausch einer patriotischen Feier, deren belebender Geist der Alkohol ist, oder die – meist damit verbundene – unfeine Glorifizierung der eigenen Vorzüge, als Vaterlandsliebe auch die haßtriefende Hetze gegen äußere und innere Feinde, die lichtscheue Verschwörung gegen sie bis zum politischen Mord, die Vernachlässigung aller Pflichten, die nicht im Dienste des Chauvinismus stehen, die Nichtigkeitserklärung aller sittlichen Gebote, die dem nationalen Interesse Schranken setzen, bis zur Absetzung des wahren Gottes und zur Kreuzigung Christi – ein Rattenkönig minderwertiger, lasterhafter, verbrecherischer Eigenschaften! Das Ganze hüllt sich noch in den Mantel der

²²⁹ Friedrich Wilhelm FOERSTER: Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel, München und Leipzig 1923, S. 412.

Größe und Alleingerechtigkeit und pharisäischer Verachtung gegen alle, die dafür kein Verständnis haben. Im Zeitalter des Nationalismus ist diese Form der Vaterlandsliebe so häufig, daß auch sonst edelgerichtete Menschen ihr verfallen, jedenfalls weitgehende Nachsicht gegen sie zu üben geneigt sind.

Um so nötiger ist es, diesem Hexensabbat mit äußerster Schärfe entgegenzutreten! Es gehört ein gewisser Kraftaufwand dazu, um seine Diktatur zu brechen. Es muß von Menschen und Mächten hoher moralischer Geltung, besonders von der Kirche, dieser Art Patrioten gesagt werden, daß sie Falschmünzer, Umkehrer und Vernichter der Vaterlandsliebe sind, daß sie sich mit ihrem Treiben vor Gott und der Menschheit schuldig machen.²³⁰

Die Vaterlandsliebe ist entweder eine *sittliche Tugend* oder sie ist überhaupt nicht. Eine Tugend aber ist nicht schon dann vorhanden, wenn sich ihr Habitus auf ein gutes Objekt richtet, sondern erst dann, wenn er auch in der Form gut ist und das Subjekt, den Träger dieses Habitus, gut macht.²³¹ Zunächst muß also die echte Vaterlandsliebe sich auf das wahre Objekt beziehen, d.h. sie muß positive, opferbereite Mitarbeit an den Aufgaben des jeweiligen *Staates* sein, dem ein Mensch angehört. Wenn die jeweilige Staatsform einem Staatsbürger nicht gefällt, so hat er das Recht, an ihrer Verbesserung oder Ersetzung durch eine andere zu arbeiten, aber nur auf ordnungsmäßigem, gesetzlichem Wege. Jede ungesetzliche Zerstörung der rechtmäßigen Gewalt ist das Gegenteil der Vaterlandsliebe: Hochverrat! – Wer das Objekt, seinen Staat, unangetastet läßt, kann immer noch dadurch gegen die Tugend der Vaterlandsliebe sündigen, daß er ihm nicht auf die *rechte Weise* dient. Tugend ist Maßhaltung Einhaltung der rechten Mitte zwischen zwei Extremen, einem Zuviel und Zuwenig der Hinwendung an das betreffende Objekt. Zu wenig Vaterlandsliebe haben diejenigen Menschen, die dem Kaiser

²³⁰ Das Hirten Schreiben der *Fuldaer Bischofskonferenz* vom 23. August 1923 läßt an dieser deutlichen Sprache nichts zu wünschen übrig. Es sagt denen, die »in heißer Rachsucht Feuer vom Himmel über die Bedränger herabrufen möchten«, daß sie sich »mit ihrem ohnmächtigen Grimm nur lächerlich und verächtlich machen«, und nennt sie »Gemeinschädlinge.«

²³¹ »Virtus est habitus, qui bonum facit habentem et opus eius bonum reddit« (Nach ARISTOTELES).

nicht geben, was des Kaisers ist, also vor allem Ehrfurcht, Abgaben und Dienstleistungen, zu viel aber die – es sind sehr oft dieselben, die von der echten Vaterlandsliebe zu wenig haben –, die in ihrem vaterländischen oder besser nationalistischen und chauvinistischen Überschwang Gott nicht geben, was Gottes ist! Dazu gehören alle, die in Gedanken, Wünschen, Worten und Werken ihr vaterländisches Ideal zum Götzen machen, auf dessen Altar sie die Tugenden einer makellosen Gerechtigkeit gegen Freund und Feind und einer allumfassenden Liebe gegen die Nächsten und die Fernsten verbrennen. Wer dem Grundsatz »Recht oder Unrecht – mein Vaterland!« in dem Sinne huldigt, daß das vaterländische Interesse eine strenge Abwägung von Recht und Unrecht nicht vertrage, stellt sich jenseits von gut und böse und ist ein Mensch mit defektem oder verwildertem Gewissen. Der bekannte Satz *kann* einen guten Sinn haben. Recht und Pflicht ist es nämlich, seinem Vaterland in allen Lagen beizustehen, auch wenn es unrecht tut, so wie Kinder von ihren Eltern sagen können und sollen: »mögen sie Recht oder Unrecht tun, sie sind und bleiben meine Eltern; ich habe Pflichten der Pietät und der Liebe gegen sie, und das soll in meinem ganzen Denken, Sprechen, Handeln zum Ausdruck kommen; ich will ihnen helfen, daß sie das Unrecht überwinden.« Aber so wird die Maxime »Recht oder Unrecht – mein Vaterland« meist nicht verstanden, sondern so: die vaterländischen Belange können es mit der Frage Recht oder Unrecht nicht so genau nehmen und müssen, um sich durchzusetzen, manchmal ein anderes Prinzip voranstellen: das Nützlichkeitsprinzip! Hier fehlt es nicht nur am Gewissen, sondern auch an der nötigen Einsicht. Denn eine unmoralische Handlung ist niemals nützlich, auch nicht in der Politik. Wenn es eine sittliche Weltordnung gibt, dann ist alles Unsittliche zum Verderben verurteilt, mag dieses Verderben auch sehr lange auf sich warten lassen, wie es im Völkerleben oft der Fall ist. Ideal- und Realpolitik zugleich spricht sich in dem Satze *Gladstones* aus: »Was moralisch falsch ist, kann gar nicht politisch richtig sein.« Und sollte wirklich einmal aus Treue gegen das moralische Gesetz eine politische Chance nicht genützt werden und dem Staate ein Schaden daraus entstehen – es ist zu bestreiten, daß es ein wahrer Schaden ist – so dürfte er darum doch keinen Finger breit vom Sittengesetz abweichen. Auch vom Staate gilt: was nützt es ihm, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele.

Diese Treue, die die Tugend der Vaterlandsliebe der ganzen sittlichen Ordnung schuldet, muß sich bis auf ihr Reden und Denken erstrecken. Eine patriotische Rede, die von Haß und Rache beseelt ist und die diese Gefühle in anderen erzeugen will oder die auch nur voll eitler Prahlerei und Selbstüberhebung gegenüber anderen Völkern ist, ist Spreu und Schmutz in Gottes Augen, also kein echter Patriotismus. Das Gleiche gilt von der alkoholisierten patriotischen Begeisterung. Jede Unmäßigkeit im Genuß geistiger Getränke zu Ehren des Vaterlandes ist unpatriotisch. Denn die Unmäßigkeit ist eine Sünde, und keine Sünde ist mit vaterländischer Tugend vereinbar. Patriotisch dagegen ist der Kampf gegen den Alkoholismus und jede andere Form der privaten und öffentlichen Verderbnis. Patriotisch ist ein tugendhaftes Leben, Gottesfurcht, Gottesdienst, Gehorsam gegen jede rechtmäßige Gewalt, sofern sie keine Sünde befiehlt, patriotisch ist Keuschheit, Gerechtigkeit, Wahrheitsmut. Das Vaterland ist nicht etwas von uns Getrenntes; wir sind ein Stück von ihm: wenn wir gut sind, helfen wir ihm, wenn wir schlecht sind und uns erniedrigen, schaden wir ihm. Ein Offizier, der seine Leute schlecht behandelt und ein ausschweifendes Leben führt, reißt an vaterländischen Werten mehr nieder als sein Dienst aufbaut. *Saitschik* erinnert in seinem Buche über den Staat an das Wort, das die Mutter des hl. Ludwig, des Königs von Frankreich, an ihn richtete: »Eher möchte ich dich tot wissen, als daß du eine Todsünde begingest« und sagt dazu: »So sollte auch die Nation zu ihren Söhnen reden.«

Es mögen hier noch einige schöne Worte des edlen Inders *Rabindranath Tagore* aus seinem Roman »Das Heim und die Welt«²³² Platz finden:

»Ihr solltet auch nicht einmal den zehnten Teil eurer Kraft in diesem zerstörenden Haß vergeuden ›Dieser Haß (entgegnet der andere) wird uns die Kraft geben aufzubauen‹. – ›Das ist, als ob ihr sagtet, ihr könntet das Haus nicht erleuchten, ohne es anzuzünden‹.« (S. 26.)

»Ich will gern meinem Lande dienen, aber die Gerechtigkeit steht mir höher als das Vaterland. Wer Götzendienst mit seinem Vaterlande treibt, ruft einen Fluch darauf herab.« (S. 29.)

²³² Rabindranath TAGORE: Das Heim und die Welt, München 1921.

»Ich möchte mein Vaterland so sehen, wie es in Wahrheit ist; und darum würde ich mich scheuen und es für unwürdig halten, mit hypnotisierenden patriotischen Reden zu arbeiten. ›Mein Gefühl (entgegen der andere) ist begrenzt und kann nicht die ganze Menschheit umfassen, darum verehere ich sie hier in meinem Volke.‹ ›Ich habe nichts gegen die Verehrung als solche, aber wie willst du Gott verehren, wenn du andere Völker hassest, in denen er sich gleichfalls offenbart?« (S. 43.)

»Tyrannei für das Vaterland heißt Tyrannei gegen das Vaterland.« (S. 188).

Die Vaterlandsliebe kann eine natürliche und eine übernatürliche Tugend sein. Objektiv sind beide gleich, weil ihr Gegenstand in beiden Fällen das Vaterland ist, aber subjektiv liegen bei der übernatürlichen Vaterlandsliebe Urgrund und Beweggrund höher. Jede übernatürliche Tugend hat Gott zum unmittelbaren Urheber und Bewegter, d.h. Gott verleiht diese Tugend mit der heiligmachenden Gnade und bewegt den Menschen, die Tugend nur in dieser Gnade zu üben, unter ihrem Antrieb, in ihrem Lichte, in ständiger Verbindung mit ihrem göttlichen Ursprung und Ziel. Schon die natürliche Tugend der Vaterlandsliebe hat die sittliche Weltordnung und damit Gott, ihren Ursprung, zum Maßstab. Wo diese Beziehung nicht bewußt hergestellt und festgehalten wird, »da gibt es keinen Staat, auch kein Volk, sondern nur eine wie immer beschaffene Menge, die des Namens Volk unwürdig ist«²³³, da ist dann auch das von der Gerechtigkeit losgelöste vaterländische Interesse eine Untugend und keine Tugend. Wie erst ist die übernatürliche Tugend der Vaterlandsliebe über ihre landläufige Erscheinungsform erhaben! Ihr ist Gott Anfang und Ende des Vaterlandes, sie sieht es nur mit seinen Augen, mit seinen Gedanken, mit seinen Wünschen an, liebt es nur, weil Er es will und wie Er es will! In gewissem Sinne ist jedes Volk ein auserwähltes Gottesvolk, weil es einen bestimmten Gedanken Gottes verkörpern soll und eine bestimmte Aufgabe im Plane Gottes zu erfüllen hat. Daraus folgt, daß jedes Volk nach außen sich nur als ein Glied der großen Völkerfamilie zu betrachten und ehrfürchtige Rücksichten auf

²³³ AUGUSTINUS: De civitate Dei XIX 21.

die anderen, die auch Gedanken und Pläne Gottes darstellen, zu nehmen hat, und nach innen sich ebenfalls der vollkommensten Gottgemäßheit zu befleißigen hat. Gottesrecht bricht Staatsrecht, es gibt kein Staatsrecht gegen Gott! Der aber ist erst ein wahrer Patriot, der für diese Gottgemäßheit seines Volkes eifert, der es liebt wie Gott es liebt und es haßt, wie Gott es haßt, der ihm dient, wie Gott es will, und ihm den Dienst verweigert, wo Gott ihm diese Verweigerung gebietet. So liebten und haßten und dienten und eiferten die Propheten, die größten aller Patrioten. »In der Propheten« sagt *Paul de Lagarde*, »brennt zum ersten Male in der Geschichte die Flamme der Vaterlandsliebe im reinsten Lichte, jener Vaterlandsliebe, welche im Vaterlande den Träger einer großen Aufgabe sieht.« Wie liebten sie ihr Volk! Sie gaben ihm zärtliche Namen: »treuer Sohn«, »trautes Kind«, »Schmuck«, »üppiger Weinstock«, boten sich für ihre Volksgenossen zum Opfer an – »o Herr, schone ihrer und streiche mich dafür aus deinem Buche«, sprach Moses – beteten und weinten bis zum Übermaß für sie – »bete nicht für dieses Volk und bringe für sie nicht Lobgesang und Bitten vor, tritt mir nicht entgegen, denn ich will dich nicht erhören«, sprach der Herr zu Jeremias – aber sie flammten und donnerten ihnen auch ihren leidenschaftlichen Zorn entgegen, wenn sie sündigten und Idolen nachgingen und den einen wahren Gott, den Quell des lebendigen Wassers, verließen. Von den Propheten können wir für alle Zeiten jenen Patriotismus lernen, der nicht in betrügerischer Eitelkeit über die Schwächen und Sünden des eigenen Volkes hinwegsieht und sie in verblendeter Liebe entschuldigt oder gar verteidigt, sondern der sich des großen Abstandes zwischen Ideal und Wirklichkeit klar bewußt wird und ihn mutig aufzeigt, auch wenn empfindliche Gemüter dadurch verletzt werden. Mit dem Schicksal der Propheten können sich alle jene trösten, die von den Patrioten nationalistischer Observanz gelästert und verfolgt werden, weil sie Wahrheit und Gerechtigkeit dem nationalen Interesse überordnen.

Religiöser Patriotismus muß das Vaterland so betrachten, wie Gott es tut, und Gott im Vaterlande dienen. *Christlicher Patriotismus* muß diesem Geiste noch die besondere Ausprägung der Christugemäßheit geben. Im Neuen Bunde, im Reiche Christi, muß auch die Vaterlandsliebe ein Stück der Nachfolge Christi sein. Das Ideal des christlichen Patrioten ist Christus und sind jene heiligen Christen, die auch als Glieder ihres

Vaterlandes ganz von Christi Geist erfüllt waren. *Wie hat Christus zu seinem Vaterlande gestanden?* Christus war Jude und wollte als solcher leben und sterben. Er liebte sein Volk und beobachtete treu seine Gebräuche und Gesetze, er warb um seine Liebe und wollte ihm vor allen anderen helfen. Aber es ist unmöglich, ihn für einen Patrioten im Sinne eines national-begeisterten Mannes zu halten. Er war weder für den römischen Kaiser noch für dessen Vasall, den jüdischen König, noch für das national-jüdische Ideal begeistert. Dem römischen Staate zahlte er seinen armseligen Steuerbeitrag, nicht ohne zu bemerken, daß er es eigentlich nicht brauchte, aber die Sache war ihm zu geringfügig, um einen Streit daraus zu machen; seinen unmittelbaren Landesherrn Herodes nannte er gelegentlich einen »Fuchs«, dem römischen Staatsanwalt Pilatus gab er vor Gericht eine einzige kurze Antwort – er sei der König der Juden – auf alle übrigen Fragen verweigerte er die Auskunft. Seine Nation verlangte seine Hinrichtung, weil er sich in erklärten Gegensatz zum national-jüdischen Geiste gestellt hatte, und sein Staat vollzog das Urteil. Ein solcher Mann kann nicht als Vertreter des gewöhnlichen Patriotismus gelten. Der gewöhnliche Patriotismus ist eben etwas anderes als die Tugend der Vaterlandsliebe. Diese besaß der Heiland in edelster Vollen- dung. Denn Jesus war ein Jude, der zuerst dreißig Jahre lang still seine Pflicht tat, indem er für seine Nächsten arbeitete und betete und seinen Eltern untertan war, wodurch er auch der beste Untertan des Staates wurde. Dann trat er in die Fußstapfen der größten Propheten, indem er wie sie und mehr noch als sie seinem Volke half am Leib und an der Seele. Nie hat Israel einen so hingebenden Arzt, einen solchen Lehrer gehabt, nie hat ein Patriot sich so für sein Volk aufgeopfert. Allein er hatte bei allem ein höheres Ziel im Auge. In jedem Dienst, in jeder körperlichen Heilung, in jedem belehrenden, mahnenden, tadelnden, ermunternden Wort suchte Jesus die *Seele* seines Volkes. Die war tief verschüttet, nicht zuletzt von dem Flitter nationalen Stolzes und Ehrgeizes, sie war eingeengt und verwirrt von den völkischen Idolen. Wehe dem, der einen Nichtjuden als gleichberechtigt ansah oder der ein anderes politisches Ideal anstrebte als das der Wiederherstellung der jüdischen Theokratie! Jesus teilte weder die eine noch die andere Anschauung, sondern tat das gerade Gegenteil. Er nahm den Faden auf, den die Propheten angespannen hatten, als sie daran gegangen waren, den natio-

nalen Gedanken zum universalen zu erweitern. Nicht nur die Juden, alle anderen Nationen waren mitberufen, dem Reiche des Messias anzugehören. Jesus legte Zeugnis ab von diesem Geist, indem er alle Menschen, die in seinen Gesichtskreis traten, gleichmäßig gütig behandelte. Da gab es weder Jude noch Heide noch Mischling. Jesus sah in jedem den Menschen, die unsterbliche, zur Erlösung berufene Seele. Und als er von dem großen Gebote der Nächstenliebe sprach, da konnte er es zwar aus dem alten Schatze der jüdischen Tradition hervorholen, aber den Begriff »Nächster« mußte er neu erklären. »Nächste« waren sowohl für Juden wie für Heiden immer nur die Volksgenossen. Jesus erzählte nun die Parabel vom barmherzigen Samariter, um für alle Zukunft zu veranschaulichen, wer in seinen Augen als Nächster zu gelten habe. Was der nationalstolze Jude, noch dazu im geistlichen Stande, der jüdische Priester und Levit, für überflüssig oder gar für unter seiner Würde hielt: sich eines armen, geschundenen und ausgeplünderten Menschen, dessen Herkunft er nicht kannte, anzunehmen, das tat ein Angehöriger des von den Juden verachteten Mischvolkes der Samariter ohne nach den persönlichen oder nationalen Verhältnissen des Hilfsbedürftigen zu fragen. Jeder Mensch, so lautete Jesu Lehre, ist als »Nächster« anzusehen, ob Volksgenosse oder Ausländer, ob Freund oder Feind, und jeder ist als Bruder oder Schwester unter allen Umständen auch dann, wenn es der Natur noch so schwer und zuwider ist, aufrichtig und werktätig zu lieben.

Diese und andere Anschauungen, die Jesus vertrat, bewirkten sehr bald, daß er seinen Landsleuten nicht mehr als national zuverlässig galt. Er schien die Nichtjuden ebenso, wenn nicht noch mehr zu achten als die Juden. So wie man heute einen Deutschen, der mit Franzosen verkehrt und ihre guten Eigenschaften hervorhebt, als Franzosenfreund oder Französling beschimpft, so warfen die Juden dem Heiland ins Gesicht: »Sagen wir nicht recht, daß du ein Samariter bist und einen Teufel hast?« (Joh. 8,48).

»Der Samariter war in den Augen der Juden ein Gegenstand tiefster Verachtung; er galt als Judenfeind und Abtrünniger. Indem sie dem Heiland diesen Schimpfnamen beilegen, kennzeichneten sie ihn als Feind des Judentums, als solchen, der von der bewährten, reinen

Lehre der Väter abgefallen sei, bzw. dieselbe mit vielen falschen, verwerflichen Lehren vermischt habe.«²³⁴

Es war die typische vom Nationalismus beliebte Beschuldigung mangelnder nationaler Haltung. Jesu edle Menschlichkeit konnte davon nicht berührt werden. Eine Vaterlandsliebe, die als wesentlichen Bestandteil eine unfreundliche Gesinnung gegen Ausländer verlangt, war ihm fremd. Man kann nicht einwenden, daß damals das nationale Gefühl keine Belastungsprobe auszuhalten gehabt habe. Der Nationalstolz der Juden war im Gegenteil stark gereizt durch die römische Fremdherrschaft. Die jüdischen Patrioten fühlten sich gedemütigt und unfrei, im Lande lag fremdes Militär. Aber wann hätte Jesus je ein Wort darüber verloren? Seine wundervolle Seele war frei von jeder Bitterkeit darüber, wengleich sie die Demütigung des Vaterlandes traurig empfinden mochte. Allein Jesus wußte: sie war verdient! Der Vater im Himmel wußte, was er zuließ! Seine Vorsehung war ewig heilig! Und der römische Soldat – was konnte er dafür? So mochten sie denn zu ihm kommen, die Offiziere und Beamten der fremden Besatzung, sein Herz stand ihnen ebenso offen wie jedem Landsmann. Ob irgend ein Nationaljude mit seiner verbissenen Verachtung nichtjüdischen Wesens einen Römer zur Religion des wahren Gottes bekehrt hat, wissen wir nicht. Es ist nicht sehr wahrscheinlich. Aber die beiden römischen Offiziere, die Jesus von Nazareth begegneten, wurden bekehrt. Gewiß war es seine Gottheit, die die Herzen umwandelte, aber durch das Medium seiner großen Menschlichkeit. Dem Nationalisten fehlt diese Menschlichkeit, seine Vaterlandsliebe versteht nur abzustoßen, niemals anzuziehen. Er ist der unfähigste Erwecker fremder Sympathien für das eigene Vaterland.

Christliche Vaterlandsliebe muß Christus zum Vorbild haben. Allerdings darf man nicht vergessen, daß Christus kein Soldat, sondern Lehrer und Priester war; der Patriotismus des Soldaten und gewöhnlichen Bürgers wird sich entsprechend anders äußern dürfen, (der eines katholischen Priesters allerdings nie!). Es ist deshalb irreführend, wenn die Quäker in ihrem an anderer Stelle erwähnten Aufrufe gegen den Krieg schreiben: »Christus würde seine Jünger niemals einen Weg beschreiten

²³⁴ Joseph RIES: Die Sonntagsevangelien 2 Bde., Paderborn 41914, Bd. I, S. 486.

heißen, auf dem er selbst nicht vorangeht.« Das darf nicht ausgelegt werden: »ein Christ darf nichts tun, was Christus nicht tun würde!« Denn Christus würde ja auch nicht Kaufmann werden oder heiraten. Ein Beweis gegen den Krieg nur aus dem Grunde, weil Christus nicht persönlich in den Krieg ziehen würde, ist deshalb kein Beweis. Wahr aber ist, daß jeder Christ ganz und gar von Christi *Geist* beseelt sein muß! Das gilt auch von der christlichen Vaterlandsliebe. Sie muß so sein, daß Christus sie segnen kann, sie muß also im Haushalt der Seele die rechte Stelle einnehmen, muß frei sein von jedem sündhaften Affekt und Willen, von jeder Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit.

Das Wichtigste ist, daß sie die rechte Stelle einnimmt. »Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles übrige wird euch dazu gegeben werden!« Unendlich höher als das Reich des irdischen Vaterlandes steht das Reich Gottes, sowohl das jenseitige wie das diesseitige. Wie versank doch in den Augen Jesu und aller seiner wahren Jünger das Reich dieser Welt vor dem Reiche Gottes! Als Vorhof und Pilgerstraße zum Himmel hatte das irdische und darum politische Leben seine Bedeutung. Paulus spricht im Philipperbrief (3,18ff.) von Christen, die dieses Namens unwürdig sind. Es sind »Feinde des Kreuzes Christi, ihr Ende ist Verderben, ihr Gott der Bauch; ihren Ruhm setzen sie in das, was ihre Schande ist, ihr Sinnen geht auf das Irdische.« Dann fährt er fort: »Unsere Heimat ist im Himmel!« (Nach der Vulgata: »unser Wandel«; in strenger Uebersetzung muß es sogar heißen: Unser *Staat* ist im Himmel)²³⁵.

Der Ton liegt auf dem »unser«. Mögen die Weltkinder und die Namenschristen ihren Ruhm in dem finden, was vor Gott Schande ist – wie oft mag das vom nationalen Ruhme gelten! – mögen sie im Irdischen ganz aufgehen: das Reich, der Staat, die Heimat, die wir mit Vorzug die unsrige nennen, liegen höher!²³⁶

²³⁵ Vgl. Erwin PREUSCHEN, Handwörterbuch zum Neuen Testament.

²³⁶ In den »Friedensblättern« schrieb Adolf v. HARNACK 1907: »Wir freuen uns, wenn ein edler Patriotismus gepflegt wird. Aber wie armselig ist doch der Mensch, der im Patriotismus sein höchstes Ideal erkennt oder im Staat die Zusammenfassung aller Güter verehrt! Welch ein Rückfall, nachdem wir in dieser Welt Jesus Christus erlebt haben! Wir sollen mit aller Kraft die christliche Einheit des Menschengeschlechtes erstreben und weitherzig

Welch ein Abfall vom Geiste Christi ist es darum, wenn ein Christ, wie es im nationalistischen Fieberwahn unserer Zeit oft vorkommt, erklärt: zuerst bin ich Franzose, Pole, Deutscher, dann erst Christ und Katholik! Es ist Hochverrat am Gottesreich! Wären die modernen Staaten noch christlich! Aber sie sind es kaum noch dem Namen nach, und in ihrem zwischenstaatlichen Verkehr, ihren »auswärtigen Beziehungen«, herrscht als oberstes Gesetz die Gewalt, nicht die Gerechtigkeit. Wo sind die Christen, die diese Dinge beim rechten Namen nennen, auch wenn sie den eigenen Staat betreffen, wie die alten Christen, wie besonders *Augustinus* es getan? »Wenn die Gerechtigkeit ausgeschaltet wird«, sagt dieser nach oben gerichtete Bischof von seinem eigenen Staat,

»was sind dann die Staaten anders als gewaltige Räuberbanden; denn auch diese sind ja nichts anderes als kleine Staaten [...] Wenn dieses Übel (die Räuberbande) durch den Beitritt verlorener Menschen so ins Große wächst, daß es Gebiete besetzt, Niederlassungen gründet, Städte erobert, Völker unterwirft, so nimmt es vor aller Welt den Namen ›Staat‹ an – offenbar ist nicht die Zähmung der Raubsucht hier die Ursache, sondern die gewonnene Straflosigkeit. Fein und wahr sagt dies ein gefangener Pirat jenem Alexander, der der Große heißt; denn als dieser ihn fragte, was ihm denn dünke, daß er das Meer unsicher mache, erwiderte der Pirat freimütig und trotzig: dasselbe, was dir, der du den Erdkreis unsicher machst; aber weil ich es mit einem kleinen Schiff tue, heißt man mich Räuber, dich aber, weil mit einer großen Flotte, Imperator!«²³⁷

Augustinus hatte, als er so mit seinem Staate abrechnete, eine Politik vor Augen, die nicht schlechter war als die moderner Staaten, wenn sie auf der Höhe ihrer Macht stehen und der »nationale Gedanke« sie größenwahnsinnig macht. Was tun nun die modernen Durchschnittschristen diesem Geiste gegenüber? Treten sie in schärfste Opposition gegen ihn

genug sein, um fähig zu werden, daran zu glauben, daß die brüderliche Einheit der Menschheit kein Traum der Träumer ist, sondern ein vom Evangelium unabtrennbares Ziel.«

²³⁷ AUGUSTINUS: De civitate Dei IV 4, übersetzt von Adolf HARNACK in: Augustin, Reflexionen und Maximen, Tübingen 1922.

oder sind sie seine begeistertsten Träger? Sieger und Besiegte glühen vom nationalen Gedanken, die Sieger, um in ihm die Früchte ihres Sieges zu genießen, die Besiegten, um von ihm – oft von ihm allein – den Wiederaufstieg zu erwarten! Wie anders Augustinus!

»Es ist eine wunderbare Fügung, daß damals ein Mann wie er stand, der als Zeitgenosse das Schicksal voll begriff und aus allem Geschehen und dem Gesamtverlauf der Dinge großzügig die Rechnung zog; und man sieht es mit Staunen: alles Nationale ist ihm gleichgültig. Er macht resolut einen Strich durch das Römerreich. Was da bleibt, ist allein die Majestät des siegreichen Christenglaubens; es ist die große Internationale des Gottesreiches, die ihn beschäftigt.«²³⁸

Vielleicht ist es zuviel behauptet, daß alles Nationale ihm gleichgültig war. Es war ihm wohl gleichgültig unter dem Gesichtspunkt des Nationalen, aber nicht unter dem Gesichtspunkt des Religiösen. Und so soll es bei jedem echten Christen sein. Er soll Nation und Vaterland lieben, aber nicht an erster, sondern an zweiter Stelle, nicht mit einer selbständigen, sondern einer von der Gottesliebe abgeleiteten und dem Gottesreiche wieder zuordnenden Liebe. Nur dann ist die Vaterlandsliebe die übernatürliche Tugend, die der Christ zu besitzen verpflichtet ist.

Erst wenn sie in der Seele den rechten Platz einnimmt, wird sie von jedem sündhaften Affekt und Willen frei sein können. Sie wird jedem das Seine geben, Gerechtigkeit und Liebe, auch dem Nichtvolksgenossen und selbst dem Feinde. So erweitert sie sich, ohne aufzuhören, Vaterlandsliebe zu sein, zur christusförmigen *Menschheitsliebe*.

²³⁸ Theodor BIRT: Charakterbilder Spätroms und die Entstehung des modernen Europa, Leipzig 1920, S. 380.

VI.

Menschheitsliebe

Mit der Forderung der Menschheitsliebe kann großer Unverstand und Mißbrauch verbunden sein. So in der französischen Revolution. In ihrem Phrasen- und Neuerungsrausch waren plötzlich die überkommenen Gemeinschaftsformen wertlos, zu eng und unbedeutend. Es wurde also die »Menschheit« und die »allgemeine Menschenliebe« als neues Ideal proklamiert, was so bequem war, daß man sich um die besondere Nächstenliebe nicht mehr zu kümmern brauchte. Man konnte den Nächsten, besonders die Höchsten als die unter den Nächsten Hervorragendsten, getrost aufs Schaffot bringen, um den Fernsten und den Niedrigsten in der nebelhaften und unfaßbaren allgemeinen Menschheit zu dienen. Einen womöglich noch verwerflicheren und gefährlicheren, weil geistigeren und fast religiösen Menschheitskultus trieb auch die positivistische Philosophie der Comte, Feuerbach und Zola: sie setzte die Menschheit als das »große Wesen« an die Stelle Gottes. Abgesehen von solchen Verirrungen im Ziel ist schon die Grundlage dieser Anschauung unhaltbar. Wenn nämlich die allgemeine Menschenliebe ein Gegensatz zur besonderen Volks- und Nächstenliebe sein soll, so ist sie ein Nichts. Denn *diese* »allgemeine Menschheit« gibt es nicht.

Wie es keinen allgemeinen Baum und keine allgemeinen Menschen gibt, sondern immer nur einen konkreten individuellen Baum – diese Eiche, diese Tanne, diesen Apfel-, diesen Birnbaum – und immer nur persönliche Menschen namens Müller und Schulze, so gibt es keine abstrakte Menschheit, sondern immer nur eine deutsche, französische, chinesische Menschheit d.h. bestimmte Völker. Die Menschheitsliebe hat also konkrete Glieder- und Gliedergruppen der Gesamtmenschheit zum Gegenstand oder überhaupt keinen Gegenstand. Aber – wenn schon die konkreten Menschen und Völker geliebt werden müssen – kann sich die Liebe nicht wenigstens besser entfalten, wenn alle Abteilungen und Schichten, in die die bisherige Menschheit zerfiel, aufgehoben werden?

Das wäre so, wie wenn man, um ein recht bequemes großes Haus zu haben und allen Bewohnern persönlich näher zu kommen, sämtliche Zimmerwände darin niederrisse oder statt der Einfamilienhäuser riesige Bahnhofshallen baute. Die Liebe wächst nicht, wenn man sie verallgemeinert, und sie wird nicht aufgehalten dadurch, daß die Menschen in ihren Besonderheiten bestehen bleiben. Der einem flachen Internationalismus entstammende Menschheitsgedanke und die von ihm erhobene Forderung einer allgemeinen Menschheitsliebe leidet an einer Verkenning der ganzen Menschheitsstruktur. Diese ist gewiß weithin horizontal gebaut, aber doch auch vertikal. Es gibt in der menschlichen Gesellschaft nicht nur ein Nebeneinander, sondern auch ein Ueber- und Untereinander. Und die Liebe, die von Gott kommt, muß diesem organischen Aufbau Rechnung tragen. Sie *kann* nicht nur nicht alles gleichmäßig bis in die äußerste Breite umfassen, sondern *soll* es auch nicht. Sie soll das Höhere mehr lieben als das Niedrigere, das Nähere mehr als das Entferntere. So verlangt es schon das Naturgesetz, so verlangt es besonders die theistische Weltanschauung, die alles »in Gott« und »um Gotteswillen« zu lieben gebietet. Wenn nämlich alles in Beziehung zu Gott und seiner Weltordnung geliebt werden soll, dann muß vermöge dieser Ordnung, die eine Stufenfolge ist, dasjenige mehr geliebt werden, was auf dieser Stufenfolge Gott näher ist und was er selbst dem Menschen näher gerückt hat, was auch einen unmittelbareren Stempel der göttlichen Herkunft und eines göttlichen Auftrages für ihn trägt: den Vater, die Mutter, die eigenen Kinder, den Gatten, die Gattin, den Stammesgenossen.

Es kann also kein Zweifel sein, daß die Elternliebe, die Kindesliebe, die Gattenliebe und auch die Liebe zum eigenen Volk und Vaterland qualitativ höher steht und darum auch stärker sein muß als die Liebe zu entfernteren Objekten, wie die Menschen fremder Nationen und diese selbst es sind.

Und doch gibt es eine Möglichkeit und eine Pflicht, neben und unter diesen besonderen Liebesbeziehungen und -Verpflichtungen eine wahre starke Liebe zur ganzen Menschheit zu haben, indem nämlich durch das christliche Gebot der Nächstenliebe jeder Mensch zu unserem Nächsten, ja zu unserem Bruder in Christus gemacht wird. Die *christliche Menschheitsliebe* unterscheidet sich von der humanitären in mehreren wichtigen

Stücken. Erstens dadurch, daß sie alle Menschen, wenigstens grundsätzlich, mehr um Gottes und Christi als um ihrer selbst willen liebt, d.h. in Beziehung zur Vaterschaft Gottes und zur Bruderschaft Christi; zweitens dadurch, daß sie mehr eine Liebe zur Seele und ihrem Wohle als zum Körper und seinem Wohle ist und den besonderen Charakter der Liebe zum übernatürlichen Heile des betreffenden Menschen hat; drittens dadurch, daß sie die durch natürliche oder moralische Bande bedingten qualitativen Unterschiede in der Liebe bestehen läßt, also auch von der Vaterlandsliebe einen höheren Grad verlangt, als von der Liebe zu anderen Völkern und Volks-Angehörigen, zu denen die natürlichen und moralischen Bande nicht so eng sind, viertens endlich dadurch, daß sie unter »Menschheit« nicht ein gleichmäßiges Ganzes versteht, das die Besonderheiten ihrer Teile, insbesondere der Nationen, nach und nach zu nivellieren berufen sei, sondern einen Organismus mit starker Gliederung, mit starken Wertunterschieden und verschiedenen Aufgaben, eine übernationale, das Besondere überwölbende, nicht eine internationale, das Besondere verwischende Einheit.

So wird verständlich, wie die christusförmige Menschheitsliebe neben der christusförmigen Vaterlandsliebe gemeint ist. Sie ist eine Liebe zu dem von Gott gegliederten Menschheitsorganismus und eine Liebe zu jedem einzelnen seiner Glieder.

Oben wurde gezeigt, wie schon die *Natur* eine weitgehende Rücksicht der einzelnen Nation auf alle anderen verlangt, so wie der einzelne Orchesterspieler auf das ganze Orchester Rücksicht nehmen muß. Die Rücksicht und Einordnung, die die *Uebernatur* verlangt, ist eine entsprechend höhere: sie ist die des Corpus Christi mysticum. Wenn die Nationen als Ganzheiten dem mystischen Leibe Christi nicht angehören, so sind sie doch dazu berufen. »Der Leib Christi als ein vollkommener Organismus«, sagt Solovjeff,

»kann nicht nur aus einfachen Zellen bestehen, er muß vielmehr auch kompliziertere und größere Organe in sich schließen, die hier natürlich durch die verschiedenen Nationen dargestellt werden. Der Charakter eines Volkstums unterscheidet sich von dem einer Einzelper-

son durch vermehrten Inhalt und längere Lebensdauer ihres Trägers, nicht aber durch irgend etwas Grundsätzliches.«²³⁹

Es verschlägt für unseren Standpunkt wenig, daß die Nationen selbst diese Auffassung nicht teilen. Der einzelne Christ muß sie sich zu eigen machen. Er muß die Nationen lieben, wie Christus sie liebt, wie er um sie wirbt. Das Corpus Christi mysticum muß ihm, wenn auch nicht gefühlsmäßig (»affektive«), so doch der Wertschätzung nach (»appretiative«) näher stehen als das Vaterland, er muß die Menschen, die fremden Nationen angehören, aber lebendige Glieder Christi sind, höher werten, als seine Volksgenossen, die keine Glieder Christi sind, wenngleich er auch ihnen wahre Nächstenliebe und apostolische Heilsiebe schuldet, sodaß kein Nur-Patriot ihn in der Liebe zum Vaterland übertreffen kann. Weil nun der mystische Leib Christi in allen Nationen geheiligte Glieder hat, und weil er berufen ist, alle noch nicht geheiligten Menschen als Glieder in sich aufzunehmen, darum ist dem Christen eine warme übernatürliche Menschheitsliebe möglich, ja zur Pflicht gemacht. Seine Vaterlandsiebe wird dadurch nicht gemindert, sondern geläutert und gehoben. Zunächst bleibt das Vaterland auch im mystischen Leibe Christi ein ihm nahestehender Gegenstand der Liebe. Sodann weiß er, daß das Nationale durch seine Einordnung in die Einheit des mystischen Christusorganismus nichts von seiner Eigenart aufzugeben braucht.

»Wenn das Christentum nicht Entpersönlichung verlangt, kann es auch nicht Entnationalisierung verlangen. Die tatsächlich von ihm von Einzelpersönlichkeiten und ganzen Völkern verlangte geistige Wiedergeburt oder Erneuerung bedeutet ja keine Vernichtung der natürlichen Eigenschaften und Kräfte, vielmehr nur ihre Gestaltänderung. Es wird ihnen ein neuer Inhalt und eine neue Richtung gegeben. Wie Petrus und Johannes nach ihrer Wiedergeburt ihre Charaktere beibehielten, vielmehr im Gegenteil ihre Individualitäten ver-

²³⁹ Wladimir SOLOVJEFF: Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges. Deutsch und mit einer Einleitung »Wladimir Solovjeff« von Karl NÖTZEL, München 1920, S. 42.

stärkten und entwickelten, so muß es auch sein mit ganzen Völkern, die das Christentum annehmen.«²⁴⁰

Schwache Völker können durch diese Eingliederung in den mystischen Christus stark und bedeutend werden, starke noch stärker und anderen zur Stütze werden. Eine wunderbare Durchdringung und Ergänzung findet in dieser Gemeinschaft statt, so wie es bei einer wahren Liebe sein muß. Wie man in der Gemeinschaft mit Christus den Nächsten lieben kann wie sich selbst, so auch das »nächste« d.i. jedes Volk wie sein eigenes. Das ist kein Widerspruch zu dem oben Gesagten, daß das eigene Vaterland einen höheren Grad der Liebe verlange als ein fremdes. Die Vaterlandsliebe hat ja den gleichen Vorrang gegenüber der Menschheitsliebe wie die Selbstliebe den Vorrang gegenüber der Nächstenliebe hat (»Caritas ordinata incipit a semetipso«). Es ist der Vorrang des messenden Maßstabes vor dem gemessenen Gegenstand; ohne den Maßstab kann ich nicht messen; ohne mich selbst zu lieben, kann ich den Nächsten nicht lieben, es fehlt mir das Modell, das ich selbst bin. Jeder nationale Haß ist in dieser Menschheitsliebe ausgeschlossen. »Mit dem Nationalhaß«, sagt *Goethe* zu *Eckermann*,

»ist es ein eigen Ding. Auf den untersten Stufen werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, wo man gewissermaßen über den Nationen steht und ein Glück oder Weh seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen Volke begegnet [...] Die Vaterlandsliebe, die man aus dem Alten zu schöpfen meinte, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Unser Leben führt uns nicht zur Absonderung und Trennung von anderen Völkern, sondern zu dem größten Verkehr. Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst, führt uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgibt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle, Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann.«

²⁴⁰ Wladimir SOLOVJEFF a.a.O.

Zu dem gleichen Ergebnis kommt man auch auf dem Wege über den *einzelnen* Ausländer, den man liebt. Lieben wir nämlich einen Menschen wahrhaft, so lieben wir auch alles das, was ihm lieb ist, seine Gedanken, seine Wünsche, seine Angehörigen, sein Vaterland!

Es muß meist erst ein großes nationales Unglück über ein Volk kommen, wenn es einsehen soll, daß solche Menschheitsliebe nichts Verstiegenes ist. Solange die eigene Nation schützend die Fittiche über ihre Kinder breitet, verlangen sie nicht nach der teilnehmenden Liebe und Hilfe des Auslandes. Wenn aber eine Nation am Boden liegt, zertreten von rücksichtslosen Siegern, wenn das eigene Land verwüstet und verarmt dem Hunger und der Verwilderung preisgegeben daliegt, dann ringt sich wohl eine laute Klage und Anklage aus wunder Seele, ein Schrei nach der Liebe und Hülfe der Welt! Ein Glück, wenn wenigstens das Unglück zum Lehrmeister wird und man durch Schaden einsieht, daß das Völkerleben so wenig wie das Privatleben eine egoistische Isolierung verträgt, daß nur der Solidarismus realpolitisch ist, daß nur die Liebe Gegenliebe beanspruchen kann, daß darum eine erleuchtete Vaterlands-
liebe eine recht verstandene Menschheitsliebe einschließt!

Die Betonung und Durchführung dieser Wahrheit ist ganz besonders Aufgabe der *Kirche*. Verlangt schon das vaterländische Interesse einen großzügigen, großherzigen Verkehr mit anderen Nationen, so gehört die Pflege dieser Gesinnung in der Völkerkirche zu den einfachsten Geboten ihrer Hausordnung. Der Katholik, der seinen Glaubensgenossen jenseits der Grenze als Fremdling betrachtet und behandelt, verstößt gegen den Geist der Katholizität, denn in dem Einfamilienhaus der katholischen Kirche gibt es keine Fremdlinge; mehr noch aber sündigt er gegen den Geist der Kirche, insofern sie der mystische Leib Christi ist. Denn wie kann an einem und demselben Leibe ein Glied dem anderen fremd sein? (Es handelt sich hier um das *grundsätzliche* Fremdsein, wie es dem Nationalismus eigentümlich ist). Daß das eine dieser Glieder diesseits, das andere jenseits einer politischen Grenze lebt, ist für die untrennbare Einheit dieses Leibes unendlich gleichgültig. Im Himmel soll einmal die vollständigste Gemeinschaft zwischen den verklärten Gliedern Christi bestehen. Sie sollen dort alle nur ein einziges Vaterland haben. Wenn nun auch die jenseitigen und die diesseitigen Lebensbedingungen gänz-

lich verschieden sind, so ist es doch eine unmögliche Vorbereitung auf das andere Leben, wenn die, die dort in innigster Lebensgemeinschaft verbunden sein sollen, hier sich grundsätzlich aus dem Wege gehen und ein der Liebe entgegengesetztes Gefühl gegeneinander im Herzen haben. Es ist sehr zu fürchten, daß diese Katholiken nie der Gemeinschaft der Heiligen teilhaftig werden!

So wird die Überwindung der nationalistischen Vaterlandsliebe zu einem Lebensinteresse der Kirche in ihrer Eigenschaft als übernationales Einfamilienhaus und als Corpus Christi mysticum. Der politische Nationalismus ist kein geringerer innerkirchlicher Feind als der dogmatische Modernismus. Man wird die Überspannung des nationalen Gedankens zu dem »Modernismus in der Sitten- Rechts- und Wirtschaftslehre« rechnen müssen, von der Pius XI. in seiner Enzyklika »Ubi arcano« sagt: »Wir tragen kein Bedenken, ihn ebenso entschieden zu verurteilen wie den dogmatischen Modernismus.« *Bischof Korum von Trier* nannte einmal den Chauvinismus – eine vom Nationalismus wenig verschiedene und eher noch harmlosere Erscheinung, weil mehr Gefühlsüberschwang, während der Nationalismus mehr Verstandessache, grundsätzliches politisches Bekenntnis ist – »die schlimmste Häresie, Abfall vom Christentum.« Aehnlich der so milde Jesuitenpater *Moritz Meschler*; der Nationalgeist ist ihm »das moderne Dämonium, der Teufel, der stumpf, taub und unempfindlich macht für alle edlen Anforderungen des Menschen- und Christentums.« Eine belgische Zeitschrift, die *Revue catholique des idées et des faits*, hat sogar gemeint, der Nationalismus werde die nächste Häresie sein, die verurteilt werden würde. Jedenfalls ist der Kampf gegen ihn im großen und im kleinen eine Pflicht aller kirchlichen Organe. Im großen wirkt er wie ein Mauerfraß am Einheitsbau der Kirche. Wo er sich hemmungslos auswirkt, führt er zum Schisma. Wo er vor dieser letzten Konsequenz behütet wird, ruft er doch Spannungen hervor, die mit dem Geist der Einheit, der Demut und der Liebe, ja selbst der kirchlichen Pastoration unvereinbar sind. Wenn es vorkommt, daß eine Nation der anderen die Gotteshäuser oder andere Pasturationsmöglichkeiten wegnimmt, auch wenn dadurch ein Lebensinteresse der Seelsorge getroffen wird, so heißt das zum Dieb und Räuber im Schafstall Christi werden. Auf dem Münchener Katholikentag im Jahre 1922 beklagte *Fürst Alois zu Löwenstein* die Dezimierung der Missionskräfte auf Grund

des Versailler Vertrages (aus Togo wurden 41 Priester, 15 Brüder und 30 Schwestern vertrieben, an ihre Stelle traten nur 14 Priester, 6 Brüder und 10 Schwestern einer französischen Missionsgesellschaft; in Kamerun an die Stelle von 34 Priestern, 31 Brüdern und 30 Schwestern nur 15 Priester, 1 Bruder; ähnlich in anderen Missionsgebieten) und rief dann aus: »So sabotiert die siegreiche Freimaurerei das Missionswerk der Kirche in einem Zeitpunkt, der mit Recht eine Entscheidungsstunde der Weltmission genannt wurde.« Eine nur zu berechnete Anklage! Aber mit dem Protest gegen die Freimaurerei muß ein anderer verbunden werden: gegen den gewissenlosen Nationalismus, dem manche Kreise in der Kirche fröhnen zu dürfen glauben! Man fragt sich doch, ob dieser Paragraph des Versailler Vertrages, der die ruhige Weiterentwicklung des Reiches Gottes auf Erden im Namen des französischen Nationalismus hemmt, möglich gewesen wäre ohne die Zustimmung derjenigen *kirchlichen* Kreise, die an dem Ersatz »feindlicher« Missionare durch solche der eigenen Nation ein Interesse hatten! Wenn der Paragraph nur das Werk der Freimaurerei war, warum haben sich dann die Missionsgesellschaften der siegreichen Länder nicht *geweigert*, an die Stelle der deutschen Missionare zu rücken, zumal sie wußten, daß sie sie nicht mit gleich starken Kräften ersetzen konnten? Nicht im Namen des deutschen Reiches, sondern des Gottesreiches erheben wir schwerste Anklage gegen eine derartige Überordnung nationaler Interessen über die religiösen!

Alles muß daran gesetzt werden, daß ähnliche schwere Verfehlungen einer falschen Vaterlandsliebe auf Kosten der Menschheitsliebe und sogar der übernatürlichen Heilsliebe in Zukunft nicht mehr vorkommen. Das ist nur möglich durch eine Reinigung der religiösen und der nationalen Gesinnung von Grund auf, durch rücksichtslose Austreibung des »Dämoniums« Nationalismus aus den Seelen aller Katholiken und durch planmäßige Pflege des entgegengesetzten Geistes. Die erste Sorge muß hier dem heranwachsenden *Klerus* gelten. Immer werden die geistlichen Führer den größten Einfluß auf die Gewissen der Katholiken haben, und darum muß zuerst ihr eigenes Gewissen, auch auf diesem Gebiete ganz im Geiste Christi gebildet werden. Was wäre aller Unterricht über Gott, Christus und die Kirche, wenn das A B C der christlichen Religion: daß Gott der Vater, Christus der Bruder, die Kirche, die Mutter aller Menschen ist, daß infolgedessen die Menschheit mit Gott zusam-

men eine einzige große Familie bildet und ihr erstes und größtes Gebot die Liebe ist, nicht begriffen, nicht als Anfang und Ende aller Moral tief in die Seelen eingesenkt worden wäre! Dem Priester vollends muß dieser so einfache und doch so große Inhalt der christlichen Religion so in Fleisch und Blut übergegangen sein, daß die soziale und die nationale Farbe weiter nichts als eben Farbe für ihn ist: völlig belanglose Außen-seite! Der bekannte Priester-Lehrmeister *P. Augustin Rösler C.S.s.R.* schreibt in einem Aufsatz über »Seelsorge und Nationalismus«²⁴¹:

»Als Diener Christi mit der Sorge für das Reich Gottes betraut, steht der katholische Priester über seiner Nation. Um Christi willen muß er daher bereit sein, allen alles zu werden und nach Gottes Rufe sogar seine angeborne Nationalität mit einer anderen zu vertauschen.«

Weiter:

»Die schlimmste Häresie der Gegenwart ist demnach der Nationalismus. Der Klerus, der sich von ihm anstecken läßt, verwildert bis zum Verwüsten des Weinberges der Kirche. Die Nation, die ihm verfällt, verliert ihren christlichen Charakter und damit die Existenzberechtigung vor dem, der die Völker ins Dasein gerufen hat, um sie in Christus zu einer Familie zu vereinigen.«

Ist diese Ueberzeugung einmal Gemeingut der Hirten, so wird sie auch in die Herde eindringen und eine wohltuende Entspannung der nationalen Leidenschaften zur Folge haben. Den Christen scheint eine gewisse Ängstlichkeit, vor der Welt als weniger vaterländisch zu gelten, von den ersten Zeiten her im Blute liegen. Immer mußten sie es sich gefallen lassen, in ihrer bürgerlichen Treue verdächtigt zu werden. Gewiß ist es richtig und nötig, diese Vorwürfe und Verdächtigungen energisch zurückzuweisen, wie es schon die Apologeten der Urkirche taten. Aber wichtiger noch, als die Vereinbarkeit einer großen Vaterlandsliebe mit dem katholischen Christentum zu beweisen, ist es, die absolute Unver-

²⁴¹ Augustin RÖSLER: Seelsorge und Nationalismus. In: Linzer theol.-prakt. Quartalschrift 1920 IV.

einbarkeit des nationalistischen Geistes mit dem Geiste Christi und der Kirche zu bekennen. Im Zeitalter des Nationalismus hat die christliche Apologetik und Pastoration wahrlich andere Aufgaben, als den ihrigen zu bestätigen, daß auch sie national sein dürfen! Natur zu predigen – um von der nationalistischen Unnatur zu schweigen – ist überflüssig. Aber die Natur und die Leidenschaft energisch in ihre Schranken zu verweisen und ihr die Übernatur der christlichen Denkweise überzuordnen, das ist Zeitgebot! Der Seelsorger und auch jeder christlicher Laie muß den Mut haben, sich durch die Weigerung, das nationalistische Reden und Treiben mitzumachen, unpopulär zu machen. Es gibt genug ernste Menschen innerhalb und außerhalb der Kirche, die es ihm danken. Stände er aber auch ganz allein, er hätte doch bis in die letzten Konsequenzen Christus zu huldigen und nicht dem Götzen und dem Teufel des Nationalismus! Das erste und größte Gebot des Christentums ist und bleibt die Liebe. Je weniger die nationalistischen Leidenschaften sich darum kümmern, um so mehr muß es der Christ und vor allem der christliche Priester tun.

»Es ist Pflicht der Seelsorger, im Religionsunterricht und auf der Kanzel, alle Ansätze zum Haß, besonders die heuchlerischen, mit scheinheiliger Vaterlandsiebe verbrämten, zu bekämpfen. Patriotismus ist eine rein positive Größe, er braucht nicht die verneinende Wut des Feindeshasses. Furchtsame Dilettanten der christlichen Liebe verschanzen sich schlotternd hinter den ›klugen Rücksichten‹, die man der öffentlichen Meinung schuldet. Wahrscheinlich, weil Paulus und die ersten Christen aus Gefälligkeit gegen ihre Umwelt die Liebessatzung Christi verleugneten. Wahrscheinlich, weil Christus selbst das Unrecht duldete, wo ihn der Kampf ums Recht geschädigt hätte. Die Schwächlichkeiten des Buhlers um Gunst kann sich kein Diener der Kirche gestatten, da es um Sein oder Nichtsein des christlichen Liebesbefehles geht. Spitzfindige Ausflüchte, die ein Mindestmaß der Liebe heraustüfteln, verschiebe man vorläufig auf 50 Jahre.«²⁴²

²⁴² St. v. DUNIN-BORKOWSKI S.J.: Völkerversöhnung. In: Stimmen der Zeit, August 1920.

Die von Christus so weit abgefallene Welt der Gegenwart blutet aus zahllosen Wunden. Sie ist so krank, moralisch so zerrüttet, sie hat so wenig Grund zum Stolz! Kaum ein Land kann sich rühmen, darin eine Ausnahme zu machen. Dann aber ist ein stolzer, eitler Patriotismus doppelt unangebracht. Eine erleuchtete und tiefe Vaterlandsliebe muß heute sein wie die Liebe zu einem verirrtten Menschen von hohen Gaben und einer besseren Vergangenheit. Man wird diesen Menschen gewiß nicht schmähen, wird ihn in Schutz nehmen, so weit es möglich ist, wird seine Fehler nicht in die Welt hinausschreien, sondern sie vor ihr zu verbergen suchen, aber ihn selbst wird man doch in allem Ernst und wahrer Liebe auf das, was ihm fehlt, aufmerksam machen. Dann wird man ihn in stiller, treuer Hingebung zu bessern suchen. Wer seinem Vaterlande so dient, ist ein echter Patriot. Alles Gute muß aus Heimat, Volk und Staat herausgeholt, alles Schlechte unterdrückt werden.²⁴³ Das Ziel ist klar: Herausarbeitung des Idealbildes, das zu erreichen das Vaterland auf Grund seiner gottgegebenen Eigenart berufen ist, Durchdringung des privaten und öffentlichen Lebens mit dem Geiste der wahren Religion, harmoni-

²⁴³ In eigenartiger, aber überaus lobens- und nachahmungswerter Weise hat eine neue religiöse Genossenschaft, die »*Gesellschaft der Frauen von Bethanien*« diesen Grundsatz in ihr Programm aufgenommen. Die Genossenschaft hat die »Bekehrung der modernen Heiden und Heidenkinder in Kulturländern« zum Ziel. Für Holland, wo diese Genossenschaft zur Zeit ihre einzige Niederlassung hat, ist folgende Regel aufgestellt worden: »Holland muß bekehrt werden durch die Übung jener Tugenden, die den Gegensatz bilden zu den nationalen Untugenden. Weil sie demnach diese Nationaluntugenden durch Wort und Beispiel in den Kindern zu bekämpfen haben, sollen sich die arbeitenden Mitglieder mit Herz und Seele verlegen: auf einen demütigen Gehorsam zur Ueberwindung des holländischen Freiheitsdranges und der persönlichen Willkür; auf große, universale Nächstenliebe zur Ueberwindung der holländischen selbstsüchtigen Winkelhuberei; auf feinen, höflichen Anstand zur Ueberwindung der holländischen Grobheit und Barschheit; auf strahlende Fröhlichkeit und heiteren Frohsinn zur Ueberwindung der holländischen Schwermut und des starren Ernstes; auf zarte mütterliche Milde zur Ueberwindung der holländischen Herbheit und Härte; auf Enthusiasmus und gänzliche Hingabe zur Ueberwindung der holländischen alles berechnenden Nüchternheit; auf Sanftmut und Güte nach Jesu Art zur Ueberwindung der holländischen Unmäßigkeit und Trunksucht; auf persönliche Initiative zur Ueberwindung der holländischen Nachäfferei und des holländischen Herdengeistes; auf weiten Optimismus zur Ueberwindung der holländischen Kleinlichen, pessimistischen Lebensanschauung; auf ein zartes christliches Gewissen zur Ueberwindung der holländischen Laxheit und des Schlendrians.« Abgedruckt im Eucharistischen Völkerbund IV Nr. 1/2.

sche Einordnung des eigenen Volkes in die große Völkergemeinschaft. Das Ziel ist klar, aber weit entfernt, es kann nur schrittweise erstrebt werden. Das erste für den Patrioten ist: mit dem Besserwerden bei sich selber anzufangen! Das Vaterland ist nicht ein Abstraktum neben oder über den Menschen, die ihm angehören, sondern diese lebendigen Menschen selbst sind das Vaterland. Und auf jeden einzelnen von ihnen kommt es an. Jeder einzelne ist wie ein guter oder schlechter Sauerteig, der das Ganze durchsäuert. Ein gewissenhafter und tüchtiger Mensch ist, ohne es zu betonen, eine Stütze, eine Zierde, eine Ehre für sein Volk und für sein Vaterland, ein gewissenloser, untüchtiger dagegen eine Last und eine Verunstaltung und eine Schande. Wer aber gut ist, dessen Güte hört nicht an der Landesgrenze auf. Auch der Fremde ist ein Mensch, dem Ehrfurcht und Liebe gebührt, ein Kind desselben Vaters im Himmel, ein Bruder oder eine Schwester desselben Erlösers, der der meinige ist. Und was ich ihm tue, das tue ich Christus, was ich ihm nicht tue, tue ich Christus nicht. Und nicht nur zwischen Mensch und Mensch diesseits und jenseits der Grenze, auch zwischen Volk und Volk gilt dieser Satz. »Das evangelische Gebot der Liebe unter den einzelnen ist keineswegs verschieden von jenem, das unter Staaten und Völkern zu gelten hat«, lehrt Benedikt XV. Es gibt eben nur eine wahre Liebe: die Liebe, die Christus lehrte. Ein Teil dieser Liebe ist auch die Vaterlandsliebe. Auch sie muß sich bilden am Hohenlied der Liebe, muß also eine Liebe sein, die gegen Freund und Feind »langmütig ist, gütig, nicht eifersüchtig, nicht prahlerisch, nicht aufgeblasen, nicht ehrsüchtig. Muß nicht das Ihre suchen und sich nicht erbittern lassen und das Böse nicht nachtragen; sich nicht des Unrechtes freuen, sondern der Wahrheit. Sie duldet alles, glaubt alles hofft alles, übersteht alles« (1. Kor 13). Wer so liebt, hilft seinem Vaterlande und der Menschheit!

VII.

Aufgaben und Ausblick

Wenn wir zu Beginn des vorigen Kapitels feststellten, daß der Widerstand gegen die grundsätzlichen und planmäßigen Versuche, einen dauerhaften weltpolitischen Frieden herbeizuführen, nicht so sehr auf Vernunft- als auf Gefühlsgründen beruhe, so muß zur gerechten Würdigung dieses Widerstrebens doch noch ein anderer wichtiger Grund berücksichtigt werden, nämlich die ungeheure Größe der dabei zu lösenden Aufgabe. Wie ein unübersteigbares Gebirge türmen sich die Schwierigkeiten, den Krieg und die zwischenstaatliche Gewaltherrschaft zu überwinden vor dem Blick des nüchternen Berechners auf, und so aufrichtig sein Wunsch sein mag, das Ziel möchte erreicht werden, so unerbittlich scheinen die Realitäten der Geschichte und des Lebens es zu versagen.

Demgegenüber ist dreierlei notwendig. Es ist erstens nicht ein unterschobenes, sondern das wahre Ziel der Friedensbewegung ins Auge zu fassen; es ist zweitens zu bedenken, daß die Pflicht, ein Übel zu bekämpfen und ein Gut zu erstreben, nicht schon dadurch aufgehoben wird, daß das Ziel vielleicht oder sicher nicht ganz erreicht wird; und es ist endlich nachzuweisen, daß bei einer planmäßigen und beharrlichen Friedensarbeit ganz bedeutende Erfolge unausbleiblich sind.

Die pazifistische Gedankenwelt ist in diesem Buche eingehend dargelegt worden. Der Vorwurf der Utopie ist für ihren wirklichen Kenner erledigt. Aber der Mangel an gründlichem Wissen und wohl auch an gutem Willen auf diesem Gebiete beliebt immer wieder die Unterstellung von Auffassungen und Zielen, die zum mindesten von den maßgebenden Theoretikern des Pazifismus nie vertreten worden sind. Das in der älteren pazifistischen Literatur häufig vorkommende Wort vom »ewigen Frieden« ist allerdings selbst schuld an einer gewissen Irreführung. Aber auch Kant, durch den es berühmt geworden ist, hat diesen idealistischen Titel einer höchst realistischen Schrift vorangestellt, und wenn er sie

»zum ewigen Frieden« nennt, so wird man darin das erkennen dürfen, was man heute eine Arbeitshypothese nennt: ein zunächst nur *angenommenes* Resultat, das eine Richtung und Verhaltensweise angibt, ein ideales Programm und eine ideale Lösung darstellt, ohne daß ihre volle Erreichung behauptet werden sollte. So wie ein Mensch sich die Nachahmung Gottes zum Grundsatz macht. In der heutigen pazifistischen Literatur kommt der Terminus vom ewigen Frieden überhaupt nicht mehr vor. Es handelt sich heute einfach um die Schaffung zwischen- und überstaatlicher Instanzen, die die zivilisierte Menschheit zu einer Rechtsgemeinschaft zusammenschließen soll. Die zu ihrem Schutze vorgesehene Völkerbundsarmee ist vollends geeignet, utopistischen Unterstellungen den Boden zu entziehen.

Aber auch angenommen, es würde nicht einmal dieses begrenzte Ziel des Pazifismus erreicht d.h. es gelänge ihm nicht, auch nur im bescheidenen Maße die bisherigen kriegerischen Anschauungen zurückzudrängen, dürfte man sich deshalb jeder Friedensarbeit entziehen? Immer wieder heißt es: es hat keinen Zweck, gegen den Krieg zu arbeiten, denn Kriege wird es immer geben! Eine Logik und Moral, die auf derselben Stufe steht, wie die, die auf den Kampf gegen Sünde, Seuchen und andere Übel verzichtet, weil diese Übel eben doch nie ganz ausgerottet würden! Es lohnt sich kaum, auf derartige Leichtfertigkeiten zu antworten, wengleich sie auch von sonst vernünftigen Menschen immer wieder vorgebracht werden. Mit dem Kampf gegen den Krieg verhält es sich genau wie mit dem Kampf gegen die Sünde, Krankheit und soziale Mißstände: es ist Pflicht, das menschenmögliche Maß von Widerstand gegen sie aufzubieten, damit sie, wenn nicht zum Verschwinden, so doch zur Einschränkung gebracht werden. Geschieht nichts dagegen, so werden sie natürlich nicht nur in derselben Stärke weiterwuchern wie bisher, sondern noch einen weit größeren Umfang annehmen. Wie die Sklaverei nie beseitigt worden wäre, wenn nicht gerechtdenkende und tatkräftige, vom Geiste des Christentums erfüllte Menschen trotz jahrhunderte-, ja jahrtausendelanger Erfolglosigkeit dagegen zu Felde gezogen wären, so wird auch der Krieg nie beseitigt oder auch nur eingeschränkt werden, wenn sich kein stets wachsendes Heer von Friedensvorkämpfern findet, das sich ihr mit nie rastender Tatkraft entgegenwirft. Kein Mißerfolg kann das Recht geben, vor den hartnäckig wiederkehrenden physischen

und moralischen Schäden die Waffen zu strecken. Die Frage lautet einzig und allein: ist es *Pflicht*, einem so gewaltigen Übel wie dem Kriege, dieser kaum zu überbietenden wirtschaftlichen, körperlichen, geistigen und sittlichen Verderbnis, im Namen der Kultur und Religion entgegen zu arbeiten oder nicht? Lautet die Antwort: ja, wenn anders Kultur und Religion nicht das Recht haben, sich aufzugeben, so müssen ihre Träger diesen Kampf führen, gleichgültig, ob sie die vollständige Ausrottung erreichen oder nicht. Nicht jeder muß es, wie nicht jeder die Pflicht hat, irgend ein anderes öffentliches Übel, z.B. den Alkoholismus, persönlich aktiv zu bekämpfen, weil nicht jeder den Beruf dazu hat, wohl aber muß jeder den aktiven Widerstand gegen solche Rettungs- und Wohlfahrtszwecke unterlassen, weil er sich sonst zum Mitschuldigen an diesem Übel macht.

Indessen, die Arbeit für den Weltfrieden würde der wünschenswerten Kraft und Freudigkeit ermangeln, wenn sie getan würde, in dem Gedanken, es sei zwar Pflicht, immer wieder den Versuch zu machen, die Kriegslust der Menschen und Völker zu unterdrücken, aber erreicht werde schließlich nichts damit; solcher Pessimismus erreicht in der Tat wenig oder nichts. Mit zuversichtlichem Glauben, froher Hoffnung, mit Lust und Liebe muß man ans Werk gehen! Man muß an die Entwicklung und an die Entwicklungsmöglichkeit der Menschheit glauben. Dieser Glaube bedarf freilich beweiskräftiger Unterlagen. Aber diese sind da. Daß die menschliche Natur im wesentlichen stets die gleiche bleibe, mag richtig sein, nicht richtig ist aber, daß sie sich stets in den gleichen Lebens- und Kampfesformen äußere. Gerade auf dem Gebiete der menschlichen Gesellschaftsordnung haben sich starke Wandlungen vollzogen. Wo sind beispielsweise die nahezu unbeschränkten Elternrechte der Vorzeit geblieben oder das Recht der Blutrache oder die fast gänzliche Rechtlosigkeit der Sklaven, der Arbeiter, der Frauen? In allen sozialen Beziehungen ist die Gewalt Schritt für Schritt zurückgedrängt worden, um einem gegenseitigen Rechts- und Pflichtenverhältnis Platz zu machen. Auch die Streitfälle werden heute weit weniger als ehemals auf gewaltsame Weise geschlichtet. An die Stelle der bewaffneten Selbsthilfe sind die Gerichte getreten, und diese selbst haben mehr und mehr die körperliche Züchtigung abgeschafft. Die Scheiterhaufen sind für immer erloschen, die Folterwerkzeuge für immer den Museen einverleibt. Der

militärische Charakter und Ton der Zivilgewalt, der sich u.a. darin zeigte, daß auch Zivilbeamte einen Degen an der Seite trugen, ist im Schwinden begriffen, selbst die Uniform der Militärs tritt zurück. In den meisten Ländern wird sie von den Offizieren nur noch im Dienst getragen, auch ihre auffallende eitle Buntheit und ihre gesellschaftliche Vormachtstellung ist dahin. Das Duell, der blutige Hohn auf Logik und Ehre, verfällt der verdienten Mißachtung – die angelsächsische Welt kennt es schon nicht mehr – und Gesichtsnarben (Schmisse) gelten außer bei den Indianern nur noch in ganz kleinen, besonders zurückgebliebenen Gesellschaftskreisen Deutschlands als Ehrenzeichen. Erst recht vertritt kein zivilisierter Mensch mehr den noch bis ins Mittelalter hinein geltenden Satz, daß es ehrenvoller sei, eine Sache mit Blut als mit Schweiß zu erwerben: »pigrum et iners videtur sudore acquirere, quod possis sanguine parare«. Im besonderen haben sich Kriegerrecht und Kriegslust trotz des barbarischen Rückfalles durch den Weltkrieg und seine Folgen in den letzten Jahrhunderten zum Besseren gewandelt. Daß ein Sieger die Leiche seines Feindes an seinem Triumphwagen hinter sich her schleifen oder seinen Wagen über die Leiber der feindlichen Frauen und Mädchen fahren lassen dürfte, wie es den kriegerischen Ehrbegriffen der alten Griechen und Normannen entsprach, würde heute auch die schlimmste militaristische Entartung nicht mehr dulden. Solche Kriegssitten herrschten zwar nur im heidnischen Altertum, aber noch zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurde auch von christlichen Moralisten und Juristen, z.B. von Lignano, einem Professor in Bologna und Vertrauten Gregors XI., die Auffassung vertreten, daß Kriegsgefangene zu Sklaven gemacht werden dürften. Die Unterschiede und Kämpfe zwischen den einzelnen Religionen und Konfessionen sind auch heute noch nicht verschwunden, wohl aber ihre blutige Austragung in erbitterten Religionskriegen.

Norman Angell macht auf ein besonders auffallendes Ereignis aus der Geschichte der Religionskämpfe als Beweis für den Wandel der Gesinnung der Menschen aufmerksam:

»Beinahe zweihundert Jahre lang kämpften die Christen gegen die Ungläubigen um das Heilige Grab. Alle Völker Europas vereinigten sich zu diesem großen Unternehmen. Es schien das einzige, was sie

einigen konnte, und so tief wurzelte der Antrieb zu dieser Bewegung, daß der Kampf mehrere Menschenalter hindurch geführt wurde. Die Geschichte hat vielleicht nichts zu melden, was man damit vergleichen kann. Nun nehme man einmal an, jemand hätte zur Zeit der Kreuzzüge einem europäischen Staatsmann gesagt, eines schönen Tages würden die Vertreter Europas nach vollständiger Niederzwingung der Türken in einem Saale versammelt sein und zwar durch einen einzigen Federstrich das Heilige Grab für alle Zeiten der Christenheit sichern können, kämen aber nach einer oberflächlichen Diskussion von 20 Minuten zu dem Schlüsse: es lohne sich alles in allem eigentlich nicht! Hätte man einem europäischen Staatsmanne des Mittelalters so etwas erzählt, so würde er diese ganze Prophezeiung für eine Verrücktheit erklärt haben. Und doch kam es genau so!²⁴⁴

Die Abnahme des religiösen Idealismus ist bedauerlich, der Verzicht auf die kriegerische Form seiner Betätigung aber erfreulich und ein offenkundiger Fortschritt im Geiste dessen, der dem leidenschaftlichen Willen, die Wahrheit und Gerechtigkeit mit Gewalt zu verteidigen, mit dem Worte »stecke dein Schwert in die Scheide« in die Parade gefahren ist.

Die Beweise für das stetige Zurücktreten der physischen Gewalt vor geistigen Formen der Auseinandersetzung ließen sich noch vermehren. Am bemerkenswertesten ist dabei, daß der Fortschritt nicht etwa in gleichmäßiger Progression vor sich geht, sondern in stets rascherem Tempo. In den uns einigermaßen bekannten 6-7000 Jahren menschlichen Gesellschaftslebens haben sich in den letzten Jahrhunderten, ja allein im 19. und den beiden ersten Dezennien des 20. Jahrhunderts größere Umwälzungen vollzogen als früher in Jahrtausenden. Sklaverei, sklavenähnliche Hörigkeit, absolute Herrschergewalt, politische und soziale Einflußlosigkeit der Mehrzahl aller Menschen auch in zivilisierten Ländern sind erst im letzten Jahrhundert verschwunden. Und welcher Wandel im letzten Jahrzehnt! Welcher Kontrast zwischen 1913 und 1923 in Deutschland, Österreich, Polen und vor allem Rußland! Nachdem die Gestaltung der politischen und sozialen Verhältnisse einmal aus der Hand weniger in die Hände der Massen gelegt ist, kann das, was

²⁴⁴ Norman ANGELL: Die große Täuschung, S. 139.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang als Utopie gegolten hat, fast über Nacht zur Wirklichkeit werden. In der Schlußversammlung des Freiburger Friedenskongresses im August 1923 sagte der an der dortigen Universität lehrende Nationalökonom Geheimrat von Schultze-Gavernitz:

»Wer uns vor zehn Jahren gesagt hätte, daß Deutschland heute eine Republik sein würde, den hätten wir nicht ernst genommen. Bei der Schnelligkeit der heutigen Entwicklung würde ich mich nicht wundern, wenn das jetzt lebende junge Geschlecht noch einmal zu einem Volksentscheid über die Bildung der Vereinigten Staaten Europas aufgerufen würde, um der von Asien sich heranwälzenden Gefahr gemeinsam Schach zu bieten.«

Solche Perspektiven nach rückwärts und nach vorwärts muß man sich vor Augen halten, um dem kleinbürgerlichen Konservativismus entgegen zu treten, der jeden neuen Gedanken belächelt und jeden großen Plan für phantastisch hält. Vor zwei Extremen soll sich jeder Vernünftige hüten: den Fortschrittsgedanken zu leicht zu nehmen und, ihn gänzlich abzuweisen.

»Man mag den einen Schwärmer nennen, der eine Raupe in die Luft wirft und glaubt, sie werde fliegen, weil einmal ein Schmetterling aus ihr werden wird. Solche Schwärmer sind die, die glauben, man könne heute, wo unmenschlicher Haß die Gehirne der Menschen trübt und verwirrt, wo sich die Gemeinschaften der Gegenwart, die Nationen, wie mattgewütete Bestien röchelnd und mit den Flanken schlagend, einander gegenüber liegen [...] man könnte heute den kommenden Entwicklungszustand der Menschheit, die Einheit der Menschheit oder vorerst der Kulturmenschheit, praktisch vorwegnehmen, gewissermaßen kommandieren. Solchen Schwärmern stehen die Tore gegenüber, deren Gehirne nicht über die Gegenwart hinweg denken können. Auch sie werfen die Raupe in die Luft, aber mit dem Zweck aus ihrem Flugunvermögen zu beweisen, daß niemals ein Schmetterling aus ihr werden könne«.²⁴⁵

²⁴⁵ Franz Carl ENDRES: Vaterland und Menschheit, Leipzig 1920, S. 17.

Die Entwicklung von der einsamen Höhe der Patriarchen und Despoten über die absolute und die konstitutionelle Monarchie bis zum Abströmen der politischen Macht auf die breitesten Schichten des Volkes geht immer weiter und verlangt in Verbindung mit der kulturellen und wirtschaftlichen Internationalisierung immer breitere Formen auch des staatlichen Organismus. »Grenzen sind nur dort, wo das Naturgesetz herrscht. Die ganze Geschichte der Menschheit und ihres Zusammenlebens im Staat strebt ins Grenzenlose.«²⁴⁶

Eine wie auch immer geartete politische Zusammenfassung der ganzen Menschheit muß allem politischen Wirken die Richtung geben. Schon *Suarez* hat gelehrt, »daß das menschliche Geschlecht, wenn es auch in verschiedene Völker und Reiche gespalten ist, doch immer eine gewisse Einheit darstellt, und zwar nicht nur der Art nach (*specificam*), sondern auch im gewissen Sinne eine politische und moralische Einheit.«²⁴⁷ Ähnlich *Franziskus de Viktoria*, der vom ganzen Erdkreis sagte, er sei gewissermaßen ein einziger Staat.²⁴⁸ *Viktor Cathrein S.J.* widmet der »Völkerfamilie« das letzte Kapitel seiner Moralphilosophie. Er meint, ein späterer Geschichtsschreiber werde vielleicht »*die internationale Gestaltung aller Verhältnisse*« als das charakteristische Merkmal des Zeitalters bezeichnen, in dem wir leben.«

»Bis zu einem gewissen Grade reichen, wie die Geschichte der Vergangenheit beweist, internationale Bündnisse zur Regelung des Völkerverkehrs aus; allein je reger dieser Verkehr und je größer die gegenseitige Abhängigkeit und Solidarität wird, um so unzureichender erscheinen bloße Verträge ohne die Garantie einer *gemeinsamen Autorität*, welche über deren Heilighaltung wacht und nötigenfalls die Widerspenstigen zwingt. Namentlich scheint zur Behinderung der Kriege eine internationale Organisation immer dringender benötigt zu werden.«²⁴⁹

²⁴⁶ Robert SAITSCHICK: *Der Staat und was mehr ist als er*, München 1919, S. 23.

²⁴⁷ Francisco SUAREZ: *De legibus* c. 19. § 9.

²⁴⁸ »Totus orbis, qui aliquomodo est una res publica« (Franziskus DE VIKTORIA: *De pot. civ.* No. 21).

²⁴⁹ Victor CATHREIN S.J.: *Moralphilosophie II*, S. 748.

Einen unitaristischen *Weltstaat* lehnt Cathrein als kaum durchführbar ab, dagegen glaubt er, daß ein föderalistischer *Staatenbund*, d.h. eine politische Einigung der Völker unter einer gemeinsamen Leitung, welche sich in die rein innerlichen Angelegenheiten der einzelnen Staaten nicht mischt, sondern bloß die internationalen Beziehungen derselben regelt, durchaus den Absichten der Natur entspricht und auch ihrer Verwirklichung immer näher kommen wird. Die Förderung dahingehender Bestrebungen nennt Cathrein eine »*Pflicht* der Staatsmänner und aller Menschenfreunde«!

Nun wird aber dieses Ziel, die staatlich organisierte Völkerfamilie, sich nur in Etappen erreichen lassen. Eine im Geiste dieses Endzieles arbeitende Politik wird zunächst nach allen Möglichkeiten ausspähen, die in der *Gegenwart* einen friedlichen Zusammenschluß ermöglichen, wenn auch nur mit einem einzigen Nachbarvolk. Natürlich dürfte ein solches Bündnis keine militärische Spitze gegen andere haben, weil das kein Schritt zur Völkergemeinschaft, sondern zu neuer Isolierung, zur Herausforderung einer militärischen Koalition durch eine andere Machtgruppe wäre. Die naturgemäße Friedens- und Gemeinschaftspolitik ist heute die Ausgestaltung des notdürftig begonnenen Völkerbundes. Seine bisherigen Unzulänglichkeiten müssen als fast naturnotwendige Geburtswehen und Kinderkrankheiten gewertet werden. In der mit Giftstoffen geschwängerten Atmosphäre der Nachkriegszeit ein vollkommenes Gebilde dieser Art erwarten, widerspräche allem entwicklungsgeschichtlichen Denken. Angesehene Völkerrechtslehrer und Politiker, wie Heinrich Lammasch, würdigen das, was im Genfer Völkerbund sowohl im Ganzen wie in Einzelheiten erreicht worden ist, als einen so bedeutenden Fortschritt, daß man ihn noch vor dem Kriege auch in pazifistischen Kreisen für gänzlich unmöglich gehalten hätte.

Die Konstruktionsaufgabe, die im Rahmen des Völkerbundes weiter zu lösen wäre, müßte lauten: Vereinigte Staaten Europas! In der Einleitung seines Buches »*Panuropa*« schreibt *Richard N. Coudenhove-Kalergi* folgendes:

»Die Ursache des europäischen Niederganges ist politisch, nicht biologisch. Europa stirbt nicht an Altersschwäche, sondern daran, daß seine Bewohner einander mit den Mitteln moderner Technik totschlachten.«

gen und zu Grunde richten. Noch ist Europa das qualitativ fruchtbarste Menschenreservoir der Welt. Die aufstrebenden Amerikaner sind Europäer, die in ein anderes politisches Milieu verpflanzt sind. Nicht die Völker Europas sind senil – sondern nur ihr politisches System. Dessen radikale Änderung kann und muß zur vollen Heilung des kranken Erdteiles führen.«

»Die Europäische Frage lautet: Kann Europa in seiner politischen und wirtschaftlichen Zersplitterung seinen Frieden und seine Selbständigkeit den wachsenden außereuropäischen Weltmächten gegenüber wahren – oder ist es gezwungen, sich zur Rettung seiner Existenz zu einem Staatenbunde zu organisieren? Diese Frage stellen, heißt sie beantworten. Darum wird sie nicht gestellt, sondern unterschlagen. Es ist zwar viel die Rede von europäischen Fragen – aber nicht von der Europäischen Frage, in der sie alle wurzeln, ebenso wie die Vielfalt der sozialen Fragen in der Sozialen Frage [...] die Zeit drängt [...] Europa, das sein Selbstvertrauen fast verloren hat, erwartet Hilfe von außen: die einen von Rußland, die anderen von Amerika. Beide Hoffnungen sind für Europa lebensgefährlich. Weder der Westen noch der Osten will Europa retten: Rußland will es erobern – Amerika will es kaufen. Durch diese Skylla der russischen Militärdiktatur und die Charybdis der amerikanischen Finanzdiktatur führt nur ein schmaler Weg in eine bessere Zukunft. Dieser Weg heißt *Paneuropa* und bedeutet: Selbsthilfe durch Zusammenschluß Europas zu einem politisch-wirtschaftlichen Zweckverband.«²⁵⁰

Wichtiger aber noch als ein neues politisches Knochengerüst, wichtiger noch als die Bekleidung dieses Gerüsts mit einem beseelten Organismus, ist die Reinigung und Pflege seiner Seele, ist die Erneuerung der innersten Säfte dieses Organismus: wichtiger als die politische Aufgabe ist die *moralpädagogische*. Nicht schon die radikale Änderung des politischen Systems, sondern erst des diesem System die Form gebenden Geistes kann etwas wirklich Neues und Besseres bewirken. Alle organisatorisch-technischen Bemühungen sind vergeblich, wenn die politische *Gesinnung* nicht geändert wird. *Ein* Grund der unaufhörlichen weltpoli-

²⁵⁰ Richard N. COUDENHOVE-KALERGI: *Paneuropa*, Wien 1923, Vorwort.

tischen Störungen und Erschütterungen ist die zwischenstaatliche Anarchie, ein tieferer aber ist die moralische Anarchie in den Seelen der Menschen, sobald es sich um politische Konflikte handelt. Menschen, die in ihrem Verhältnis zu sich selbst, zu Gott und zu den befreundeten Nebenmenschen von zarter Gewissenhaftigkeit sind, zeigen in ihrem politischen Denken oft eine völlig andere Moral. Im vorigen Kapitel war ausführlich die Rede davon. Wohl sind die Gebote der lautersten Gerechtigkeit und universalen Liebe in sich so schwer, daß ihre mangelhafte Erfüllung sich schon aus ihnen selbst erklärt, aber bei Menschen von sonst edler Veranlagung wäre die Hemmungslosigkeit, die sie in ihrem politischen Denken, Sprechen und Handeln immer wieder offenbaren, doch schlechterdings unmöglich, wenn nicht noch andere Faktoren dafür verantwortlich gemacht werden müßten. Diese Faktoren sind das *Milieu* und die *Erziehung*. Im heutigen gesellschaftlichen Milieu ist der politische Feind einfach vogelfrei. Jedes Schimpfwort ist gestattet, die Betrachtung aller weltpolitischen Ereignisse und Interessen durch die nationale oder gar die parteipolitische Brille eine absolute Selbstverständlichkeit. Die Erziehung, die für das sonstige moralische Verhalten mit peinlicher Sorgfalt die Gebote des Christentums zugrunde legt, tut nichts, um die Konsequenzen auch für die politischen Beziehungen der Menschen zu ziehen. Der heidnische Satz: »si vis pacem, para bellum« scheint ein unantastbares Evangelium bleiben zu sollen. Im alten römischen Weltreich hatte er einen guten Sinn, heute ist er Unsinn. In den primitiven Zeiten der Geschichte war der Krieg wirklich ein Weg zum Frieden. Wenn Sippe gegen Sippe zu Felde zog, und die Fehde mit der Unterwerfung der einen Gruppe endete, so wurde sie der siegreichen einverleibt und innerhalb dieses einen neuen größeren Staatengebildes hörte dann der Krieg jedenfalls dieser zwei Stämme durch die nun vollzogene Verschmelzung auf. Je mehr Stämme unterworfen wurden, umso weniger Kleinkriege gab es, und als das große Imperium romanum mit der Zeit fast alle Völkerschaften durch seine Kriegsmacht unterworfen und in seinem Weltreich vereinigt hatte, war wirklich Weltfriede: pax romana. »Si vis pacem, para bellum.« Heute aber besteht der gewaltige Unterschied gegen damals darin, daß nicht ein einziger Riese gegen viele Knirpse steht, die er mit seiner Eisenfaust ohne große Anstrengungen und Erschütterung seines Inneren sich gefügig machen könnte, sondern daß

auf Grund dieses schönen römischen Satzes *alle* Mächte sich bis an die Zähne gewappnet haben oder sich zu wappnen entschlossen sind, sodaß der Glaube, durch diese allseitige Kriegsbereitungen werde der Friede gesichert oder auch nur gewollt, schlechthin absurd geworden ist. Wer Zündstoff auf Zündstoff häuft, materiellen und geistigen, wer das Soldatenhandwerk nicht wie das Polizeihandwerk als eine bittere, leidige Notwendigkeit, sondern als eine Lust betrachtet, der wird zwangsläufig schon innerlich zu dem Wunsch getrieben, es möchte einmal »losgehen«, »ernstwerden«, und wenn er sich von dieser inneren Waffenleidenschaft frei halten sollte, so wird auch ohne sein Zutun der angehäuften Explosionsstoffe kraft mechanischer automatisch wirkender Gewalt eines Tages seinem Ziele zustreben, d.h. in die Luft fliegen und den Satz »wenn du den Frieden willst, so bereite den Krieg« herrlich beleuchten! Wenn du den Frieden *wirklich* willst, dann bereite – den Frieden, d.h. rüste äußerlich und innerlich ab, errichte Friedensministerien statt Kriegsministerien, errichte Lehrstühle für Friedenswissenschaft, gründe Zirkel und Vereine de propaganda pace, reinige Literatur und Presse von dem Gift des nationalen Hasses und Hochmutes und der systematischen Lüge, sage schon den Kindern, wenn sie mit einem Schießgewehr spielen wollen und es im Scherz auf ihren kleinen Kameraden mit dem Worte richten: »ich schieß dich tot«, daß das eine Rohheit und Sünde sei, lehre sie die Heldentaten *friedlicher* Natur- und Selbstbezwungung und erzähle ihnen von der furchtbaren Barbarei, Sinnlosigkeit und moralischen Verwerflichkeit der erdrückenden Mehrzahl aller Kriege.

Man muß anerkennen, daß die pazifistischen Kreise, wiewohl sie sich vorwiegend der organisatorisch-technischen Aufgabe widmen, die Notwendigkeit dieser moralpädagogischen Innenarbeit keineswegs übersehen. Die »Deutsche Liga für Völkerbund« hat eine »Pädagogische Abteilung« eingerichtet, von deren Aufgaben die Leiterin Dr. Elisabeth Rotten folgendes schreibt:

»Alles, was wir von der Schöpfung, zu der wir berufen sind, zu sagen vermögen, ist, daß sie mit dem Alten wenig Ähnlichkeit haben und wahrscheinlich sehr wenig dem vorläufigen Pariser Völkerbundstatut gleichen wird, soweit dieses nämlich in alten Denkgewohnheiten wurzelt und wurzeln muß. Er ist eine Hilfskonstruktion, an der sich

der Gedanke weiter emporrankt, solange der neue Geist, der sich im Völkerleben einen neuen Körper bauen will, noch nicht durchgebildet genug ist zu freier und zielsicherer Gestaltung. In der klaren Einsicht, daß alle formalen Institutionen und Gesetze von sekundärer Bedeutung, daß das Grundlegende und Wesentliche einer Bürgerschaft für eine dauernde, schöpferische Friedensgemeinschaft der Völker die Gesinnung der Menschen und die rechte Erziehung dazu das Kernproblem ist, will die Liga für Völkerbund in ihrer Pädagogischen Abteilung eine Arbeit beginnen, die von der Tagespolitik unbeeinflusst bleiben muß. Ihr äußerer Rahmen ist darum für ihre notwendige ideale Zielgebung in gewissem Sinne ebenso zufällig wie der Pariser Versuch nur eine zufällig-empirische, mit allen Mängeln und Schlacken eines ersten Versuches auf geistig völlig unzureichender Grundlage behaftete Erscheinungsform ist, bestimmt, gewandelt oder gesprengt zu werden zugunsten jenes Neuen, Unbekannten, als Ausdruck einer von Grund aus veränderten Weltgesinnung.«²⁵¹

Den größten Einfluß auf die öffentliche Meinung und Gesinnung dürfte heute die *Presse* haben. 95 Prozent aller politischen Gespräche und dementsprechend fast sämtliche Denk- und Wunschgebilde in den Köpfen und Herzen der Menschen knüpfen sich an die Lesung von Zeitungsnachrichten und -Aufsätzen. Wären diese Quellen rein, von ethischen Kräften durchwaltet, so wäre es ausgeschlossen, daß Volk wider Volk in tiefer Abneigung und anachronistisch wirkender Absperrung gegen einander stände. An Versuchen, die Moral der Presse zu heben, hat es nicht gefehlt. Geheimrat v. *Grauert* berichtet von Bemühungen, die der katholische Friedensvorkämpfer *Vanderpol* im September 1907 beim Fürsten *Erwin v. d. L[e]jyen* und bei v. *Grauert* selbst bei Gelegenheit des Weltfriedenskongresses in München gemacht hat:

»Im Interesse des Friedens wünschte Mr. *Vanderpol* eine geistige Verbindung unter den Leitern der großen Preßorgane in Deutschland, England, Frankreich und Belgien ins Leben zu rufen. Unabhängig von diesen Bestrebungen war Herr *Carl Fürstenberg*, Direktor der

²⁵¹ Elisabeth ROTTEN: Aufgaben künftiger Völkerbund-Erziehung, Berlin 1920.

Berliner Handelsgesellschaft, von dem Berufe der Presse durchdrungen, aufreizende Meldungen aus ihren Spalten fernzuhalten. Nach dem Berichte des französischen Schriftstellers George Bourdon ›träumte‹ Fürstenberg im Sommer 1912 nach der Marokkokrise von dem Plane, durch persönliche Annäherung unter den Leitern der großen Blätter in Deutschland und Frankreich eine Vereinigung zu begründen, welche man als ›le congres des gentlemen de la presse‹ bezeichnen könne²⁵².

Solange eine derartige Vereinigung der verantwortlichen Schriftsteller aller führenden Parteiblätter ein »Traum« bleibt, könnten wenigstens die in den Grundanschauungen übereinstimmenden und den Friedensgedanken bejahenden Journalisten aller Länder sich zusammentun, um eine internationale »pénétration pacifique« systematisch zu betreiben. Im übrigen hat es jede Zeitung für sich allein in der Hand, den kriegerischen und nationalistischen Instinkten ihrer Leser die Nahrung zu entziehen und statt des Trennenden das Einigende in den internationalen Beziehungen zu betonen. Neben dieser allgemeinen Gentlemen-Journalistik sind eigene Friedensorgane vonnöten. Sie sind bereits in jedem Lande vorhanden, es fehlt ihnen nur ein großer Leserkreis. In Deutschland verdient die von Alfred Fried begründete »Friedenswarte, Blätter für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation« (Verlag C.A. Schwetschke u. Sohn Berlin W. 30) ernste Beachtung und Unterstützung.

Bei der Betrachtung der moralpädagogischen Seite des Weltfriedensproblems fällt der Blick ganz von selbst auf diejenige moralische Macht, die die größte und bedeutendste von allen ist: die römisch-katholische Kirche. Sie ist die Weltkirche. Da ihr der Friede als Morgengabe in die Wiege gelegt und als Aufgabe mit auf den Weg gegeben worden, gehören Weltkirche und Weltfriede unlöslich zusammen. Mehrfach ist in diesem Buche schon betont worden, daß es die erste Aufgabe der Kirche nicht sei, für den äußeren Frieden zu sorgen, sondern für den inneren.

²⁵² Hermann v. GRAUERT: Zur Geschichte des Weltfriedens, des Völkerrechts und der Idee einer Liga der Nationen, München 1920, S. 72.

Aber beide können nicht ganz von einander getrennt werden: das Äußere wirkt auf das Innere und das Innere auf das Äußere. Die Kirche kann doch nicht die Welt mit ihrem Haß und Streit einfach laufen lassen, kann doch niemals ihre Missionspflicht ihr gegenüber aufgeben. Manche Fromme glauben sich auf die inneren Wahrheits- und Friedensgüter der Kirche wie auf ein sanftes Ruhekissen zurückziehen zu können, aber »man kann sich nicht der christlichen Wahrheit beugen und dabei mit der antichristlichen Wirklichkeit versöhnen wie mit etwas ewig Unabänderlichem und Unvermeidlichem.« (Solovjeff). Und jeder, der in ihr steht, steht auch in der Welt, jeder trägt also notwendig das, was er in der Kirche findet, in die Welt, und was er in der Welt findet, in die Kirche. So ist es geradezu die Probe auf die Kraft der Wahrheit in der Kirche, daß sie die Welt sauerartig damit durchdringt. »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen« – eins der ernstesten Worte, das Christus zu Welt- und Gotteskindern gesprochen hat! Wenn nun die Weltkirche an ihre Weltfriedensaufgabe herangeht, dann kann sie ein Doppeltes tun: sie kann ein gutes Stück, nämlich am Rand ihres Bereiches, mit den außerkirchlichen Friedensbestrebungen zusammen arbeiten, und sie kann ganz selbständige, eigene Arbeit tun.

Für das Zusammenarbeiten mit nichtkatholischen Friedensfreunden sind eine Reihe von Vorurteilen zu überwinden. Zunächst ist an den Satz des hl. Augustinus zu erinnern: »Wie es in der katholischen Kirche auch Unkatholisches gibt, so kann es auch Katholisches außerhalb der katholischen Kirche geben«²⁵³. Unkatholisch innerhalb der Kirche ist u.a. jede Lust am blutigen Streit, und katholisch außerhalb der Kirche ist jeder ernste Wille, den blutigen Streit zu überwinden. Wenn es außerhalb der katholischen Kirche sogar mehr entschlossene Vertreter und Vorkämpfer des Friedensgedankens geben sollte als innerhalb – ob es der Fall ist, soll hier nicht untersucht werden – dann geziemt sich für uns Katholiken dieser Tatsache gegenüber ein Gefühl demütiger Scham und dankbarer Anerkennung, nicht aber hätten wir von diesen Außenstehenden abzurücken. Schon die ersten Jünger des Herrn glaubten einmal, zu einem solchen Abrücken verpflichtet zu sein. »Meister, sprachen sie, wir sahen einen in deinem Namen böse Geister austreiben, und wir wehrten es

²⁵³ AUGUSTINUS: De bapt. c. Donat. VII, 77.

ihm, weil er nicht mit uns dir nachfolgt.« Jesus entgegnete ihnen: »Wehret es ihnen nicht, denn wer nicht wider euch ist, der ist für euch« (Lukas 9,49). Ist das nicht eine geradezu klassische Rechtfertigung für das Zusammengehen christlicher Friedensfreunde mit nichtchristlichen? Wenn auch nicht geradezu »im Namen Christi«, so suchen die nichtkatholischen Pazifisten doch unter häufiger Berufung auf das Liebes- und Friedensgesetz Christi den »bösen Geist« des Krieges auszutreiben und geben sich große Mühe, uns Katholiken zur Mitarbeit heranzuziehen; viele der Unsrigen aber suchen es ihnen zu wehren, weil sie nicht mit uns Christus nachfolgen: Jesus aber sagt uns: »Wehret es ihnen nicht, denn wer nicht wider euch ist, der ist für euch.«

Übrigens ist es ein weiteres irriges Vorurteil, daß die Weltfriedensbestrebungen in kirchenfeindlichen Kreisen, namentlich den freimaurerischen, mehr als anderswo heimisch seien. Wenn es der Fall wäre, so wäre es ein Lob für diese Kreise und ein Tadel für die kirchlichen. Aber es ist nicht der Fall. Es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn die Freimaurerei gleichzeitig für den Krieg und für den Pazifismus verantwortlich gemacht wird! Die Wahrheit ist, daß es ebenso viel Freimaurer unter den Militaristen wie unter den Pazifisten gibt, ganz wie bei den Christen. Die Linie zwischen Pazifisten und Nichtpazifisten teilt nicht Weltanschauungen und Weltanschauungen, sondern Menschen und Menschen innerhalb der gleichen Weltanschauung. Prof. v. Grauert kommt nach seinen geschichtlichen Untersuchungen über diese Frage zu dem Ergebnis:

»Nahezu gleichmäßig sind die religiös angeregten Kreise innerhalb wie außerhalb der großen Kirchen und Religionsbekenntnisse, sodann auch die Freimaurerlogen, die Rationalisten, Pantheisten und Atheisten einerseits an den nationalistischen, den ethischen Wert des Krieges hochschätzenden Bewegungen, wie andererseits an den pazifistischen Bestrebungen beteiligt.«²⁵⁴

Das Zusammenarbeiten von Vertretern verschiedenster Weltanschauungen auf dem Gebiete der Weltfriedensbewegungen erklärt sich nicht nur

²⁵⁴ Hermann v. GRAUERT: Zur Geschichte des Weltfriedens, des Völkerrechts, S. 66.

aus der gleichen subjektiven Gesinnung in diesem Punkte, sondern auch aus der Tatsache, daß es einen *Rand von Gesellschaftsidealen* gibt, der allen ethisch gerichteten Weltanschauungen gemeinsam ist. Zu diesen Idealen gehört etwa die Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, des Alkoholismus, des Geburtenrückganges. Die Peripherien der verschiedenen Weltanschauungskreise schneiden sich hier und schaffen gemeinsame Betätigungsfelder. Ein solches Feld ist auch das der Bekämpfung des Krieges. Katholiken und Nichtkatholiken können und sollen es gemeinsam bebauen.

Wenn aber auch keine Macht der Erde sich um den Frieden kümmerte, müßte es doch die Kirche tun kraft ihrer göttlichen Bestimmung. Der Beruf der Kirche ist es, Heiland zu sein, die leiblichen und geistigen Wunden der Menschheit durch Werke der leiblichen und geistigen Barmherzigkeit zu heilen, Mittlerin zu sein nicht nur zwischen den Menschen und Gott, sondern auch zwischen Menschen und Menschen. Daß der Krieg eine leibliche und geistige Wunde am Menschheitsorganismus ist und viele andere Wunden im Gefolge hat, leugnet niemand, also liegt es der Kirche ob, diese Wunden, wenn sie da sind, zu heilen, und sie, wenn sie noch nicht da sind, prophylaktisch fernzuhalten. Auch den Beruf der Kirche, die Menschen zu einigen und zu befrieden, leugnet niemand. Folglich ist die Kirche die geborene Pazifistin. Zu dieser inneren Pflicht kommt eine äußere. Es ist eine apologetische und pastorale. Schon in der Einleitung wurden die Anklagen erwähnt, die gegen die Kirche in wachsendem Maße erhoben werden, weil sie zu wenig für die Ueberwindung des Krieges tue. Die sozialistisch beeinflussten Massen wenden sich instinktiv gegen alle Elemente, die ihnen die Erde vorwiegend als »Jammertal« hinstellen und das menschliche Glück nur für das Jenseits verheißen. Sie erwarten von einer Kirche, der sie folgen sollen, *zum mindesten auch* eine Förderung diesseitiger Kulturinteressen, eine ehrliche Bemühung um Aufbesserung ihrer irdischen Lebensverhältnisse und einen entschlossenen Kampf gegen irdische Uebel, als deren größtes eines sie den Krieg ansehen. Unermeßlich ist das Ärgernis und der Schaden, wenn der Eindruck entsteht, die Kirche halte es mit den kapitalistischen, militaristischen und nationalistischen Großen. Daß es immer nur gewisse kirchliche Kreise sind, die zu diesem Vorwurf Anlaß geben, niemals die Kirche als solche, wird von den Massen übersehen.

Rein referierend sei hier angeführt, was *Fr. W. Foerster*, dessen Stimme weit dringt, über diesen Punkt in seiner Schrift: ›Das Kulturproblem der Kirche‹ schreibt:

»Infolge besonderer psychologischer Verknüpfung der Kirchlichkeit mit den politisch rechtsstehenden Volksschichten ist die katholische Welt Europas auch in besonderer Weise mit den nationalistischen und imperialistischen Überzeugungen und Leidenschaften jener Schichten verwachsen; sie hat es, *mit Ausnahme ihres Oberhauptes*, den Trägern des Handels und der abstrakten Aufklärung überlassen, das alte katholische Erbgut völkerverbindender Gesinnung auch während des Krieges zu wahren. So ist an die Stelle einer auf der alten *pax christiana* aufgebauten katholischen Weltpolitik der moderne ›Pazifismus‹ getreten, der sich gewiß hohe Verdienste um die von den Christen verratene Sache erworben, die Weltfriedens-Idee aber dennoch durch deren Abtrennung von einer tieferen religiösen Grundauffassung unbestreitbar verflacht hat. Und nun kam das Unbegreifliche: Statt daß die Christen sich ihrer eigenen Untreue schämten und sich doppelt beeilten, das Versäumte einzuholen und die Welt-Friedensarbeit wieder in engen Zusammenhang mit der geistigen Macht zu setzen, von der sie ursprünglich ausgegangen war, rückten sie nun doppelt weit von allem Pazifismus ab, war doch die Idee der Völkergemeinschaft nunmehr durch Juden, Freimaurer und rote Internationale kompromittiert! Man hat in katholischen Kreisen wohl immer noch keine deutliche Vorstellung davon, wie sehr diese Haltung die moralische Autorität der Kirche auf seiten der modernen Welt geschädigt hat.«²⁵⁵

Noch beachtenswerter ist, was *Max Scheler* von der Mission der Kirche gegenüber dieser Welt schreibt:

»Nie war die Indifferenz auch großer und größter Massen, nie war der Unglaube und Irrglaube, wie der Aberglaube und Aferglaube eine wirkliche, eine letzte Gefahr für die Existenz einer positiven

²⁵⁵ Friedrich Wilhelm FOERSTER: Das Kulturproblem der Kirche, München 1920.

Religion und Kirche. Es gibt *für eine positive Religion nur eine wahre mögliche Existenzgefahr*: das ist der *größere Enthusiasmus* und die *tieferen Glaubenskraft* der Träger einer *anderen* Religion oder Weltanschauung. Eben diese skeptische Indifferenz und dieser Unglaube haben es ermöglicht, daß die Kirchen vor dem Kriege es verhältnismäßig so bequem hatten und so zufrieden sein durften, sich zu ›erhalten‹. In einer Zeit dagegen, wo die unfruchtbare Negation des Unglaubens und die müde Scheintoleranz des Indifferentismus aufgehört haben werden, wo die Religion von allen Seiten wieder anerkannt und ergriffen wird als das, was sie ist – als die Hauptangelegenheit des Menschen – da hört diese Bequemlichkeit auf. Und mit ihr hört auf die bloße Haltung des mühseligen Grenzschutzes der eigenen Werte und Ideen, des möglichst luftdichten und starren Sich-Einkapselns in die Gehäuse abgeschlossener Organisationen und Isolierräume. Nur eine Alternative gilt dann noch: Entweder sich auftun und mit helfenden ausgebreiteten Armen etwas geben der Menschheit, schenken, spenden und heilen die offene Wunde ihres Herzens, oder gewärtig sein, daß die nach Religion fiebernd verlangende Welt annimmt, man habe nichts zu geben, man wisse sich selbst nicht mehr ganz im Wahren, im Rechten, im Guten – kurz gefaßt, im wahrhaftigen Besitz der göttlichen Wahrheiten. Im letzten Falle muß man aber auch gewärtig sein, daß diese auflösende Ueberzeugung auch in die eigenen Reihen eindringt und daß die bloße Erhaltungspolitik – diese Geste stolzen Geizes – auch das vernichten läßt, was man erhalten sollte. Eine positive Religion, die heute in diesem Sinne nicht geistig missioniert, nicht auf jede Weise neues und lebendiges Zeugnis ablegt für ihre Sache, ist in den Geisteskämpfen, die wir zu erwarten haben, mit Sicherheit dem Untergange geweiht. Jede muß – nicht im Sinne der äußeren Kraft und Macht, aber im Sinne der Beweise ›des Geistes und der Kraft‹ siegen oder unterliegen. Ein drittes ist nicht mehr möglich. Wer bei diesem Weltereignis nichts zu geben hat, der wird auch das verlieren, was er bisher besaß, wenigstens als erobernde Missionskraft für die gegenwärtige Zeit.«

In der Tat sieht sich heute das offizielle Lehramt und Hirtenamt der Kirche vor die apologetische und pastorale Notwendigkeit gestellt, weit

mehr zu tun als nur die Liebes- und Friedenspflicht der Katholiken scharf zu betonen. Sie muß vielmehr ihrer unantastbaren Lehre über diesen Punkt die durchgreifendsten praktischen Maßnahmen folgen lassen. In unseren Tagen tritt diese Pflicht der Kirche noch dringender hervor als in und nach dem letzten Kriege. Alle Welt weiß, wie der nächste Krieg aussehen wird, wenn er zustande kommt, und wozu die staatlichen und militärischen Kräfte entschlossen sind: zur Vernichtung nicht nur der feindlichen Heere, sondern der feindlichen Völker schlechthin. Die Rüstung der im letzten Kriege siegreich gebliebenen Länder sind heute bedeutender als bis dahin. Im Jahre 1913 waren in Europa 3747179 Mann unter Waffen, 1923 aber 4354965. Indes wird der Unterschied zwischen kämpfenden, uniformierten und nichtkämpfenden Schlachtopfern im nächsten Kriege nicht groß sein. Denn nicht so sehr Soldaten als Wissenschaftler, Chemiker, Techniker und Arbeiter werden ihn entscheiden. Dahin ist alles Rittertum früherer Kriege, nutzlos alle soldatische Tapferkeit!

»Der nächste Krieg wird sich in *Todesstille* abspielen durchbrochen nur von dem Aechzen und Schreien Blinder und Verbrannter. Kriege der Vergangenheit waren Konflikte zwischen Artillerie und Ingenieuren. Plumpe Duelle mit plumpen Werkzeugen. Nicht sehr verschieden von denen, die Napoleon, Grant und Moltke benutzten. Kriege der Zukunft werden heute noch unausdenkbar schauerliche Kämpfe sein, geführt von ältlichen Herren mit Augengläsern. Sie werden in Laboratorien sitzen und über Täler, Gebirge, Armeen, Flotten und große, hilflose Städte Miasmen des Todes ausstreuen lassen, Giftmiasmen, die nicht nur den Körper zerstören, sondern den Geist zersetzen durch Furcht und starre Angst vor dem Unbekannten. Miasmen von flüchtigem tödlichen Gift, welches wie Regen von den Wolken fällt. Wie ein Sumpffieber breitet über weite Ebenen Gift sich aus, welches in der Höhe, mittels Luftdruck, zur Entladung gebracht wird, vollständig geräuschlos, und es wird zum Meister der Welt. Das ist *der chemische Krieg der Zukunft*. Der menschliche Geist ist noch nicht imstande, sich die Schrecken auszumalen, die er auslösen wird. Nachts aus dem Schlaf werden die großen Städte geschreckt werden von den *Gift-Schiffen*, die hoch im dunklen Nebel kreuzen und Tod

und Verderben bringen. Festungen werden in diesem Regen zusammenfallen wie Papierspielzeug, Armeen werden vernichtet. Keine Armeen werden sie sein, sondern Massen von blinden, schmerzgemarterten Menschenwracks, die sich nicht rühren können.«²⁵⁶

Dr. *Otto Kunze* gibt in seinem Artikel der Allgemeinen Rundschau »Ist ein neuer Krieg vermeidbar?« diese Schilderung von *Edwin C. Hill* mit einem gewissen Vorbehalt wieder. »Ganz unanfechtbar« aber dünkt ihm der sachlich nüchterne Aufsatz der Privatdozentin für Chemie an der Universität Bern, Dr. *Gertrud Wecker*:

»Es sind offizielle Versuche, die öffentliche Meinung, die sich zu beruhigen beginnt, über die Giftgefahr des kommenden Krieges zu beschwichtigen. Diesen Beschwichtigungen soll folgendes entgegengestellt werden:

1. Daß die Herstellung von Giftgasgeschossen während und nach dem Kriege in solchem Umfange zugenommen hat, daß wohl kaum anzunehmen ist, es handle sich dabei lediglich um ein Privatvergnügen der Generäle.
2. Daß die Beobachtungen schon während des Krieges die furchtbaren Wirkungen der Giftgase zur Genüge gezeigt haben.
3. Daß sich die Giftgasteknik seit dem Kriege so stark entwickelt hat, daß man heute mit Giftgasen rechnen muß, deren Wirkungen die der stärksten im Kriege verwendeten um ein Hundertfaches übertreffen. Auf Grund der Vervollkommnung dieser teuflischen Waffe ist sogar im Hinblick auf das amerikanische *Lewesitgas* angegeben worden, daß mit zwölf Lewesitbomben, die über eine Stadt in der Größe von Chicago oder Berlin durch Flugzeuge abgeworfen werden, *alles Leben* in dieser Stadt vernichtet wird. Das Gas ist schwer, zieht sich in die Abzugskanäle und Quellen, *Wasserleitungen und Grundwasser werden auch vergiftet*. Diese enormen Wirkungen verdanken die Giftgase ihren chemischen und auch physikalischen Eigenschaften. Allen Gasen ist gemeinsam, daß sie bei tiefer Temperatur und Druck in flüssigen und festen Zustand übergehen. Sie nehmen dann einen ganz minima-

²⁵⁶ Otto KUNZE: Ist ein neuer Krieg vermeidbar? In: Allgemeine Rundschau XXI, 5.

len Raum ein, so daß sich große Mengen unterbringen lassen. Die ersten Giftgase, die man noch im Weltkrieg gebraucht hat, zerstörten die Atmungsorgane. Sie bestanden aus Chlor und Phosgen, die die Luftröhre und die Lunge zerrissen. Die Opfer kämpften wochenlang mit dem Erstickungstod. Gegen dieses noch primitive Giftgas boten die Gasmasken Schutz; infolgedessen suchte man die Gase so herzustellen, daß sie durch die Hautporen in den Organismus einschleichen sollten. Nun fand man es. Eine einfache Verbindung von Phosgen, Chloratum und der Cyangruppe gab die gewünschte Wirkung. Das Gift wird durch die Feuchtigkeit in der Luft, des Bodens, der Haut oder des Atmens wirkungsvoll gemacht. Es entsteht Blausäure, die im kleinsten denkbaren Quantum einen Menschen innerhalb einer Minute zu töten vermag.«

Dr. Kunze fährt fort:

»Die vom Tiroler Anzeiger (Nr. 18) angeführte Zeitschrift ›Das Wort‹ macht aufmerksam, daß der Zukunftskrieg *keinen Unterschied* kennen werde *zwischen Front und Hinterland, Kämpfern und Nichtkämpfern*. Die giftschwangeren Luftschiffe werden ihre tödliche Ladung auf jede erreichbare Stadt abwerfen. Die Völker werden sich wie Familien in den Zeiten der Blutrache bekriegen – bis zur gegenseitigen Ausrottung. Der Staatsmann, der die nächste Kriegserklärung ausfertigt, unterschreibt das *Todesurteil für Europa*«.

Soll die Kirche mit verschränkten Armen danebenstehen? Soll sie nicht mit durchdringender Stimme und durchgreifendem Arm daran erinnern, daß dieser planmäßige Mord an *Nichtkämpfern* ein ungeheures Verbrechen ist? Daß es sogar nach bisher allgemein anerkanntem Kriegsrecht unerhört ist, wenn zwischen Soldaten und Nichtsoldaten kein Unterschied gemacht wird, d.h. auch Waffenlose nicht etwa »per accidens«, sondern »per se«, mit bewußter direkter Intention vergiftet und verbrannt werden?

Aber wieder taucht die lähmende Frage auf: kann denn irgend eine Macht der Erde, kann auch die Kirche gegen solchen Vernichtungswillen noch irgend etwas tun? Diese Frage ist erst in zweiter Linie zu stellen. In

erster Linie ist nicht nach dem »kann«, sondern nach dem »muß« zu fragen, nicht nach dem Erfolg, sondern nach der Arbeit, nach der Pflicht! Nachdem dieses Müssen mit aller Kraft bejaht und gefordert ist, ist auch das Können zu bejahen. Die Kirche ist im Besitz größter moralischer Machtmittel. Was sie dem Duell und der Mensur d.h. dem planmäßigen blutigen Zweikampf gegenüber konnte, das kann sie *unter Umständen* auch dem planmäßigen blutigen Millionenkampf gegenüber! Mit bewußter Häufigkeit und Zähigkeit wiederholen wir in diesem Buche die dritte und vierte Bedingung für die Erlaubtheit eines Krieges. »Daß das Gute gefördert, das Böse vermieden werde, und daß auch die Art der Kriegführung sich in den Grenzen der Gerechtigkeit und Liebe halte!« Auch heute noch würden Exkommunikation, Suspension und Interdikt, von der Weltwarte Roms aus verhängt, ungeheure Wirkung tun! Neben diesen äußeren Zwangsmaßnahmen stehen der Kirche andere Möglichkeiten zu Gebote, auf Grund ihrer Organisation und mit den Mitteln ihres Hirtenamtes eine wirksame Weltfriedensarbeit zu leisten. Die Kuppel der katholischen Kirche umspannt die Welt. Die Zentralisation der Hierarchie um den Mittelpunkt Rom ist immer fester und lebensvoller geworden. Weisungen, die den Charakter verpflichtender Vorschriften haben, zumal soweit sie den Klerus, seine Erziehung und seine äußeren Amtspflichten betreffen, werden unter bischöflicher Aufsicht mit einer sonst nur in militärischen Verhältnissen üblichen Disziplin durchgeführt. Ein Befehl Roms – und deutsche Bischöfe würden mit französischen zu gemeinsamer Aussprache, Beratung und Beschlußfassung an einem Tische sitzen. Ein Befehl Roms – und auf der ganzen Erde würde ein bestimmter Sonn- oder Feiertag als Friedensgedenktag mit entsprechenden Feiern und Belehrungen abgehalten werden. Ein Befehl Roms – und in allen Gottesdiensten würden Gebete für den Frieden verrichtet!

Es ist allerdings richtig, daß die Pazifizierung der Welt oder auch nur der Kirche, wenn sie Kraft, Dauer und Tiefe haben soll, nicht »gemacht« oder gar kommandiert werden kann. Sie muß wie alles Lebendige organisch und allmählich wachsen. Aber nach helfende Disziplin und Organisation sind dabei nicht zu unterschätzen. Ist doch für jeden Menschen von außerordentlicher Wichtigkeit das *Milieu*, in dem er zu leben gezwungen ist. Es bedeutet für die Seele fast dasselbe, was die Luft für den Körper. Ist die Luft voll von schädlichen Miasmen, so kann sich die

Lunge ihrer nicht erwehren, und ist eine *geistige* Atmosphäre gut oder schlecht, so ist zwar die Einwirkung auf die Seele des einzelnen keine zwingende, aber doch eine stark anreizende. Spricht alles von Haß und Krieg, so finden auch schließlich gute Menschen das ganz in der Ordnung. Erst wenn eine starke Gegenströmung, in diesem Falle Friedensströmung, da ist, werden sie stutzig und lassen sich von ihr nun vielleicht viel lieber tragen als von der anderen. Es müssen also einzelne Führer mit Macht und Geist die haßerfüllte Atmosphäre nationalistischer Verhetzung zerreißen, entgiften und verwandeln. Sehen lernen müssen die verblendeten Menschen zuerst wieder, Augen bekommen dafür, daß der Krieg ein Wahn ist, der Glaube an seinen Segen eine Utopie, seine Anzettelung und Durchführung in tausend Fällen ein scheußliches Verbrechen. Wenn diese erste Aufklärung und Aufrüttelung geschehen ist, dann bedürfen die neuen Einsichten der Verbreitung durch *besondere* Stoßtruppen, durch Sonderorganisation und Sonderschrifttum innerhalb der großen katholischen Gemeinsamkeit. Über »Das Problem des zeitgemäßen Ausbaus der katholischen Weltorganisation« hat der bekannte Kenner der Freimaurerei *Ph. Gruber S.J.* in den »Stimmen der Zeit« (Oktober 1921) eingehend berichtet. Es ist bezeichnend, daß gerade Gruber von der Notwendigkeit einer katholischen Internationale, die sich die besondere Pflege des katholischen Einheits- und Friedensgedankens angelegen sein läßt, überzeugt ist: der Freimaurer-Kenner wird wissen, warum! Wichtig für solche, die geneigt sind, die katholische Priester- und Laienarbeit für den politischen Weltfrieden als etwas Außenseitiges und Konventikelhaftes anzusehen und abzutun, ist auch seine Bemerkung: »Als den gegenwärtig dringlichsten Teil dieser Weltmission (der katholischen überhaupt) betrachtet der Papst selbst die Völkerversöhnungsmission der Kirche.« Gruber führt drei Unternehmungen an, die zu diesem Zweck gegründet wurden: die schon an anderer Stelle dieses Buches erwähnte esperantische *katholische Internationale* (Ika.), Sitz Zug i.d. Schweiz, die »*Katholische Völkerbund-Liga*« d.h. eine Liga, welche sich zur Aufgabe setzt, im Gegensatz zu dem auf dem Pariser Friedenskonferenz auf humanitärer Grundlage gegründeten Völkerbund »gemäß den wiederholt ausgesprochenen Wünschen Papst Benedikts XV. die Errichtung eines auf positiv-christlich-katholischer Grundlage beruhenden Völkerbundes zu betreiben« und welche, »unter

der Benennung Ligue Apostolique pour le retour des Nations et des Peuples et de l'ordre social tout entier à Dieu et à son Christ par la Sainte Eglise durch den um die katholische Sache hochverdienten P.A. Philippe C. SS. R. in Brüssel im Jahre 1918 ins Leben gerufen wurde«; endlich die von einem katholischen Laien, dem holländischen Chemie-Professor Dr. Steger geplante Fédération catholique universelle («Katholischer Weltbund»), eine Überorganisation aller bestehenden katholischen Vereine mit Ausnahme der politischen. Alle drei Projekte erhielten die amtliche kirchliche Gutheißung sowie die wärmste Empfehlung des Papstes. Der Steger'sche Plan scheint nicht zur Durchführung gelangt zu sein. Zwischen der Ligue Apostolique und der Ika hat eine Verschmelzung stattgefunden in der Weise, daß die Aufgaben der Ligue Apostolique von der Ika übernommen wurden und Pater Philippus ihr erster Präsident wurde.

Was diese katholische Internationale im Großen erstrebt: ein katholisches Gegenstück zu der sozialistischen und freimaurerischen Weltorganisation und – Action, das haben *katholische Studenten* innerhalb ihres Standes im kleinen versucht. Nachdem sich eine sozialistische Studenten-Internationale gebildet hatte, gingen schweizerische Studenten daran, ihren katholischen Kommilitonen auf der ganzen Welt das Gewissen zu schärfen und der Parole »Moskau«, als Symbol und Zentrum einer sozialistischen geistigen Weltmacht, die Parole »Rom«, als Symbol und Zentrum einer katholischen, entgegen zu rufen. Holländische katholische Studenten nahmen diesen Ruf auf und sammelten im Jahre 1920 die studentischen Stimmen aller Länder über diesen Punkt und veröffentlichten sie im Original und in lateinischer Übersetzung in einer Sondernummer ihres katholischen Studentenblattes. Damit war der Boden bereitet für einen internationalen katholischen Studentenkongreß. Wohl kostete es Mühe, Vertreter aus 24 zum Teil von Kriegsleidenschaft arg zerwühlten Nationen zu diesem Kongresse zu entsenden. Aber dennoch waren 60 Delegierte erschienen. Diese 60 fanden sich am Morgen nach dem Begrüßungsabend an der Kommunionbank ein. Damit war der Erfolg der Tagung gesichert. »Denn wer sagt, er liebe Gott und haßt doch seinen Bruder, ist ein Lügner«, und alle hätten zu Lügnern werden müssen, wenn sie sich in der hl. Eucharistie mit Christus in Liebe vereinigt und dann die Vereinigung untereinander in nationalistischer Engherzigkeit abgelehnt hätten. Freilich vermied man in weiser Berücksich-

tigung der noch wunden Gemüter die Bildung einer internationalen kath. Studentenorganisation, die eine Frühgeburt gewesen wäre, und begnügte sich mit der Schaffung eines internationalen kath. Stundensekretariates. Ein Sekretariat hat keine Befugnis, in die Studentenschaften der verschiedenen Länder und Verbände hineinzuregieren oder Weisungen für einen engeren Zusammenschluß zu geben, es ist lediglich eine Vermittlungsstelle, die die angesponnenen Fäden einer übernationalen Verständigung in der Hand behält und weiterspinnt und als wichtigste Aufgabe die alljährlich zu veranstaltende internationale Tagung vorbereitet. Die Geschäftsführung liegt in der Hand eines fünfgliedrigen Vorstandes mit einem Generalsekretär an der Spitze.

Das Zustandekommen dieser studentischen Schöpfung war wie ein neues Pfingsten. Die gemeinschaftliche hl. Kommunion, das Sprechen von Mensch zu Mensch – nicht von Front zu Front, von Presse zu Presse – schufen eine Atmosphäre der Friedfertigkeit, wie sie allen Christen zwar von jeher geboten war, aber dank der Entchristlichung unserer Kultur, zumal in den unmittelbaren Nachkriegsjahren, wie etwas Neues empfunden wurde. Das offene Begraben der Streitaxt durch sechzig junge Christen aus 24 Nationen, die alle irgendwie vom Haß besessen waren, war eine historische Tat. Die nun gegründete übernationale Arbeitsgemeinschaft hieß in Freiburg (Schweiz) auf einmal »*Pax Romana*«. Wie ein Volkslied war dieses Wort plötzlich da, irgendwoher war es aufgestiegen, niemand wußte, von wannen es kam, wer es geprägt. Es sollte zunächst einmal ein Friede unter den römisch-katholischen Studenten der Welt erstrebt werden. Aber in der Konsequenz der Idee lag natürlich eine viel weiter reichende *Pax Romana*: ein katholisches Weltfriedenswerk schlechthin.²⁵⁷

So sind sowohl ideelle wie organisatorische Keime genug vorhanden, um das große Werk des Friedens, zunächst in der katholischen Kirche, mit steigendem Erfolge fortzuführen. Wenn die Keime wachsen sollen, brauchen sie gutes Wetter von oben und sorgsame Pflege von unten. Organisationen sind nicht das Wichtigste. Es ist richtig, wenn gesagt wird, die beste Weltfriedensorganisation sei der Organismus der Weltkirche

²⁵⁷ In Deutschland wird die *Pax Romana* zur Zeit durch das »Auslandsamt Katholischer Akademiker« in Freiburg i. Br. (Belfortstr. 20) vertreten.

als solcher, das Corpus Christi mysticum. Wären sich alle dieses Charakters der Kirche bewußt, so brauchten wir keine besondere katholische Friedensbewegung. Aber Menschen tun oft alles, um einen vitalen Organismus zu einem maschinellen Mechanismus zu machen, in welchem zwar alles bestens »abläuft«, aber seelenlos und lieblos, ohne daß ein Teil vom andern etwas weiß. Daß die katholische Kirche als Ganzes ein seelenloser Mechanismus geworden sei, wird nicht einmal ihr größter Feind behaupten, aber daß in den weltpolitischen Beziehungen der Katholiken von dem heiligen Hauche ihrer weltkirchlichen organischen und solidarischen Zusammengehörigkeit wenig zu spüren sei, kann auch ihr größter Freund nicht leugnen. Deshalb soll die Friedensorganisation nicht um ihrer selbst willen da sein – dann würde auch sie bald in Mechanismus erstarren – sondern nur helfen, daß das Wesen der Kirche als Organismus, als mystischer Leib Christi, wieder mehr hervortrete. Besser als Wort und Begriff »Friedensorganisation« ist deshalb Wort und Begriff »Friedensbewegung«. Eine Bewegung muß es sein wie die bei der ersten Ausbreitung des Christentums und beim Auftreten der großen Ordensstifter. Glaubensbewegung, Armutsbewegung, eucharistische Bewegung und – wenn neben diesen großen auch kleine und bescheidene Erneuerungsbewegungen genannt werden dürfen – Nüchternheitsbewegung, liturgische Bewegung und Jugendbewegung müssen die Vorbilder der Friedensbewegung sein. Der eine ist mehr zugänglich für die innere, seelische Bedeutung solcher Bewegungen, der andere mehr für ihre äußere apologetische und pastorale. Ein Mann wie *Kardinal Kopp* empfahl z.B. die katholische Nüchternheitsbewegung mit besonderem Hinweis auf ihre apologetische und pastorale Notwendigkeit: die Katholiken dürften auf diesem Gebiete nicht zurückstehen, weil sonst die Trinkerfürsorge und damit auch die Trinkerseelsorge in die Hände anderer kirchlicher und humanitärer Gemeinschaften übergehe. Genau das Gleiche kann man von der unleugbar vorhandenen Friedenssehnsucht und -Bewegung unserer Tage sagen: nehmen sich die Katholiken ihrer nicht an, so tun es andere, und dann gibt es genau so extreme und schädliche Friedensfanatiker wie es zur Zeit des hl. Dominikus und Franziskus extreme und schädliche Armutsfanatiker gegeben hat oder in unserer Zeit in manchen außerkirchlichen Kreisen extreme und schädliche Nüchternheitsfanatiker. Wie im Mittelalter gegenüber dem überhandnehmenden

Luxus einerseits und der radikalen Armutsbewegung der gegen den Luxus auftretenden häretischen Fanatiker andererseits eine kirchliche Armutsbewegung nötig war; wie in der Gegenwart gegenüber der Volksverseuchung des Alkoholismus einerseits und der radikalen Abwehrbewegung außerkirchlicher Kreise, etwa der Guttempler, andererseits eine katholische Nüchternheitsbewegung nötig war, so muß in einer Periode besonderer nationalistischer Verhetzung einerseits und der Abwehr durch den Pazifismus der Sozialisten, Quäker, Tolstoianer andererseits eine katholische Friedensbewegung auf den Plan treten, die dem furchtbaren Übel des Völkerhasses mit der gleichen Entschiedenheit wie die außerkirchlichen Friedensfreunde entgegentritt, dabei aber alles Falsche und Extreme vermeidet und verbessert.

Nicht minder groß wie die organisatorische und disziplinierte Befähigung der Weltkirche für die Herbeiführung des Weltfriedens ist ihre innere, pädagogische und mystische. Wenn einmal Katechese und Predigt sich mit Nachdruck auf den Friedensgedanken einstellen, wenn »das erste und größte Gebot« der christlichen Religion schon in Schule und Gotteshaus bis in seine letzten politischen Konsequenzen hinein verfolgt und eingeschärft wird, dann muß die Wirkung eine bedeutende sein. Man hat die Anwendung des evangelischen Liebes- und Friedensgebotes auf das weite öffentliche Leben, zumal auf die Beziehungen der Völker untereinander, wohl vielfach deshalb unterlassen, weil andere Anwendungen dem pastoralen Bedürfnis näher zu liegen schienen. Je näher aber die Völker aufeinander rücken, je mehr Krieg oder Friede in das körperliche und seelische Leben jedes einzelnen eingreifen, desto unmittelbar »praktischer« und dringlicher wird auch die Einbeziehung des weltpolitischen Verhaltens in den elementarsten kirchlichen Unterricht.

Mehr Licht noch als die Lehre auf diesem Gebiete bringt sicherlich das *Gebet*. Wer immer das Vaterunser mit den Gedanken an alle Menschen und die politischen »Feinde« insbesondere betet, wird Pazifist. Das Gebet zu Gott ist der Weg des Einswerdens mit ihm, die Fürbitte für die Menschen der Weg des Einswerdens mit ihnen. Eine persönliche Feindschaft schwindet, wenn der eine für den anderen betet – man bringt entweder das Gebet nicht zustande, und dann bleibt die Feindschaft, oder man betet, und dann hört die Feindschaft auf – und auch die soziale und die nationale Feindschaft muß schwinden, wenn Klasse für

Klasse, Nation für Nation betet. Für den einzelnen Christen ist das Gebet für die Feinde nicht ein schönes, aber nicht weiter ernst zu nehmendes Ideal, sondern ein streng verpflichtendes Gebot. »Ihr habt sagen hören, du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, tuet Gutes denen, die euch hassen und *betet für die, die euch verfolgen und verleumden*, auf daß ihr Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist.« (Mt 5,44). In einem Hirtenbrief, der für die äußerste politische Hochspannung und Erbitterung zwischen Deutschen und Franzosen im Ruhrkonflikt im August 1923 bestimmt war, wehrte der deutsche Episkopat jede Abschwächung dieses »messianischen Grundgesetzes« (Grimm) ab, indem er erklärte: »Das ist nicht etwa bloß ein Rat, das ist ein streng verpflichtendes Gebot für alle, die Kinder Gottes sein wollen«. ²⁵⁸ Aber solcher wahrer Gotteskinder gibt es wenige, darum gibt es auch wenige wahre Menschenbrüder, und darum gibt es keinen Volks- und Völkerfrieden. Mögen andere sich mit diesem Zustand abfinden, Christen können es nicht, ohne aufzuhören, Christen zu sein. Alle kirchlichen Organe haben hier die Pflicht, das schlafende Gewissen der Christen aufzurütteln und vor allen anderen Geboten dieses »erste und größte« mit allem Nachdruck zu betonen. In dem Augenblick, wo die Christenheit, zunächst einzig und allein im Gebet, ihre Schuldigkeit tut, ist Friede, Liebe und Hilfsbereitschaft, ist nicht nur in der Idee, sondern auch in der Wirklichkeit ein Leib, in dem kein Glied das andere feindlich angreift, in dem alle Glieder ausreichend genährt und gekleidet werden und eins sich zur Freude des anderen entwickelt.

Weil allgemein gehaltene Vorsätze und Vorschriften nicht zu helfen pflegen, sind in der letzten Zeit eine Reihe katholischer Christen dazu übergegangen, das Gebet für ihre Nächsten jenseits der politischen Grenzen *planmäßig* zu pflegen. Junge französische und deutsche Katholiken, Priester und Laien, haben vereinbart, jeden ersten Sonntag im Monat als »Internationalen eucharistischen Sonntag« zu begehen. An diesem Sonntag gehen sie, jeder an seinem Ort, zur hl. Kommunion, und die Franzosen beten für Deutschland, die Deutschen für Frankreich. Es ist klar, daß damit zunächst diese Beter selbst eine tiefe, bewußte mysti-

²⁵⁸ Dieser Hirtenbrief ist als 3. Heft der »Schriften des Friedensbundes deutscher Katholiken« im Theatiner-Verlag München erschienen.

sche Einheit bilden, daß sie Glieder werden, auf denen das Auge des Hauptes voll Wohlgefallen und mit Segen ruht, es ist aber auch für jeden Gläubigen klar, daß dadurch Segen, Einheit und Friede in den ganzen Leib der Kirche und von dort in den der Menschheit strömen müssen. Dem gleichen Zweck des Einswerdens dient die deutsch-französische Korrespondenz unter katholischen Friedensfreunden beider Länder. Die deutschen Briefe werden, soweit ihr Inhalt allgemeines Interesse beanspruchen kann, in dem eigens dazu gegründeten Blatt »*La Correspondance catholique franco-allemande*«²⁵⁹ in französischer Uebersetzung abgedruckt, die französischen Briefe in deutscher Übersetzung in »*Friede durch Liebe*«, einem Beiblatt zu der Monatsschrift »*Vom frohen Leben*«. In welchem Geist dieser Austausch gedacht ist, dafür ist das kleine Bild Symbol, das am Kopf des französischen Blattes steht. Es ist eine Abbildung des Christusdenkmals, das in Südamerika auf dem hohen Grenzkamm zwischen Chile und Argentinien segnend über beide Länder aufragt. Mit diesem Bildnis hat es folgende Bewandtnis. Seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lagen Chile und Argentinien ihrer Grenzstreitigkeiten wegen in beständiger Fehde. Ihre Waffenstillstände dienten immer nur neuen Rüstungen zu Wasser und zu Lande. Sie wurden, wie überall, als große Last empfunden, aber der politische und wirtschaftliche Ehrgeiz war stärker als die Vernunft. Da war es der katholische Bischof *Benavente von San Juan de Cujo*, der Ostern 1900 einen energischen Vorstoß für die Versöhnung beider Länder machte. In einer zündenden Predigt sprach er den Wunsch aus, es möchte doch die Streitaxt endlich begraben werden und als Ausdruck dessen auf dem Kamm der Anden, der Grenze beider Länder, eine Statue des Friedensfürsten Jesus Christus errichtet werden. Seine Worte fanden Widerhall auf der anderen Seite. Der chilenische Bischof *Jara* griff den Gedanken auf, und beide Kirchenfürsten wanderten nun von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sprachen von der Notwendigkeit und dem Segen des Friedens. Anfangs zündete das Feuer nur in frommen Frauen und Priesterseelen, bald aber

²⁵⁹ Herausgegeben von Charles GRAVEY, Paris, 9 rue Monte-Cristo. Dem gleichen Zweck des Austausches aber mit Einbeziehung Englands, dient die aus dem (nicht rein kath.) Kreis Marc Sangniers erwachsene *Correspondance democratique internationale* »*L'âme commune*«, in französischem, deutschem und englischem Text herausgegeben von Georg HOOG, Paris, 34 Boulevard Raspail.

auch in der Masse des Volkes. Tausende von Petitionen gingen an die Parlamente beider Länder und ersuchten um eine durchgreifende Friedenspolitik. Beide Regierungen mußten nachgeben – bezeichnend dafür, was ein zäher Druck von oben und von unten vermag. Sie unterwarfen sich der Schiedsgerichtsbarkeit des Königs von England: der Krieg war vorbei. Die Plünderungen in den Grenzgebieten hörten auf, der Ausbau der nun überflüssig gewordenen Befestigungen wurde eingestellt, ja es erfolgte eine totale Abrüstung: die fertigen Kriegsschiffe wurden teils verkauft, teils in Handelsschiffe umgewandelt, die Hauptstädte beider Länder nach Eindeichung des Hafens von Valparaiso durch eine direkte Eisenbahnlinie verbunden und die bisher für Heereszwecke benötigten Gelder für soziale Wohlfahrtseinrichtungen verwandt. Und siehe da: auch der Wunsch des Friedensbischofs ging in Erfüllung. Die zum ewigen Schweigen verurteilten Kanonen beider Länder wurden zu einer riesigen Christus-Statue umgegossen. In 3000 Meter Höhe steht sie heute schützend zwischen beiden Ländern, die Linke hält das Kreuz, die Rechte ist segnend ausgestreckt. In einem gemeinsamen Volksfest auf beiden Seiten der Grenze wurde sie jubelnd eingeweiht. Durch die Liebe und die Tatkraft zweier Bischöfe hatten die Menschen guten Willens den Frieden erhalten und Gott in der Höhe die Ehre.²⁶⁰

Der Herausgeber der *Correspondance catholique franco-allemande*, René Beaughey, ein französischer Student, gibt in jugendlichem Idealismus die Parole aus: »*Vom Christus der Anden zum Christus des Rheins!*« Traurig, wenn verknöchertes Pessimismus für den heiligen Willen der Jugend – es sind durchweg *junge* Katholiken, die sich über die Verbitterung und den Unglauben der Alten hinweg die Bruderhand reichen – nur ein ironisches Lächeln hätte! »Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt würde, und er versenkt würde in die Tiefe des Meeres!« Nicht spotten sollen wir über diesen herrlichen Glauben der »Kleinen«, sondern mit dem ganzen uns möglichen Ernste rufen: Bischöfe und Priester der universalen Kirche, helft uns! In Argentinien und Chile ist der Beweis erbracht, was priesterlicher Idealismus und Aktivismus vermag! Allen Christen und den bevorzugten Jüngern an ihrer Spitze ist

²⁶⁰ Nach Alexander GIEßWEIN: *Der Friede Christi*, Wien 1913.

verheißen: »Wahrlich, ich sage euch, wenn ihr nur Glauben habt so groß wie ein Senfkorn, so könnt ihr zu diesem Berge sagen: Rücke, und er wird von da nach dort wegrücken. Nichts wird euch unmöglich sein« (Mt 17,20). Soll dieser bergeversetzende Glaube an die erneuernde Kraft des hl. Geistes niemals mehr Bekenner und Täter finden? Dürfen die Bürger des Gottesreiches mit demselben müden Achselzucken wie die Bürger des Reiches dieser Welt von ihrer Ohnmacht sprechen, die es ihnen leider nicht erlaube, gegen die brutalen politischen Tatsachen etwas zu unternehmen? Dann mögen sie wissen, daß das Salz der Erde schal geworden ist und wert, hinausgeworfen und von den Menschen zertreten zu werden! »Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!« Wenn ihr es nicht mehr seid, dann wird der Antichrist und sein Anhang die Erde mit *seinem* Salze salzen und die Welt mit *seinem* Licht erleuchten, d.h. in Brand stecken! Dann aber unterläßt es wenigstens, ihn anzuklagen! Die Schuld ist euer! »Ich habe gegen dich, daß du deinen ersten Liebeserwerb aufgegeben hast. Bedenke, von welcher Höhe du herabgesunken bist. Bekehre dich und tue deine ersten Werke wieder; sonst werde ich über dich kommen und deinen Leuchter von seiner Stelle rücken.« (Offb 2,4-5).

Wie von selbst sind wir in *eschatologische Gedanken* hineingekommen. Die Offenbarung sagt uns, daß wirklich am Ende der Welt die Dinge sich so zuspitzen und scheiden werden, daß auf der einen Seite die Elemente des Guten sich zu einem messianischen Friedensreiche sammeln werden, auf der anderen Seite aber sich das Böse zu einem immer schärferen und betonteren Antichristentum auswachsen wird. Nun ist es für das Verhalten auch der Gutgesinnten von der größten Wichtigkeit, in welcher Perspektive sie die Entwicklung des großen Zweikampfes zwischen Gut und Böse sehen, ob sie letzten Endes an den Sieg des Guten oder aber des Bösen auf Erden glauben. Der Glaube an den Mißerfolg des Reiches Gottes auf Erden wirkt lähmend, macht auch schon den Kulturaufgaben der Gegenwart gegenüber pessimistisch und quietistisch. Und unbegreiflicherweise leben unzählige Christen diesen Glauben an den irdischen Zusammenbruch der Sache Christi! Es gibt einen Teil der Offenbarung, der so gut wie ganz vergessen ist, obwohl er zu den schönsten und tröstlichsten von allen gehört. Das ist die Wahrheit von dem endlichen Sieg des Gottesreiches auf Erden, von dem Triumph der Gnade und

Erlösung auch in den sozialen und politischen Beziehungen der Menschen. Dieser lichtvolle Abschluß der Menschheitsgeschichte kann zwar auch häretisch entstellt werden. Der Chiliasmus träumte von einem tausendjährigen Messiasreich gleich vor dem Ende der Welt in Herrlichkeit und Freude, in ungestörter Hingabe an jede Art von irdischem Genuß, von einem kampflosen irdischen Paradies. Das falsche an diesem Glauben, dem allerdings nicht nur viele Juden, sondern auch viele Christen, darunter ein hl. Irenäus huldigten, war vor allem die Vorwegnahme der Auferstehung um ein Jahrtausend vor dem Weltende, das Aufschieben oder sogar die Leugnung des besonderen Gerichtes unmittelbar nach dem Tode und endlich das Hineinbeziehen jenseitiger Lebensbedingungen in das Diesseits. Das chiliastische Reich ist ein vom gewöhnlichen geschichtlichen Verlauf völlig losgelöster und verschiedener Zeitabschnitt. Diesem Irrtum steht aber die Wahrheit gegenüber, daß in der Tat die geschichtliche Entwicklung einen Verlauf zum Besseren nehmen und mit der Herrschaft Christi, d.h. des christlichen Geistes, enden wird. Die christliche Friedenshoffnung ist keine Utopie, es wird alles so kommen, wie es die christliche Friedensbewegung erstrebt. In seiner Schrift »Weltfriede und Propheten« schreibt der bekannte katholische Professor des Alten Testaments *Norbert Peters*:

»Unser Geschlecht hat die frohe Glaubenshoffnung, daß einmal der Krieg verschwinden wird und ewiger Völkerfrieden wohnen wird auf dieser dunklen Erde. Das inbrünstige Sehnen der Völker nach ewigem Frieden wird einmal seine Erfüllung finden. Dafür bürgt das Wort des Gottes der Wahrheit. Denn seine Propheten haben das Aufhören des Krieges auf Erden, haben den ewigen Völkerfrieden verkündet.«²⁶¹.

Seine Darlegung der prophetischen Gedanken und Verheißungen faßt Peters folgendermaßen zusammen:

»Es kommt auf Erden einmal eine Zeit, in der keine Kriege mehr geführt werden und ewiger Friede unter den Völkern herrscht. Diesen

²⁶¹ Norbert PETERS: Weltfriede und Propheten, Paderborn 1917, S. 2.

ewigen Friedenszustand führt herauf und hält aufrecht der messianisch göttliche Friedenskönig aus dem Hause Davids, ausgestattet mit der Fülle des hl. Geistes. Zugleich Prophet und Priester, gründet er das Friedensreich durch seine Lehre in Selbstaufopferung der eigenen Person und weidet in Recht und Gerechtigkeit seine Völkerherde im Namen Jahwes. In diesem glücklichen Zeitalter werden die Menschen in seliger Freude und in menschenwürdiger Freiheit vom Leid befreit, in ruhiger Sicherheit der größten Fülle des Segens sich erfreuen. Wie den äußeren, so bringt diese Zeit den Völkern auch den inneren, den sozialen Frieden, indem die verteilende Gerechtigkeit unter der Menschen dann wirklich durchgeführt ist und der Liebe ihr Recht wird. Dieser innere und äußere Friedenszustand wird aber herbeigeführt nicht durch die Gewalt eines politischen Weltreiches, sondern in der Freiheit einer übernationalen religiösen Völkergemeinschaft. Diese umfaßt das nach erfolgter Buße wiedervereinte Israel und Juda und alle Völker der Welt. Der Anschluß der Heiden erfolgt aber nicht durch den Zwang der äußeren Unterjochung, sondern in der Kraft des Geistes Gottes freiwillig, durch die Bekehrung zum wahren Gotte in einem neuen Bunde, d. i. einer neuen Religion der Innerlichkeit religiös-sittlicher Forderungen im Glauben, im Gehorsam und in Treue. Diese weltumspannende Völkergemeinschaft ist also eine Herrschaft Gottes über die Völker der Erde, ein Gottesreich. Denn die im göttlichen Willen verankerte Gerechtigkeit und Liebe ist das Fundament dieser im treuen Gehorsam gegen den alten Gott geeinten Gemeinschaft der Völker. Auf der Fülle allgemeiner und unzerstörbarer Gotteserkenntnis somit ruhend und die Gottesidee im menschlichen Gemeinschaftsleben zur Durchführung bringend, verwirklicht sie das Ideal eines im selben Gottesglauben, in derselben sittlichen Lebensführung und im selben würdigen Kult des Geistes und der Wahrheit wiedergeeinten, vom Fluch der Sünde erlösten heiligen Menschheit. In dieser kann der Krieg und der Waffenlärm keine Stätte mehr haben: Gottes Friede führt das Szepter auf Erden.«

In dieser Darstellung befremdet allerdings zweierlei: einmal, daß Peters diese glückliche Periode anscheinend durch das persönliche Erscheinen des Messias selbst beginnen läßt, und sodann, daß schon von dieser Zeit

die Ausdrücke »ewiger Friede«, »selige Freude« und »ruhige Sicherheit« gebraucht werden. Nach der Offenbarung der hl. Schrift und der Lehre der Kirche ist die zweite Ankunft Christi – seine erste war die Menschwerdung – doch unmittelbar mit der Auferstehung der Menschen von den Toten und dem allgemeinen Weltgericht verbunden, sodaß für eine irdische messianische Segenszeit kein Raum mehr bleibt. Was den »ewigen Frieden« des Messiasreiches am Ende der geschichtlichen Entwicklung betrifft, so sagt Peters an einer späteren Stelle seiner Schrift selbst, daß weder der innere Kampf in der Brust des Menschen noch der äußere gegen »widergöttliche Völker und Staaten, Friedensstörer der Menschheit« in jener Zeit zu vermeiden sein werde. Der Widerstand gegen den Frieden der Menschheit könne auch dann nur durch Gewalt gebrochen werden.

»Deshalb erscheint der Bringer des Friedensreiches bei den Propheten zunächst auch als Gerichtsvollstrecker und nimmt ihr Messiasbild den verstockten Gottesgegnern gegenüber so gewitterdunkle Farben an. Um des Friedens der Menschheit willen muß schließlich der Widerstand der unbelehrbaren Anhänger des Tieres in der Menschheit niedergerungen und niedergehalten werden, damit der messianische König in Wahrheit Recht schaffe den Nationen, Gerechtigkeit den Armen und den Bedrückten [...] Ebenso wenig schließt der Gedanke des Völkerfriedens des messianischen Reiches die Niederkämpfung der unbelehrbaren und unbekehrbaren Gegner des Göttlichen in der menschlichen Gesellschaft aus. Dem Wort vom Umschmieden der Waffen des Krieges zu Instrumenten des Friedens bei Isaias und Michäus (Jes 2,4; Mi 4,3) steht für die Zeit, da reif die Ernte, voll die Kelter, groß die Bosheit der widergöttlichen Völker, als Ergänzung das Joelwort gegenüber (Joel 4,9f.): »Heiligt den Krieg, feuert an die Helden! Anrücken sollen, heranziehen die Krieger! Schmiedet um eure Pflugscharen zu Schwertern und zu Lanzen eure Winzermesser! Selbst der Schwache spreche: ein Held bin ich!« Das ist der hl. Krieg, der Krieg des Herrn im Messiasreiche, der *Krieg um den Weltfrieden* gegen seine böswilligen Störer.«

Bei solchen Kämpfen wird man aber nicht mehr von »ewigem Frieden«, »seliger Freude« und »ruhiger Sicherheit« sprechen können. Richtig ist freilich, daß dieses eschatologische Reich deshalb doch ein Idealreich des Friedens genannt werden kann, weil in ihm der Krieg nicht wie in der Gegenwart *an Stelle des Rechtes*, sondern ganz und gar *im Dienste des Rechtes* geführt werden wird. Peters schreibt: »Diese Sachlage hindert es ebenso wenig, daß das Gottesreich ein Reich des äußeren Friedens der Völker und Staaten ist, wie die Niederzwingung einer revoltierenden staatsverneinenden Gruppe im Staate den inneren Friedenszustand im Grunde aufhebt«. Der Leser erinnert sich, daß das genau der Ansicht und dem Ziel des klassischen Pazifismus entspricht. Der Pazifismus leugnet nicht, daß bis zum Ende der menschlichen Geschichte eine Macht da sein müsse, die die Funktion einer internationalen Ordnungstruppe auszuüben habe. Das Vorgehen dieser Polizeimacht gegen auf-rührerische Elemente ist aber von der Methode heutiger nationaler Kriege wesensverschieden. Die Übereinstimmung in der Anschauung des zukünftigen Weltbildes zwischen Pazifismus und Offenbarungsglauben ist überaus erfreulich und ermutigend. Zur Herbeiführung und Verwirklichung des endlichen Weltfriedens werden freilich von beiden Seiten ganz verschiedene Mittel und Wege in Anwendung gebracht. Der »ursächliche Pazifismus« beschränkt sich auf rein natürliche Mittel. Die christliche Religion dagegen ist sich bewußt, daß das »Kommen des Reiches« Aufgabe und Gabe zugleich ist, herbeigeführt durch menschliches Ringen, mehr noch aber geschenkt von Gottes freier Huld: eine über alles irdische Bemühen hinausgehende Gnade. Worauf es aber ankommt, das ist die tröstliche Gewißheit, daß das Zusammenwirken von Natur und Gnade, von Gott und Mensch irgendwann einmal zu einem *glücklichen* Abschluß führen wird, daß also der Optimismus und nicht der Pessimismus der religiösen Weltbetrachtung Recht hat! Warum wird nur das Bild des Friedens, das die Offenbarung an das Ende der Weltgeschichte gestellt hat, den Gläubigen so gut wie niemals gezeigt? Aus welchem Grunde wird diese beglückende Erfüllung aller sozialen und politischen Wünsche, die die Menschheit als Gattung unaufhörlich bewegen, verschwiegen? Glaubt man, daß die Liebe zur christlichen Religion gesteigert werde, wenn allem irdischen Kulturstreben letzten Endes nur ein düsteres »Umsonst« entgegen gerufen wird? Das Gegenteil ist der Fall.

Tief entmutigend und schlimmer als entmutigend: erschlaffend, kraftvermindernd, herz- und geistverengend wirkt dieser heidnische Kasandraruß. Die Propheten haben anders gepredigt! Wohl haben sie auch mit dunklen Farben nicht gespart, aber sie haben gewußt, daß das vorwiegend pessimistische Weltbild – und vorwiegend pessimistisch ist eine Weltanschauung, die für den Sieg des Guten schon auf dieser Welt und in der Menschheit auch als Gattung keinen Raum hat – weder der von Gott geoffenbarten Wahrheit entspricht, noch in ihrem pädagogischen Wert der optimistischen gleich zu setzen ist. Jeder Seelsorger kann tief angelegte Seelen finden, die in ihrer heißen Liebe zum Geistigen und zum Guten in der Menschheit wie gelähmt sind, wenn sie des Endes gedenken, das man ihnen nur als Katastrophe geschildert hat. Fort mit diesem Pessimismus und dem daraus entstehenden Quietismus! Gott wird mehr geliebt, wenn der Gläubige weiß: aus all den Wetterstürmen der Geschichte wird, wenn der Weltentag sich neigt, Gott wieder einen Regenbogen aufperlen lassen, zum Zeichen des Bundes zwischen ihm und der Erde und zum Zeichen des Friedens auch unter den Menschen. Gott empfängt mehr Ehre und der Mensch mehr Lust und Kraft, die Verheißung, daß alle Reiche der Welt zum guten Ende in das Gottesreich des Friedens eingehen werden, ihrer Erfüllung entgegen zu führen. Nur der Optimismus bewirkt einen freudigen und durchgreifenden Aktivismus.

Wer aber soll den Weltfrieden für die Welt herbeiführen? Die Weltkirche! Vermöge ihrer organisatorischen, pädagogischen und mystischen Kraft! Man hat die Kirche als »Keimzelle der Weltvergöttlichung« aufgefaßt.²⁶² Analog den im Weltall wirkenden metaphysischen und biologischen Aufbau- und Wachstumsgesetzen wird die Kirche als letzte und höchste »Entelechie« der Welt betrachtet. »Entelechie« ist bei Aristoteles das bestimmende Prinzip oder die in den Dingen wirkende, alles durchwaltende, zur Vereinheitlichung führende, immer weiter nach oben hin zusammenschließende Kraft, die Forma, der Logos, der Bestimmungsfaktor der Dinge. Jedes Ding hat aber nicht nur die in ihm selbst wirkende Entelechie, sondern auch eine überindividuelle, vermöge welcher sie über sich selbst hinaus nach Einordnung in einen höheren

²⁶² Vgl. Hans ANDRÉ: Die Kirche als Keimzelle der Weltvergöttlichung. Ein Ordnungsbau-riß im Lichte biologischer Betrachtung, Leipzig 1920.

Zusammenhang strebt, bis alles einen gewaltigen Kosmos bildet. Der Kosmos der Natur ist wieder darauf angelegt, zu einem Kosmos der Übernatur verklärt und emporgehoben zu werden. Dieser Kosmos ist das *Corpus Christi mysticum*. Die ganze Welt soll in ihn einbezogen werden. Geschähe dies, so könnte man von einer Weltwerdung Christi oder einer Christuswerdung der Welt sprechen. Als Idee und Ideal muß sie jedem Christen, d.h. jedem Gliede am Leibe Christi, vorschweben. Jeder Christ muß nach ihrer Verwirklichung trachten. Er muß wissen, daß im Weltall noch eine andere Entelechie wirksam ist: die der nach oben strebenden, erlösenden, heiligenden und beseligenden entgegengesetzte, gleichfalls alles durchdringende, aber zersplitternde und nach unten ziehende, entheiligende und entseligende Entelechie der *Erbsünde*. Diese beiden Weltmächte liegen im Kampfe miteinander. Es ist in seinen Spitzen und Heerführern ein Kampf zwischen Christus und dem Antichristen; in seinen Massen und Heerkörpern ein Kampf zwischen dem mystischen Leibe der Kirche und dem mystischen Leibe der »Welt«. Das Ziel der Welt ist, die Kirche zu bezwingen und sich einzuverleiben; das Ziel der Kirche, ein gleiches mit der Welt zu tun, Weltkirche im vollsten Sinne des Wortes zu werden.

Die menschliche Freiheit, der es freisteht, dem Guten zu widerstreben, ist schuld daran, daß dieses Ziel nie ganz erreicht wird. Aber im großen und ganzen wird die Menschheit vor der Wiederkunft Christi und vor dem letzten heftigsten Ansturm des Bösen unter der Führung Satans und des Antichrists der Kirche einverleibt werden. Niemand weiß den Zeitpunkt. Es gibt nun viele gläubige Christen, auf die die ferneren Schicksale der Kirche keinen Eindruck machen. Sie lehnen auch die Arbeit für den Weltfrieden mit der Begründung ab, was erst am Ende der Welt eintrete, habe für die Gegenwart keine Bedeutung, es sei vergeudete Anstrengung, sich einer Arbeit zu widmen, für die die Welt noch nicht reif sei. Solche Einwendungen machen einem Christen wenig Ehre. Der Christ trägt eine Ewigkeit in seinem Bewußtsein. Vergangenheit und Zukunft, Diesseits und Jenseits sind seinem Glauben, seiner Hoffnung und seiner Liebe gegenwärtig. Auf den Einwand der Zwecklosigkeit der Friedensarbeit für die Gegenwart ist schon mehrfach geantwortet worden: selbst wenn für den Augenblick nichts damit erreicht würde, dürfte der Kampf für die gute Sache nicht unterlassen werden.

Dazu kommt aber ein sicher eintretender *Gegenwartswert*. Wer nämlich in die Reihen der Friedensvorkämpfer eintritt, wird moralisch genötigt, die Grundsätze und Methoden der Friedfertigkeit *überall* anzuwenden. Ein Mensch, der sich für den Frieden in der großen Welt einsetzt, würde sich verächtlich machen, wenn er in der kleinen Welt seiner Familie und seines täglichen Verkehrs keinen Frieden hielte. So hat der Pazifismus außerordentlich praktische ethische Konsequenzen, selbst für das alltägliche Leben, er ist eine Aufgabe und ein Segen für jedes, noch so verborgene menschliche Zusammenleben. Friedfertigkeit ist freilich nicht gleichbedeutend mit Verzicht auf jeden Kampf. »Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert«, sagte sogar der Friedensfürst. Gemeint war das Schwert des Geistes, die schneidige Klinge geistiger Beweisführung für die Wahrheit und Gerechtigkeit und gegen ungeistige Gewalt und Sünde.

Christus ist das A und O des Friedensideals – »ipse enim est pax nostra, er selbst ist unser Friede« (Eph 2,14). Er ist das Urbild und Vorbild einer Persönlichkeit, die die vollendete Ruhe und doch das lebendigste Leben ist, sein Geist ist die sichere Bürgschaft für einen von jedem Irrtum und jeder Schwäche freien inneren und äußeren Frieden. Wie Christus das *Ziel* des wahren Friedens ist, so ist er auch der *Weg*.

Wiedergeburt aus seinem Geiste, Eingliederung in seinen mystischen Leib bezeichnen diesen Weg für den einzelnen und für die große Welt. Wir wehren es niemandem, wenn er zum Weltfrieden andere Wege einschlägt, und wir glauben ehrlich, daß auch auf diesen Wegen erfolgreiche Arbeit getan werden kann. Wir selbst können und sollen ein großes Stück auf diesen anderen Wegen mitgehen, auf allen Wegen edler Natur und Kultur. Aber wir wissen, daß Natur und Kultur ein Torso bleiben, wenn die Uebernatur sie nicht durchdringt und ergänzt. Darum gehen wir Katholiken an der Stelle, wo die Natur uns verläßt, weiter und richten unsern Blick nach oben. Wir fügen der unermüdlichen Arbeit das unermüdliche Gebet hinzu. Wir beten wie die Glaubenden und Harrenden des Alten Testaments, daß der Friedensfürst *vom Himmel* komme: »Tauet Himmel den Gerechten, Wolken regnet ihn herab!« (Jes 45,8). Am *Himmel* muß die Sonne der Gerechtigkeit, Christus, abermals aufgehen! Aber wann immer sie kommt, geht ihr eine Morgenröte voraus. »Wer ist die, die hervortritt wie die aufsteigende Morgenröte?« (Hohes Lied 6,9).

Maria! Sie hat den *historischen* Christus geboren, »auf dessen Schultern die Herrschaft ruht, dessen Name wunderbarer Ratgeber, starker Gott, Vater der Zukunft, Friedensfürst genannt wird« (Jes 9,6) – sie gebiert auch in mystischer Weise aus der Kraft des Hl. Geistes den immer wachsenden und seiner letzten Bestimmung entgegenreifenden *mystischen* Christus, alle seine aus der Gnade des Hl. Geistes gezeugten Glieder, und endlich wieder das Haupt Christus selbst bei seiner zweiten Ankunft. Katholischer Glaube ist es, daß Christus immer durch Maria kommt. Der Papst des Weltkrieges, dessen Andenken dieses Buch in Ehrfurcht und Dankbarkeit gewidmet ist, hat der Mutter des Friedensfürsten den Namen »Friedenskönigin« gegeben und die Christen aufgefordert, sie in Zukunft auch unter diesem Namen anzurufen. Als letzter Gruß steht dieser Name nun in der Lauretanischen Litanei, als letzter Gruß soll er auch in diesem Buche stehen:

SALVE REGINA PACIS
SEI GEGRÜSSET DU KÖNIGIN DES FRIEDENS!

Schenke der friedlosen Welt nach einem neuen Advent ein neues
Weihnachten, nach der Morgenröte, die uns schon dämmert,
noch sieghafter als bisher die Sonne der Gerechtigkeit,
Jesum Christum, deinen Sohn, den wunderbaren
Ratgeber, den starken Gott, den Vater der
Zukunft, den Fürsten des Friedens!

Amen!

Selbstständige Publikationen von Franziskus Maria Stratmann O.P.

- STRATMANN 1917 = Franziskus Maria Stratmann: Veritas. Den Akademikern im Felde entboten von deutschen Dominikanern. (Hg. Sekretariat Sozialer Studentenarbeit). M[önchen]. Gladbach: Volksvereins-Verlag 1917. [74 Seiten]
- STRATMANN 1924 = Franziskus Maria Stratmann: Weltkirche und Weltfriede. Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem. (Reihe ›Aus Gottes Reich. Veröffentlichungen des Verbandes der Vereine katholischer Akademiker‹, Hg. F.X. Münch). Augsburg: Haas & Grabherr 1924. [295 Seiten]
- STRATMANN 1925 = Richtlinien des Friedensbundes deutscher Katholiken. Erläutert von P. Franziskus M. Stratmann O.P. (= Der Friede Christi im Reiche Christi, Heft IV). München, Rom: Theatiner Verlag 1925. [30 Seiten]
- STRATMANN 1927 = Franziskus Maria Stratmann: Regina pacis. Eine Lehre vom Frieden. Dargestellt am friedensreichen Wesen und Leben U[nserer]. L[ieben]. Frau. Berlin: Sankt Augustinus-Verlag 1927. [167 Seiten]
- STRATMANN 1928 = Franziskus Maria Stratmann: The Church and War. A Catholic Study. [= Englische Übersetzung von ›Weltkirche und Weltfriede, 1924‹]. London: Sheed and Ward 1928. [219 Seiten] [Imprimatur: EDM: CAN: Surmont, Gen.Vic., Westmonasterii, 11.10.1928.] [<https://archive.org>]
- STRATMANN 1932a = Franziskus Maria Stratmann: Erziehung zum Frieden durch die Kirche. (Aus: Jahrbuch des Verbandes der Renaissance-Gesellschaften Bd. 10, 1932). Basel: Hess 1932. [16 Seiten]
- STRATMANN 1932b = Franziskus Maria Stratmann: Katholizismus und Militarismus. Frankfurt a.M.: Verlag des Friedensbundes Deutscher Katholiken e.V. 1932. [15 Seiten]
- STRATMANN 1937 = Franziskus Maria Stratmann: Betrachtungen über die Psalmen des Officium Marianum. Vechta: Albertus-Magnus-Verlag 1937. [278 Seiten]
- STRATMANN 1946 = Franziskus Maria Stratmann: Bethanien Predigt. Vom Geiste des Paters Lataste. Luzern: Räber 1946. [106 Seiten]
- STRATMANN 1949a = Franziskus Maria Stratmann: Die Heiligen und der Staat, Band 1: Jesus Christus. Frankfurt am Main: Knecht 1949. [170 Seiten]
- STRATMANN 1949b = Franziskus Maria Stratmann: Die Heiligen und der Staat, Band 2: Petrus, Paulus, die Martyrer, Helena. Frankfurt am Main: Knecht 1949. [173 Seiten]

- STRATMANN 1950a = Franziskus Maria Stratmann: Die Heiligen und der Staat, Band 3: Athanasius, Ambrosius, Chrysostomus, Augustinus. Frankfurt am Main: Knecht 1950. [267 Seiten]
- STRATMANN 1950b = Franziskus Maria Stratmann: Krieg und Christentum heute. Trier: Paulinus-Verlag 1950. [192 Seiten]
- STRATMANN 1952a = Franziskus Maria Stratmann: Die Heiligen und der Staat, Band 4: Leo der Grosse. Die Heiligen und die Barbaren. Zwei Martyrer des Caeseropapismus. Nikolaus I. Frankfurt am Main: Knecht 1952. [213 Seiten]
- STRATMANN 1952b = Franziskus Maria Stratmann: Jésus-Christ et l'État. [= Die Heiligen und der Staat – Band 1, Übersetzung von Pierre Lorson]. Tournai / Paris: Casterman 1952. [176 Seiten]
- STRATMANN 1956 = Franziskus Maria Stratmann: War & Christianity today. [Englische Übersetzung zu ›Stratmann 1950b‹ von John Doebele]. London: Blackfriars Publications / Westminster: Newman Press 1956. [VIII, 134 Seiten]
- STRATMANN 1958 = Franziskus Maria Stratmann: Die Heiligen und der Staat, Band 5: Die Heiligen in der Versuchung der Macht. Frankfurt am Main: Knecht 1958. [502 Seiten]
- STRATMANN 1962a = Franziskus Maria Stratmann: Gaben und Aufgaben. Über die religiöse Bedeutung der Sieben Gaben des Heiligen Geistes. Frankfurt a.M.: Knecht 1962. [271 Seiten]
- STRATMANN 1962b = Franziskus Maria Stratmann: In der Verbannung. Tagebuchblätter 1940 bis 1947. Frankfurt: Europäische Verlags-Anstalt 1962. [281 Seiten]

Buchreihe

Kirche & Weltkrieg

Band 1

Katholische Diskurse über Krieg und Frieden vor 1914
Ausgewählte Forschungen nebst Quellentexten
Norderstedt 2020 – ISBN: 978-3-7526-7268-8

Band 2

Protestantismus und Erster Weltkrieg
Aufsätze, Quellen und Propagandabilder
Norderstedt 2020 – ISBN: 978-3-7526-0414-6

Band 3

Frieden im Niemandsland
Die Minderheit der christlichen Botschafter
im Ersten Weltkrieg – Ein Lesebuch
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-0205-5

Band 4

Katholizismus und Erster Weltkrieg
Forschungen und ausgewählte Quellentexte
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-2805-5

Band 5

Franziskus Maria Stratmann O.P.
Weltkirche und Weltfriede
Katholische Gedanken zum Kriegs- und Friedensproblem
Norderstedt 2021 – ISBN: 978-3-7534-3993-8

Books on Demand

<https://www.bod.de/buchshop/>

Internetseite zum Editionsprojekt

<https://kircheundweltkrieg.wordpress.com/>